Auswahl
kleiner
Romane und Gedichte
für Freunde
einer
aufheiternden Lektüre.

Viertes Bändchen.

Inhalt:

Osiuna, die nordische Ino, von H.
Tantchen Roßmarin, oder alles verkehrt, von H. Zschokke.
Das hölzerne Haus, von K. Graß.
Zufalls-Launen, von A. v. Kotzebue.
Gedichte von K. Graß, Wyß und Burkhardt.

Aarau 1812
bei H. R. Sauerländer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Feuergeist.

Beschluß.

Mahnungen.

Wir hatten fortan keine Ruhe, denn Virginio, sobald er Olgiato besetzt hatte, wandte sich wider uns mit seiner gesammten Macht. Darum beschlossen wir, uns im Gebirg zu zerstreuen, und frisches Volk zu werben. Ich aber fürchtete des Marco Nachstellungen, und ward mit Hermingarden eins, sie zur Martha am Bolsener-See zu bringen. Ehe wir aber den Entschluß ausführen konnten, kam Virginio von allen Seiten gegen die Verbannten angerückt. Da brachen diese in der Nacht auf, und vertheilten sich im Gebirg, jeder nach dem Ort, welchen Piccolomini anzeigte, denn er führte über uns den obersten Befehl. Mich schickte er mit zehn Reutern nach dem Ort Alcini, welcher aus einzelnen Häusern besteht, die hoch an den Bergen liegen.

Als wir dahin kamen, gaben uns die Landleute Nahrung und Obdach, weil wir Geld hatten, ihnen zu zahlen. Auch vermehrten sie meine

Schaar mit zwölf entschlossenen Leuten, welche mit uns auf Beute gehen wollten.

Hermingarde aber beschwor mich, diese Lebensart zu verlassen, und mit Ihr zum Bolsenersee zu gehen; auch nach Deutschland wollte sie mir folgen, wenn ich es heißen würde. Ihre Worte bekümmerten mich sehr; denn ich konnte ihr noch nicht mein Geheimniß vertrauen. Auch Thorhaimer, der mit uns war, drang mit rührenden Bitten in mich, daß ich dies böse Gewerbe aufgeben solle, welches nichts anders sei, denn ein gemeines Räuberleben. Aber ich blieb unerschütterlich, denn ich wollte treulich um den Spiritus familiaris dienen, wie mir vorgeschrieben worden. Da nun Thorhaimer sah, daß ich nicht zu bewegen sei, sprach er: „Ich verspüre wohl, liebster Herr, daß Euch geheime Ursachen nöthigen, dies gefährliche Handwerk nicht zu verlassen. Und tröstet es mich, daß es nicht lange währen wird, bis Ihr davon zurückkehret. Doch gedenket des zarten Fräuleins, und daß es nicht diese unstäte und flüchtige Lebensweise ertragen mag, ohne seine Gesundheit einzubüßen. Darum sorget wenigstens für dessen Ruhe und Sicherheit. Auch ist es nicht wohlgethan, daß Ihr mit

diesem tugendhaften Fräulein umherziehet, das Euch mit so großer Liebe ergeben ist. Ihr seid jung, und die Versuchung der Sünde ist groß. Aber an Euch ist es am ersten, die Unschuld des Fräuleins zu schützen. Darum bedenket es wohl, was Ihr thut.

Ich ward durch diese und andere Reden in tiefes Nachdenken gebracht, und ich beschloß in meinem Herzen, Hermingarden mir durch Priesters Hand vermählen zu lassen, wenn sie einwilligen würde, und sie dann nach Rom oder in eine andere Stadt, oder wohin sie begehren würde, in Sicherheit zu bringen, bis meine Dienstzeit um den Spiritus familiaris abgelaufen sein werde. Da ich aber zu dem Ende noch Unterredung mit Piccolomini pflegen mußte, begab ich mich zu Hermingarden, und stellte ihr vor, wie daß ich, um unsrer Zukunft willen, mit dem Haupte der Verbannten Abrede nehmen wolle. Ich versprach ihr, nach zwei Tagen zurückzukehren, und Thorhaimern zu ihrer Bedienung und zu ihrem Schutz zurückzulassen.

Hermingarde willigte nur weinend in meine Entfernung, und ich erkannte, wie zärtlich ich von ihr geliebt sei. Und es verflossen zehn Tage,

ehe ich meinen Vorsatz vollführte. Da aber schickte mir Piccolomini, der zu Scenna lag, einen Eilboten, daß ich mich zu ihm verfügen müsse, und ich gehorchte. Mit stummer Wehmuth lag ich an Hermingardens Brust, und wie ein Verzweifelter schied ich von ihr.

Unglück.

Piccolomini empfing mich zu Scenna mit düsterm Gesicht. Auch vernahm ich bald, welche Unruhen ihn plagten. Er meldete mir, wie der neue Pabst Gregorius, des Namens der Vierzehnte, gleich nach seiner Erwählung, ihn, den Piccolomini, und fünfzehn andere Häupter der Verbannten durch ein Breve nach Rom berufen habe. Weil nun keiner von ihnen Folge geleistet, habe der Pabst sie alle zum Tode verdammt, und die Herrschaft Monte-Marciano in Besitz nehmen lassen, den Piccolomini derselben verlustig erklärt, und diese Stadt dem Ercole Sfondrata, des Pabstes Nepoten, zum Geschenk gemacht.

„Ei", sprach ich: „wie mag Euch dieser Verlust zu Herzen gehen? Habet Ihr nicht den Spi-

ritus familiaris, der Euch mehr Gold und Gut verschaffen mag, als der Pabst Euch jemals rauben kann?"

Don Alfonso antwortete und sprach: „Es ist auch nicht dies, was mich am meisten betrübt, wohl aber die Unbeständigkeit meiner Freunde. Denn kaum haben sie vernommen, daß ich Monte-Marciano durch den Pabst verloren habe, so wollen sie gegen mich lau werden, und trachten die Leute von mir abwendig zu machen. Der niederträchtige und verruchte Pierconto Gabutio ist wiederum der Erste gewesen, welcher seine alte Feindschaft erneuert und das Volk gegen mich aufgestiftet hat. Dann ist der Marco Sciarra mir gram geworden, seit ich ihm das Fräulein Hermingarda di Solis abgesprochen, daß er Euch dasselbe überlassen mußte, und hat sich zu der Parthei des Pierconto geschlagen. Nun ist es darum, daß wir berathschlagen, was wir beginnen, um Ordnung herzustellen."

Ich sagte, daß ich entschlossen sei, mit ihm zu halten, wenn ich vorher meine eigenen Angelegenheiten berichtigt habe, und trug ihm vor, was ich wegen meiner Geliebten entschlossen sei.

Er erwiederte trocken: das könne nicht sein,

denn ich dürfe mich nicht vermählen und meinem Weibe anhangen, so lange ich um den Spiritus familiaris diene, widrigenfalls meine Mühe und Arbeit, ja selbst der Dienst des Feuergeistes verloren wäre. Wohl möge ich aber das Fräulein mit mir führen, und dasselbe erkennen, wie eine Gemahlin; doch dürfe mich keines Priesters Hand mit demselben verbinden, bis mein Dienst bis auf die letzte Minute abgelaufen sei.

Dies machte mir große Bestürzung. Bald darauf kamen Battistella, Tutio de Petraita und Pietrangelo. Sie sagten, Sciarra liege in dem Städtlein Valva. Man müsse jetzt alles Volk, samt den Neugeworbenen zusammenthun, gen Valva aufbrechen, und einen Vergleich stiften, oder die Mißvergnügten mit Gewalt zu Paaren treiben. Doch solle man trachten, Sciarra zu gewinnen, und wenn man ihm das Fräulein zurückgäbe, welches er unweit Olgiato gefangen, und durch Monte-Marciano's Spruch verloren, würde er sich leicht versöhnen lassen.

Da sagte ich, wenn das wäre, so würde bis zum jüngsten Tage keine Versöhnung zu hoffen sein, denn ich liesse mich viel lieber viertheilen, als mir meine Verlobte rauben.

Indem kam auch Paolo de Siena herein. Er war den Augenblick von Valva hergekommen, und brachte Briefe von Sciarra an Piccolomini, in welchen Sciarra erklärte, daß er von Piccolomini keine Befehle mehr anzunehmen gedächte. Und als Paolo hörte, daß von dem Fräulein die Rede sei, und als ich meine Worte wiederholte, die ich vorhin gesprochen, brach er in ein großes Gelächter aus, sagend: „Es sei darum nicht zu thun, denn Sciarra habe das Fräulein schon wiederum, und er werde es sich nicht abermals so gutmüthig entreissen lassen."

Ich erstarrte bei diesen Worten vor Schreck, und sprach: „Paolo, Ihr lüget wie ein Schelm; denn das Fräulein ist bei mir in guter Verwahrung."

Er antworte: „Wenn Euch der Glaube tröstet, so behaltet ihn für Euch. Aber ich weiß, was meine Augen gesehen haben, und diesen Morgen, als er von seinem Streifzug heimkam, hatte er auch das Fräulein gefangen mit sich gebracht, und zwar dasselbe, welches wir mit uns aus Olgiato geführt haben, Namens Hermingarda di Solis. Es weinet und ist untröstlich, vermuthlich ist ihr Don Bastiano lieber."

„Da ich dies hörte, war für mich keine Ruhe mehr. Ich sagte dem Piccolomini, welchen ich bei Seite führte, ich zweifle an des schelmischen Paolo Aussage, wolle aber nach Alcini zurück, und sogleich mit meinen Leuten und dem Fräulein zu ihm stoßen. Er könne fest auf meine Treue zählen.

Don Alfonso belobte mich zwar, aber er setzte hinzu: wie er wünsche sich mit Sciarra auszusöhnen, und daß, falls Sciarra das Fräulein entführt habe, ich des Mägdleins willen nicht unsere gemeine Sache aufopfern solle. Es werde sich schon Gelegenheit finden, ihm die Beute wieder listiger Weise abzujagen.

Diese Rede aus Piccolominis Munde war mir ein großes Aergerniß; denn ich sah gar wohl aus diesem und allem, was er noch hinzufügte, daß er gesonnen sei, um Sciarra's Freundschaft alles hinzugeben. Darum erkaltete auch ich in meinem Herzen gegen ihn, und schwor, ich würde ihn und den Spiritus familiaris und alles lieber, denn meine Verlobte im Stich lassen.

Damit schwang ich mich auf das Roß, wiewohl es schon spät Abends war, und eilte nach Alcini zurück, indem ich die ganze Nacht ritt.

Es ist aber von Scenna bis Alcini eine volle Tagreise. Als ich mich des andern Tags dem Orte näherte, sah ich großen Rauch aufsteigen von der Gegend. Und da ich hinkam sah ich alle Hütten abgebrannt, alles Volk verschwunden, und weit und breit niemanden, der mir Red und Antwort geben konnte.

••••••••••••

Ich stürzte wie sinnlos neben der Brandstätte des Hauses nieder, wo ich den Thorhaimer mit Hermingarden verlassen, und schlug die Erde mit meinen Fäusten, und geberdete mich wie ein Rasender. Und raffte mich wieder auf, ließ mein verwundetes Roß stehen, und lief umher zu den entferntesten Hütten an den Bergen, um eine Nachricht von dem großen Unglück zu erhalten. Aber alle Hütten standen leer und verwüstet.

Ueber mein Nachsuchen war der ganze Tag vergangen. Ich blieb über Nacht in einem der verlassenen Bauerhäuser, wo ich einige Lebensmittel fand, die mich erquickten. Folgenden Tags, nachdem ein guter Schlaf meine Glieder gestärkt, machte ich mich zu Fuß auf nach Valva, und schwor, diese Schmach in Sciarra's Blut zu

rächen. Denn er allein, wie ich nun überzeugt war, hatte dies Unheil gestiftet. Doch erst den andern Tag des Abends erreichte ich das Städtlein, welches von dem Volk der Verbannten ganz angefüllt war.

Ich mischte mich unter das Gesindel, als gehöre ich zu Sciarra's Leuten, und erfuhr seine Wohnung und daß das Fräulein wirklich darin sei. Wie es dunkel ward, hüllte ich mich in meinen Mantel, und trat mit dem Dolch in der Faust zum Haus hinein, den Sciarra aufzusuchen, niederzustoßen, und Hermingarden zu erlösen. Es war in dem Hause stockfinster, und ich tappte lange umher. Da hörte ich Stimmen. Ich folgte, denn mir war es, wie wenn ich eine weibliche Stimme darunter erkenne. Ich fand endlich eine Thür. Wie ich sie öffnete, erblickte ich Hermingarden, an einem Tischlein sitzend, das schöne Haupt schwermüthig auf eine Hand gestützt. Vor der Thür ging ein Soldat auf und ab.

Ich rief: „Hermingarde!“ Da fuhr sie auf, erkannte mich, und fiel mir um den Hals, rufend: „O Bastiano, rettet mich!“ Der Kriegsknecht fluchte, und wollte sie von mir reissen,

und zuckte gegen mich sein kurzes Schwerd. Aber jach schlug ich ihm den Dolch in die Brust, umfing Hermingarden, und eilte mit ihr stillschweigend zum Haus hinaus über die finstern Straßen. Erst da wir ins Freie gekommeu waren, fiel mir Thorhaimer bei, und ich fragte, ob er noch am Leben sei? Sie aber rief ängstlich: „Flieh, flieh, ehe man uns findet. Ich weiß ja nicht, ob Thorhaimer lebt.“

Nun verdoppelten wir unsere Schritte, einem Fußweg folgend, der von Valva hinwegführte wir wußten nicht wohin. Auch war es uns gleichgültig, wohin wir kamen, und wir getrauten uns kaum, zu reden. Ich freute mich aber meines Glücks. Der Himmel war dicht umwölkt, daß man kaum einen Schritt weit sah.

Nachdem wir wohl drei Stnnden zurückgelegt hatten, kamen wir an einen Strom, der sehr breit und reissend zu sein schien. Am Ufer lag eine von Schilf und Binsen aufgeschlagene Hütte, worin kaum drei Personen Raum hatten, wenn sie saßen. Da wurden wir einig, auszuruhen und den Morgen zu erwarten, denn es erhob sich zu gleicher Zeit ein starker Regen. Und wir flüchteten unter das niedrige Schilfdach, wo wir

den Boden mit altem Stroh zu einem Lager bedeckt fanden.

Nun erst erzählte ich Hermingarden, wie ich schon zu Scenna das Unglück erfahren, was begegnet sei, und wie ich nach Alcini zurückgeeilt wäre, und statt ihrer nur rauchende Brandstätten gefunden hätte; wie ich sodann gleich aufgebrochen und zu ihrer Rettung nach Valva geflohen wäre.

Sie umschloß mich mit ihren Armen, und dankte mit Millionen Küssen, und ließ mich wiederholt schwören, sie nie und unter keinem Vorwand wieder zu verlassen. Die Wellen des Stromes brauseten, der Regen rauschte, der Wind heulte. Ach, wir vergaßen Arm in Arm der Welt und ihrer Uebel. Wir waren die Seligsten auf Erden, harmlos um jede Zukunft. Die Verlobte erwachte erst spät Morgens in meinen Armen.

Merkwürdiges Gespräch.

Nie war mir Hermingarde liebenswürdiger erschienen, als bei diesem Erwachen, da sie mich holdselig umarmte, dann mit reizendem Schämen ihr himmlisches Antlitz an meiner Brust verbarg.

„Ach!“ sagte sie, wie sehr liebe ich dich, Bastiano! Aber du hast übel gethan, nach deiner Flucht von Colleferro dich zu den Banditen zu schlagen, und mit diesen Räubern Gemeinschaft zu halten. Gelobe mir, nie wieder zu ihnen zurückzukehren, und mich nach Rom zu führen.“

„Nach Rom will ich dich führen, göttliche Hermingarde“, antwortete ich: „aber schon in Alcini sagte ich dir: alte und theure Gelübde binden mich an Piccolomini. Ich bin in Verzweifelung. Ich kann dich nicht verlassen. Mein Leben hängt an dem deinigen, und doch, ich verliere alles, wenn ich nicht mit Piccolomini gehe.“

Da wollte sie schlechterdings wissen, was mich an den Verbannten fesseln möge, und ich mußte ihr erzählen, wo und wie ich den Herrn von Monte-Marciano kennen gelernt. Ich that dies auch, doch hütete ich mich wohl, ihr von dem Spiritus familiaris zu sagen, um den ich diene. Wohl gab ich ihr zu verstehen, daß er im Besitz vieler geheimen Wissenschaften sein möge.

„Hermingarde“, sprach ich: „und meinen Verwandten in der Heimath habe ich gelobet, geheime Kenntniß mitzubringen aus Italien. Pic-

colomini oder keiner kann mir solche geben. Davon habe ich Beweis."

Sie lächelte und sprach: „Er ist ein gemeiner Abentheurer, und Bastiano eine gar ehrliche Haut. Wollte ich Bastiano's Leichtgläubigkeit betrügen, ich würde es können im halben Schlaf." — Sie küßte mich gar zärtlich bei diesen Worten, damit ich nicht zürne.

Aber ich zürnte doch heimlich, denn ich mochte nicht dulden, daß sie mich weniger achte, als liebe. Und ich wies ihr darauf ihr Bildniß, welches ich immerdar auf meiner Brust trug, und sprach: „Kennst du diese Madonna noch? Seit dem Tage, da ich es in Verona empfangen von Bevilacqua — seit dem Tage habe ich dich mit abgöttischem Herzen geliebt."

Sie fragte: „Weißt du, woher es Bevilacqua empfangen?"

Ich antwortete: „Aus der Gallerie des Herzogs in Mantua ließ er die Kopie nehmen."

Sie lächelte, als verstände sie nun alles. Ich aber verstand sie nicht, und fuhr fort: „Als nun Piccolomini das Bildniß bei mir zum erstenmal gesehen, hat er mir verheißen, ich werde dereinst das Urbild lebendig schauen."

„Er konnte es dir wohl verheißen, Bastiano, da er mich kannte. Ich aber hasse den Piccolomini. Ich sah schon in der Villa Foscarini, daß er dich zu mißbrauchen gedenke. Ich aber ließ mich zu dem Possenspiel verleiten, weil es meinen Freunden Lust machte, dich zu ängstigen. Sage mir, Bastiano, hat dir Piccolomini jemals Geld begehrt? oder hast du ihm jemals geliehen?“

Ich antwortete, jedoch nicht ohne Stocken: „Niemals für sich selbst.“

Sie strich mir lächelnd mit der zarten Hand über das Gesicht, und sprach: „Ich mag nicht sehen, wie du lügest. Es steht dir nicht wohl. Also dafür ließ der Betrüger steinerne Bildsäulen wandeln, um dich zu fangen. Selbst seine Freunde betrog er, und machte sie zum Werkzeug seiner gottlosen Pläne.“

Diese Worte machten mich ernsthaft, und ich fragte: „Was weißt du Uebels von dem Mann?“

Sie entgegnete: „Erinnerst du dich der Villa Foscarini? Glaubtest du ernstlich damals, als ich unter den drei Bildsäulen gestanden, ich sei ein Steinbild? oder als ich an deinem Tische vorüberwandelte, mit Kreide gebleicht, wie ein weißer Marmor, ein Stein könne wandeln?“

Da fuhr ich auf erschrocken, und schrie; „Hermingarde, was sprichst du? Bist du selbst es gewesen?“

„Ich war es allerdings, weil uns deine thörichte Gespensterscheu belustigen sollte. Auch haben wir redlich auf deine Unkosten gelacht. Doch wir hielten den Piccolomini nur für einen lustigen Zeisig, der uns ein Fest geben wollte. Er aber hat dich geblendet, und ich irre mich nicht, du verehrst noch heut in ihm einen Zauberer.“

Von dieser Rede ward ich sehr betroffen. Und da ich sie noch weiter wegen der Umstände jenes Abends befragte, antwortete sie mir auf alles, nannte mir die Namen der Anwesenden, ihre Gestalt und Kleidung, selbst die Speisen, welche auf dem Tische standen, als die Bildsäule vorüberging, also, daß ich in der Wahrheit ihrer Rede nicht zweifeln konnte.

Da verbarg ichs nicht länger und fragte: „ob sie niemals davon gehört, daß ein Mensch einen Spiritus familiaris besessen, durch welchen er wunderbare Einsichten erlangt, und große Dinge verrichtet?“

Sie antwortete: „Ich habe wohl davon gehört, aber noch niemanden gesehen, der im Besitz

des Geistes gewesen. Doch wenn der Piccolomini sich desselben rühmt, so glaube ich nicht, denn seit er der Herrschaft Monte-Marciano verlustig erklärt worden, ist er ein armer Ritter, der nichts hat, als was er zusammenraubt. Er ist ein Schandflecken seines erlauchten Geschlechtes, und die Seinigen erröthen vor Scham, wenn seiner gedacht wird."

Neue Verlegenheit.

Hermingardens Reden hatten mich in große Bestürzung gesetzt, daß ich in tiefes Nachdenken verfiel, bis sie mich daran mahnte, aufzubrechen, um über den Strom zu kommen und Sciarra's Nachstellungen zu entgehen. Wir gingen also am Wasser entlang, bis wir im Gehölz einen Steg von Baumstämmen darüber fanden, zwischen Felsen. Nach einer halben Stunde erreichten wir ein Bauerhaus, wo wir uns mit schlechtem Brod und Milch erquickten.

Wir hatten nun mühsames Wandern, und mußten zwei Tage lang in schlechten Dörfern Herberg nehmen, bis wir endlich zur Stadt Aquila gelangten. Und ich litt auf dieser Reise

großen Kummer um Hermingardens willen, denn ihre zarten Füße waren des Laufens ungewohnt. In Aquila hielt man uns für Pilger, denn wir hatten unterwegs Kleider gekauft und angethan, wie die Wallfahrer zu tragen pflegen. Auch war ich in großer Noth, weil ich schier ohne Geld war; denn all mein Gut hatte ich dem Thorhaimer in Alcini in Verwahrung gegeben.

Da Hermingarde erfuhr, wie übel es mit mir stände, ward sie sehr ernst, und sprach: „Könntest du mich bis gen Rom bringen, so wäre mir und dir geholfen. Denn meine Kasten sind durch den Prinzen von Colleferro nach Rom vorausgesandt, und einer meiner Diener dabei. Auch habe ich großen Theil aus dem Nachlaß des Marchese de Lamentano. Ich wollte dich stattlich kleiden, und du würdest bei mir wohnen und mein Bruder heißen.

„Wie?“ rief ich mit Erschrecken: „Also warst du doch im Hause des Prinzen Colleferro? warst du nicht die Courtisane des unglückseligen Lamentano? Bist du wieder Donna Lucia, nicht mehr Hermingarde?“

Sie lachte und sprach: „Du bist ein Thor!

Ich muß wohl für dich selber sorgen.“ Damit verließ sie das Zimmer der Herberg, in welchem wir beisammen waren.

Ich aber saß gleich einem Steinbilde da, und wußte nicht, was beginnen. Denn nun war mir hell, daß ich mit Hermingardens Gestalt reise, und doch nicht Hermingarde habe, sondern daß mich abermals ein böser Geist äffe, wie auf der monteleonischen Hochzeit. Schon waren mir unterwegs oft Zweifel rege geworden, wenn sie vermied, von Olgiato und dem Treffen zu reden, und von unsern Gesprächen in Alcini, was ich ihr alles wiederholte. Auch erwachte mir Argwohn, wenn ich in ihren Armen lag; denn Hermingarde liebte mit keuscherem Gemüthe, als Donna Lucia, und ein allzuverwegener Kuß, in Alcini gegeben, drohte mir ihre Verachtung und Ungnade.

Und je länger ich erwog, je mehr fand ich zwischen dieser und Lucia's Gestalt und Art Aehnlichkeit. Oft hatte ich in Alcini Hermingarden von Piccolomini geredet, aber nie nannte sie ihn einen Betrüger. Wohl hatte mich Don Alfonso oft gewarnt vor bösen Geistern, die mir den Gewinn des Spiritus familiaris zu entreissen trach-

ten würden. Darum riß ich auch allen Verdacht wieder aus dem Herzen, welchen sie mir gegen Alfonso eingeflößt hatte. Denn könnte sie mich von ihm abwendig machen, so war ich auch abwendig vom Spiritus familiaris, und selbst der Feuergeist wäre Betrug gewesen, der mir allezeit Wahrheit verkündet, und mich in den blutigsten Gefechten unverletzt erhalten hatte, wie mir Piccolomini vorausgesagt.

Da beschloß ich, den Feuergeist zu befragen, und noch in derselben Stunde Aquila und Lucia zu verlassen und zum Piccolomini zurückzugehen, wenn er mir durch trübes Licht andeuten würde, daß ich in Gefahr sei. Wie ich ihn aber aus dem Gürtel hervorzog, leuchtete er glänzender, denn jemals; dies machte mich sehr irre, und ich beschloß, abzuwarten, was aus den Gaukeleien werden könne, die mir getrieben wurden. Denn der Feuergeist hatte mir noch nie übel geweissagt.

Und als Lucia wieder in das Gemach hereintrat, überfiel mich ein Schauder, denn je länger ich sie betrachtete, je mehr sah ich doch, es war Hermingarde.

Fortsetzung des Vorigen.

Sie aber schien meine Unruhe wahrzunehmen, und belustigte sich sehr darüber und sprach: „Welchen Unterschied findest du an mir, wenn ich dir als Hermingarde oder als Lucie erscheine?"

Ich sprach: „Keinen, als daß ich deinen Besitz jedesmal mit einer Mordthat bezahlen muß, wie ich denn deinetwillen mich mit dem Blute Lamentano's und mit dem Blute des Soldaten in Valva besudelte. Darum ist mir nicht wohl bei dir. Ich bete dich an und verabscheue dich. Mir ist nicht wohl, bis ich fern von dir bin."

Da hob sie bitterlich an zu weinen, und warf ihre Arme um meinen Hals, flehentlich, daß ich sie nicht allein lasse in der fremden Stadt, ohne Rath und Beistand. Und sie erinnerte mich an meine Gelübde, die ich ihr zu Loreto gethan, und an die Stunde, da sie mir im Wäldlein bei Assissi zuerst ihre Liebe gestanden. Und sie beschwor mich, ihr den Muthwillen zu verzeihen, welchen sie mit mir getrieben, als könne sie in zweierlei Gestalten erscheinen. Sie habe nur meine eigenen Einbildungen benutzt, und mich darin bestärkt, um sich Vergnügen zu machen.

Auch werde Thorhaimer mir sagen, wie sie zu Alcini gelitten, da ich sie verlassen, und wie sie von Sciarras Leuten hinweggeschleppt worden, habe sie nur meinen Namen gerufen, bis sie ohnmächtig geworden sei.

Und wie sie dies sprach, verschwand mein Grausen, und meine Liebe erwachte von neuem. Denn es war keinem Menschen möglich, sie zu hassen, wenn sie in Thränen verging. Und ich erneuerte meine Gelübde, und erinnerte sie daran, wie sie mir in Alcini verheissen, mir nach Deutschland zu folgen. So solle es geschehen, und ich wolle sie mir ewig verbinden durch Priesters Hand, doch nicht also gleich, sondern wenn ich zuvor noch ein großes Geschäft vollendet haben würde, deswillen ich nach Welschland gekommen sei.

Als ich sie besänftigt hatte, ward sie wieder die Holdselige, die sie immer war; doch legte sie ihren Muthwillen ab.

Ich gedachte andern Tags, wie ihr Begehren gewesen, sie nach Rom zu führen, wohin ich selbst verlangte, um Don Bevilacqua zu sehen, an welchen für mich Briefe und Gelder aus Deutschland geschickt zu werden pflegten. Denn ich war jetzt sehr arm, und hatte kaum genug, die Reise

gen Rom zu thun. Aber Hermingarde klagte über große Müdigkeit, und bat so inständig, sie einige Tage ruhen zu lassen, daß ich nicht wohl anders konnte. Wir blieben also vier Tage lang müssig in Aquila.

Am fünften Tage kam ein kostbarer Wagen, mit schönen Maulthieren bespannt, vor die Herberge gefahren; ein reichgekleideter Diener trat in das Haus und begehrte Donna Lucia zu sehen. Sie winkte mir, daß ich sie allein lasse, und es verging eine Stunde, bevor sie mich wieder rufen ließ. Da ich zu ihr kam, fand ich viel Gepäck in ihrem Gemach, und sie war köstlich, doch wie zur Reise gekleidet, und hatte goldene Ringe an allen Fingern, und mehrere Goldstücke lagen auf dem Tische.

„Jetzt ist geholfen, Bastiano!“ sprach sie, „und ich danke Euch, daß Ihr mir diese Tage treu geblieben, und mich nicht im Elend allein gelassen, und bitte Euch, mich zu begleiten. Weil aber Euere Kleider zerrissen und vom Staub und Unrath übel zugerichtet sind, sorget dafür, Euch neues Gewand zu schaffen. Nehmet von dem Gelde soviel Euch beliebt.

Es that mich dies Wort befremden, und noch

mehr die Art und Weise, wie sie zu mir sprach. Ich wollte von dem Gelde nicht, und sagte: ich würde sonder Zweifel in Rom für mich finden.

„Vielleicht gehet Ihr lieber zu Euerm Freund Piccolomini zurück“, versetzte sie darauf, „und nun will ich Euch länger nicht halten, wenn Ihr in Euer Verderben rennen wollet. Denn ich habe zur Genüge erfahren, daß der Bösewicht Euch mehr werth sei, denn meine Person. Und hätten Euch meine Bitten und Thränen nicht bezwungen, Ihr würdet mich schon den Abend nach unserer Ankunft allhier in meiner jämmerlichen Lage verlassen haben. Gehet denn hin! Ich habe meine Gunst einem Unwürdigen verschwendet. Aber hütet Euch wohl, Euch dessen zu rühmen, es könnte Euch gefährlich sein.“

„Wie, ist das die Stimme meiner Hermingarde, die ich höre?“ rief ich: „Also hieltet Ihr mich nur fest, nicht weil Ihr mich liebtet, sondern meiner zu Euerm Schutz bedurftet? Also waren jene Schwüre und zärtlichen Liebkosungen eitel Trug?“

„Nein, Bösewicht, schöner Bösewicht!“ sagte sie: „Ich habe dich geliebt, und liebe dich noch, wie ich keinen Mann geliebt habe. Und ich fürchte

durch dich zur Thörin zu werden. Darum ist besser, wir scheiden; denn ich darf und will mein Leben nicht an das Leben eines Abentheurer hängen, der mit Räubern lebt. Seht, Bastiano, welchen Beweis ich Euch von meiner Liebe gebe. Vergesset des Piccolomini und seiner Bande, kommet mit mir gen Rom, und nennet Euch meinen Bruder, so soll es Euch an nichts gebrechen. Selbst wegen Lamentano's Tod habet Ihr nichts zu befahren, denn Lamentano hat noch reuig ausgesagt, er sei an seinem Unglück Schuld, und kein anderer. Ihr dürfet also ohne Furcht bei mir wohnen und öffentlich erscheinen. Wollet Ihr Piccolomini verlassen?"

Da wandte ich mich mit Verachtung von ihr und sagte: „Nein! eines solchen Weibes willen fällt der Mann nicht ab vom Mann. Daß Ihr mir also redet, ist Zeugniß genug, Ihr habet mich nie geliebt, sondern nur Euere Lust mit mir büssen wollen. Verflucht sei meine Leichtgläubigkeit und der Tag, da ich Euch vor den Schwellen des heiligen Hauses zuerst erblickte; verflucht die Stunde bei Assissi, da ich Euere ersten Gelübde hörte, und verflucht das Bild, das mir die Leidenschaft gab!"

In der Wuth riß ich die Madonna Sclafanis aus meiner Brust, und zertrat das Bild auf dem Erdboden, hob die güldene Kette auf und sprach: „Ich will sie zu einem Goldschmied tragen, er wird mir dafür geben, daß ich ohne Eure Allmosen reise.“

Ich ging aus dem Zimmer und glühte vor Zorn. Sie rief mir ängstlich nach, und wollte mich zur Umkehr bewegen; aber ich blieb taub und ging von dannen.

Abentheuer in Rom.

Der Goldschmied von Aquila zahlte mir kaum die Hälfte dessen, was die Kette werth gewesen, und betrachtete mich gar argwöhnisch, als hielte er mich für einen Räuber. Von ihm begab ich mich in die Kirche, da eben Messe gelesen ward, und verrichtete mit bußfertigem Gemüth meine Andacht. Als ich wieder zur Herberge kam, war Donna Lucia in ihrem Wagen abgereiset; und da ich bezahlen wollte, was wir verzehrt hatten, war die Rechnung schon abgethan. Der Wirth übergab mir aber ein Brieflein, welches Lucia für mich hinterlassen, des Inhalts: „Sie warne

mich zum letztenmal vor meinen schlechten Freunden; verzeihe mir auch meinen Zorn, und werde mir in Rom Beweise geben, daß ich ihr noch immer theuer sei. Sie hoffe, ich werde mich eines Bessern besinnen und ihr gen Rom folgen.

Ich zerriß den Brief und verließ die Stadt, und lief den Weg ins Gebirg zurück, um Piccolomini zu suchen. Da ich aber unterwegs bedachte, wie ich doch besser thue, Don Bevilacqua aufzusuchen, wo vielleicht Nachrichten von Hause auf mich warten möchten, kehrte ich wieder um, und wanderte die Straße gen Rom.

Spät Nachts kam ich in einem Flecken an, Vicovaro geheißen. Da fand ich in der Herberg einen Wandersmann, der am Tische saß, Wein zu trinken. Wie ich mich zu ihm setzte, und ihn näher betrachtete, erkannte ich ihn, daß er zu dem Haufen gehöre, welchen Battistella del Aratro führt. Und ich machte mich an ihn, und fragte leise: „Ist der Battistella nahe? oder Piccolomini? Da erblaßte der Mensch, und sah mich mit starrem Blick an. Wie er mich aber erkannte, schnalzte er mit den Fingern in der Luft und sagte: „Alles vorbei! alles aus einander!"

Nun begehrte ich mehr zu wissen, und erfuhr,

daß Piccolomini von allen Verbannten im Stich gelassen worden sei, und der Mark Ancona zugeflüchtet wäre, um sich nach Venedig zu retten. Ein großer Haufen der Verbannten treibe sich in der Gegend von Riete umher, wo sie alles Korn auffingen, was den Tiberfluß hinab nach Rom ginge, und sie hätten tägliches Gefecht mit Don Virginio Ursini, dem päbstlichen Feldherrn. Auch Don Marco de Sciarra wäre dabei. Aber die Sache neige zum Ende, und jeder bringe seine eigene Haut in Sicherheit.

Eben dies erfuhr ich auch andern Tags auf der römischen Landstraße, wo ich mit den Landleuten redete, die Korn nach Rom führten; denn in der Stadt, wie sie sagten, war großer Mangel. Nun gereuete es mich nicht, daß ich nicht, wie es anfangs mein Wille gewesen, ins Gebirg gegangen, den Piccolomini zu suchen. Doch fing mir die Flucht des Piccolomini an, großes Besorgniß zu erwecken, und der Argwohn, welchen Donna Lucia in mir angeblasen, schien gerechtfertigt werden zu wollen. Falls Don Alfonso Herr des Spiritus familiaris wäre, dachte ich in mir selber, möchte er aller menschlichen Nachstellungen spotten; er würde allezeit des Geldes

vollauf haben, und an Anhang könne es ihm nicht fehlen.

Zu Rom kehrte ich in eine geringe Herberg ein, wohin arme Pilgersleute zu gehen pflegen; auch gab ich den Leuten vor, aus Deutschland zu kommen, um zu St. Peter Ablaß zu holen. Ich that es aber, weil mir Geld fehlte. Folgenden Tages kaufte ich mir vor einer Bude sogleich saubere Tracht und einen Degen, und ging damit in meine Herberg und kleidete mich neu. Dann machte ich mich auf, Don Bevilacqua zu suchen, und ließ mich zu der Wohnung führen, die er mir schon in Verona bezeichnet hatte. Als ich aber dahin kam, vernahm ich mit großer Bestürzung, wie er schon vor einem Monat gen Florenz abgereiset sei, weil er die böse Luft von Rom nicht mehr ertragen können.

Nun war ich in großer Noth, denn ich hatte alles, was mir zu Aquila für die goldene Kette gegeben worden war, an die neue Kleidung verthan, und das Brod war in Rom so theuer, daß man kaum für Geld bekam. Ich strich den ganzen Tag schwermüthig auf den Gassen und in den Kirchen nmher, und wußte meinem Uebel keinen Rath zu schaffen. Ich war zu stolz, die

verrätherische Lucia aufzusuchen, und wenn ich gewollt hätte, wußte ich nicht, wo sie finden in der unermeßlichen Stadt. Ich begab mich des Abends ungesättigt auf mein hartes Lager, wo ich jedoch neben vielen andern Pilgern sanft einschlief; denn der Glanz des Feuergeistes gab mir fröhlichen Muth.

Den andern Tag verzehrte ich mein letztes Geld, also, daß ich nicht mehr behielt, ein Nachtlager zu zahlen. Ich war in großer Bangigkeit. Aber der Feuergeist machte mir neue Hoffnung; denn da ich ihn am frühen Morgen im Dunkeln betrachtete, war er voll Glut.

Es blieb mir keine Hilfe, als die neuen Kleider wieder zu verkaufen, womit ich mich geschmückt hatte, um mit dem Wenigen, so ich daraus lösen würde, Florenz zu erreichen. Aber man bot mir weniger, denn die Hälfte dessen dafür, was sie mich Tags zuvor gekostet hatten.

Da redete ich einen Juden an, und bot ihm die Kleider. Er schüttelte den Kopf und fragte nach Kostbarkeiten; sagte, er sähe wohl, ich sei ein Kavalier, der in der Noth sei, und wäre bereit, mir zu helfen. Er verlange nichts von mir zu kaufen, sondern wolle mir Geld darleihen,

wenn ich ihm Unterpfand geben würde. Ich ging mit ihm, wiewohl ich nichts hatte, ihm zu geben. Wie wir nun in sein Haus getreten waren, begehrte er zu sehen, was ich ihm als Unterpfand bieten möchte. Ich gerieth in große Verlegenheit, und versicherte, wenn er mich gen Florenz begleiten würde, ihm seine Reise zu zahlen, weil ich dort mehr Gelder zu heben habe, als ich gebrauche. Er schüttelte zu allem den Kopf. Da fiel mir, als letztes Hilfsmittel, der Feuergeist ein, und ich hoffte den Juden zu bewegen, mich gen Florenz zu bringen, wenn ich ihm zeigte, in welchem wichtigen Besitz ich sei. Zwar erinnerte ich mich wohl, wie mich Piccolomini ernstlich gewarnt, niemandem mein Kleinod zu verrathen; allein die Noth war groß.

Da ich nun dem Hebräer von diesem Geheimniß redete, horchte er begierig auf, und begehrte den Schatz nur zu sehen, mit Verheißen, er wolle ihn gar nicht berühren. Darauf zog ich das Fläschlein, und wies ihm den Feuergeist. Er betrachtete ihn lange mit großer Aufmerksamkeit, und dann rief er: „Der Herr wird mich nicht betrügen! Ist nichts, denn ein bononischer Stein,

auf besondere Art zubereitet und eingeglaset. Ich habe auch, und kann dem Herrn davon verkaufen."

Damit ging er und reichte ein Geschirr, worin kleine gelbgraue Steinlein lagen, und stellte sie an die Sonne. „Sehe der Herr, Feuergeister so viel er mag! Aber sie machen nicht stich- und schußfest." Nachdem hielt er sie ins Dunkle, und ich gewahrte mit Erstaunen, wie sie, gleich glühenden Kohlen brannten und leuchteten wie mein Feuergeist. Da fiel es mir schwer auf das Herz. „Stelle der Herr nur sein Fläschlein oft an das Tageslicht, so wird der Stein darin glänzen, wie ein Carfunkel", sagte der Hebräer, und that sein Geschirr wieder auf die Seite." Der Herr hat nichts anders, als den bononischen Stein, so können wir keine Geschäfte machen."

Nach diesen Worten führte er mich an die Thür, und ließ mich auf der Straße allein stehen.

* * * * * * * * * * * *

Darüber bin ich sehr niedergeschlagen gewesen. Ich meinte, ich wolle über die Einfalt und Unwissenheit des Hebräers lachen, und konnte es doch nicht. Zwar hatte sein bononischer Stein viel Gleichheit mit dem in meinem Fläschlein,

und hatte im Finstern dessen Licht; auch traf zu, daß man den Feuergeist mit Sonnenstrahlen nähren müsse, gleichwie den bononischen Stein; aber der Feuergeist hatte meinen Leib doch vor allem Unglück bewahrt, und konnte mir bös und gut wahrsagen, was kein bononischer Stein mag. Dann aber gedachte ich wieder, daß der Feuergeist mir schön gestrahlt, wo ich doch von Hermingarden selbst verrathen worden bin, und seit vielen Tagen hell leuchtete, wo ich nicht hatte, meinen Hunger zu stillen. Und wenn ich an Don Alfonso's hilflose Flucht gen Venedig, und an Hermingardens Warnungen, und an den Betrug dachte, welcher mir mit dieser Courtisane gespielt worden, als ich sie für eine Bildsäule halten sollte, entfiel mir alle Lust am Leben. Denn ich sah mich von einem Betrüger ins Elend gebracht, welchen ich für meinen Freund gehalten, und von einem Weibe schimpflich verspottet, welches seiner Abentheuer zu pflegen, mir wie eine Heilige erschienen war, und meine Leidenschaft und Leichtgläubigkeit mißbraucht hatte zur Sünde. Da schwor ich in meinem Herzen, keinem Menschen mehr zu trauen, und ich sehnte mich nach einer Einöde, wo ich der Welt absterben könne.

In diesen Gedanken vertieft war ich durch manche Straße gegangen, und stand unweit eines alten Mauerwerks, welches vor Zeiten eine Kirche der Heiden gewesen sein mag, worin sie ihre Götzen verehrt. Und wie ich dasselbe betrachtete, fiel mir ein Mann zu Füßen und umarmte meine Knie, das ich sehr erschrak. Wie er aber sein Angesicht aufrichtete, war es der alte Thorhaimer, der vor Freude und Thränen nicht reden konnte. Da ward mir, als sähe ich einen Engel des Herrn, und fiel ihm um den Hals und küßte ihn, und weinte vor Freuden wie er.

Nachdem gingen wir beide Arm in Arm, gleich Trunkenen, durch die Straßen, und wurden des Erzählens nicht satt. Und wie ich ihm sagte, in wie große Armuth ich gerathen, wie Hermingarde treulos geworden sei, stand er still und betrachtete mich, und meinte, ich rede irre.

„Wie sprechet Ihr auch, liebster Herr!“ rief er und schüttelte den Kopf: „das Fräulein ist nicht von mir gewichen, seit wir in jener schrecklichen Nacht Alcini verlassen haben, da die römischen Kriegsleute den Ort überfielen und verbrannten.“

„Nein, Alter!“ unterbrach ich ihn, „Sciarra

hat die Wuth geübt aus Bosheit gegen Piccolomini, und hat das Fräulein mit sich gen Valva entführt, wo ich es wieder befreite."

Er antwortete: „Wenn Ihr mir nicht glaubet, möge Euch das Fräulein selbst sagen, wie in der Nacht die Römischen gekommen sind, wie der Feldobrist Virginio unser Haus umringt hat, und eingetreten ist; wie sie dann demselben zu Füßen gefallen und um Erbarmen gefleht, weil sie von den Räubern gefangen worden, und nichts mit ihnen gemein habe; wie Don Virginio sie darauf huldreich aufgehoben, und ihr und mir erlaubt hat, mit unserm Gepäck und zwei Maulthieren abzuziehen, und er uns durch seine Leibwachten bis auf die römische Landstraße hat führen lassen; wie hinter unserm Rücken die Hütten von Alcini gebrannt haben; wie das Fräulein zum See Bolsena begehrt hat, aber krank geworden, ehe wir Rom erreicht hatten; wie es seitdem in Rom auf dem Krankenlager geblieben, und nur durch die Hoffnung genesen ist, daß ich Euch im Gebirg von Abruzzo aufsuchen und wiederfinden würde.

Da sagte ich: „Wenn dem also ist, wie du sagst, so möge mir Gott gnädig sein. Denn auch

ich habe dir die Wahrheit geredet; und das Fräulein ist bei mir gewesen, bis in die Stadt Aquila, wo es mich gar schnöde verlassen hat. Und es ist dasselbe, welches ich in Loretto gesehen, bei Trevi verloren, im Hause des Prinzen Colleferro wiedergefunden, dort verlassen, aus Olgiato gerettet, und in Aquila auf ewig verloren habe.“

„Liebster Herr“, sagte Thorhaimer, „ich habe schon oft aus Euern Reden verspürt, daß unholde Geister mit Euch spielen mögen. Darum kommet und fliehet dies gefährliche Land. Auf deutschem Boden ist doch besser wohnen, und das tugendsame Fräulein führet als Euer Gemahl in das Schloß der getreuen Welzer ein. Aber schwöret dem Don Piccolomini ab, denn er führet Euch mit seiner schwarzen Kunst in den Rachen des Verderbens; und ist es kein anderer, denn er, welcher das Teufelswerk treibet, womit er Eure Augen verblendet.“

Nun war ich wieder in größter Verwirrung des Gemüthes, und ich wußte mich nicht zu fassen über das, was ich gehört und was ich doch ganz auf andere Weise erlebt hatte. Wie wir nun vor dem Hause standen, wo Thorhaimer und, wie er behauptete, das Fräulein wohnten,

bat er mich, zu verweilen an der Thür, auf daß er die Kranke wegen meiner unverhofften Ankunft vorbereiten könnte. Ich folgte ihm aber, ohne daß er es wußte, bis vor die Thür des Gemachs, in das er eingegangen war.

Bekehrung.

Nun hörte ich von innen die Stimme Hermingardens, dann wie Thorhaimer erzählte, daß er glaube, mich gesehen zu haben; wie Hermingarde zweifelte; wie Thorhaimer sagte, er habe mich gesprochen, bis er ihr beherzt sagte, ich sei in der Nähe. Nun hörte ich das Fräulein einen großen Schrei thun — dann Todtenstille. Nach einiger Zeit schrie Thorhaimer: „Jesus Maria!" und eine fremde Weiberstimme heulte laut.

Da schlug mein Herz gewaltig, und ich stürzte mit Zittern in das Gemach. Thorhaimer lag kniend an einem Bett, und über das Bett beugte sich eine betagte Frau, und im Bett sah ich Hermingarden eingefallen und bleich mit verschlossenen Augen.

„Ach!" rief Thorhaimer, „diesen Augenblick

ist sie verschieden. Ich Elender habe das Himmelskind mit der voreiligen Botschaft getödtet.“

Aber das Weib winkte ihm und flüsterte leise: „Nein, sie erholt sich, es ist noch nicht alles Leben geflohen. Rufet den Arzt!“

Thorhaimer eilte alsbald hinweg, und wie ich Hermingarden sah, und ihre von Krankheit verzehrte Gestalt, zweifelte ich nicht länger, daß Thorhaimer die Wahrheit geredet, und mich abermals in Valva ein höllisches Trugbild berückt habe. Und ich sank weinend auf den süßen Leichnam meiner Geliebten, und küßte ihre kalten Lippen, und rief tausendmal ihren Namen. Darauf schlug sie die trüben Augen auf, und starrte mich an, und seufzte einen tiefen Seufzer, und schloß die Augen wieder und ward wie eine Todte.

Da Thorhaimer den Arzt brachte, ward ich in ein anderes Zimmer geführt; da lag ich verzweifelnd auf einem Ruhebett, bis der Arzt wieder zu mir kam, und versicherte, das Fräulein sei gerettet; doch dürfe ich mich nicht zeigen, bis den andern Tag, sonst würde es das Leben der zarten Blume gelten. Welch ein schmerzlicher Tag, welch eine qualvolle Nacht.

Wie ich des andern Morgens zu Hermingar-

den geführt ward, saß sie aufrecht im Bett, von ihrer Wärterin unterstützt. Sie breitete stumm und lächelnd und mit nassen Augen ihre beiden Arme nach mir aus. Und wie ich sie mit den meinigen umfing, sank sie an meiner Brust zusammen, wie eine geknickte Lilie.

Und ich empfand in meinem ganzen Wesen, daß es die Eine, die Unbescholtene und Reine sei, welche ich in Loreto zuerst erblickt, und die mein Herz mit unsäglicher Liebe erfüllt hatte. Und ich dünkte mich selbst heiliger zu sein in ihrer Nähe; es war nicht, wie bei dem schönen Gespenst im Hause Colleferro oder Aquila, bei dessen Berührung mich ein ganz anderes Feuer ergriffen hatte.

Der Arzt, die Liebe und die Freude thaten Wunderdinge. Die holde Kranke nahm von nun an sichtbarlich mit jedem Tage an Kräften zu, und blühete wieder allgemach zu ehemaliger Lieblichkeit. Doch vergingen Tage und Monate; ich verließ sie fast nie. Unterdessen sagte ich ihr nicht, was mir mit der Erscheinung in Valva und Aquila begegnet, auf daß meine schmähliche Untreue, die ich verübt, mir nicht ihr Herz entfernen möge.

Der Beichtvater.

Aber das Geheimniß drückte mich sehr, und fürchtete ich durch neue Nachstellungen böser Geister wieder von meiner Geliebten geschieden zu werden. Darum beschloß ich, meine bedenklichen Angelegenheiten einem geistlichen Herrn anzuvertrauen, wozu mir auch Thorhaimer oftmals gerathen, auf daß ich meine Seele möge retten.

Und Thorhaimer brachte mich eines Tags zu einem Franziskanermönch zur Beichte, bei welchem er selbst zur Beichte ging. Ich vertraute mich demselben, denn er war gar ehrwürdig von Gestalt und Geberde, als ein Greis von mehr denn siebenzig Jahren.

Wie ich ihm im Beichtstuhl mein Herz eröffnet und mein Schicksal mit Piccolomini und dem Feuergeist und den bösen Geistern offenbaret hatte, die mich oft unter Hermingardens Gestalt geblendet, befahl er mir, nach ertheilter Absolution, sein an der Pforte der Kirche zu harren.

Bald nachher kam er auch und führte mich zu seiner Zelle im Kloster, wo er den Feuergeist zu sehen begehrte. Als ich das Fläschlein zeigte, legte er es an die Sonne, und sagte: „Mich

dünkt, Ihr seid von dem Piccolomini um Euer Geld betrogen, denn was er Euch gegeben, scheint ein bononischer Stein zu sein, und nicht mehr. Aber Piccolomini ist daran, den Lohn seiner vielen verruchten Thaten zu empfangen. Denn in der Gegend von Cesena ist er von dem toskanischen Obrist Bisaccioni gefangen worden, und an Händen und Füßen gebunden, durch Imola nach Florenz gebracht worden. Danket dem Himmel, daß er Euch zu rechter Zeit von der großen Gefahr befreit hat."

Als ich Piccolomini's Schicksal vernahm, überfiel es mich wie Eis. Der alte Mönch aber, nachdem er das Fläschlein wieder zur Hand genommen und lange im Dunkeln betrachtet, gab es mir zurück, und sagte: „Es ist der bononische Stein, künstlich in dies Gläslein gethan, mit einer Flüssigkeit, die ich nicht kenne. Und der Stein hat Euch nicht vor Gefahr behütet, sondern die Hand Gottes. Auch hat Euch der Stein nicht den Muth gegeben, allem Schrecknis Trotz zu bieten, sondern der Glaube an die Wunderkraft des Fläschleins. Piccolomini aber hat Euer Geld und Euern Arm vonnöthen gehabt. Glaubt mir, es ist nichts mit dem Spiritus familiaris,

nach welchem Euch Graf Sigismund von der Welz ausgeschickt hat; und ist ein solcher nichts, als menschliche Einbildung. Was aber das Blendwerk ist, von dem ihr redet, daß Euch ein Weibsbild in Gestalt Euerer verlobten Braut betrogen, so hütet Euch vor dieser Verlobten, und prüfet sie wohl, denn ich meine, sie überliste Euch."

Nachdem er mir seinen Segen ertheilt, entließ er mich. Ich steckte aber das Fläschlein zu mir, voll großen Unwillens, denn der Mönch hatte mir schlechte Auskunft gegeben, und ich glaubte ihm nicht.

Neue Erscheinung.

Der Mönch begleitete mich bis zur Klosterpforte, und fragte nach meiner Behausung in der Stadt. Dann hob er warnend den Finger und sprach: „Junger Herr, es thut mir leid um Euch. Ihr scheinet eines guten Gemüthes zu sein, jedoch unerfahren. Ihr seid in üble Hand gefallen."

Ich mochte ihm nicht antworten, und ging von dannen, denn ich sah wohl ein, daß er Hermingarden in Verdacht genommen. Ich sagte

aber Hermingarden kein Wort, um sie nicht zu betrüben.

Am Abend des gleichen Tages, da ich bei ihr war, trat Thorhaimer in das Zimmer zu uns. Und er fuhr erschrocken zurück, da er unser ansichtig ward, als sähe er etwas Böses. Und wie ihn das Fräulein um die Ursache seines Entsetzens befragte, wollte er lange nicht die Sprache finden. Endlich sagte er: „Euer Geist betet drüben in der Kirche unter dem Volke. Ich lag während der Messe auf den Knien, und that meine Andacht, da seid Ihr gekommen und neben mir gekniet, und seid geblieben, da ich diesen Augenblick hinweggegangen bin. Wie ist es möglich, daß ich Euch hier finde?“

Hermingarde entfärbte sich, und ward nachdenkend. Ihre Unruhe ging in mich über; denn ich kannte jenes gespenstische Ebenbild, und fürchtete dessen Nähe.

Aber das Fräulein richtete sich bald auf, und sprach freundlich zu Thorhaimer: „Geht, eilt, fliegt hinüber zur Kirche, guter Thorhaimer, und gebet Acht, wohin sich nach gepflogener Andacht die Dame begeben wird, welche Ihr für mich selbst angesehen habet.“

Und als Thorhaimer hinweg war, und ich furchtsam zu Hermingarden sprach: „O du Süße, diese Erscheinung bedeutet unsrer Liebe neues Unglück! antwortete sie mit der Sicherheit der Unschuld: „Warum fürchtest du Böses? Ich halte dafür, es sei Eugenia, meine Zwillingsschwester, die mir sehr ähnlich ist. Aber ich will sie gern meiden, denn sie hat mich nie lieb gehabt.“

Da erschrak ich von Herzen, denn diese Worte rissen einen Schleier von allem Geheimniß meiner letzten Begebenheiten. Ich umfaßte sie und sprach: „Du Liebe, warum verbargst du mir das?“

Sie antwortete: „Die Schwester ist mir geworden, wie eine Fremde; doch hatte ich nicht Ursache, ihr Dasein zu verheelen.“ Und nun vernahm ich, wie Hermingarde und Eugenia die einzigen Kinder ihrer Mutter gewesen, die beide zärtlich geliebt hat. Als aber nach dem Tode der Mutter der Vater in die zweite Ehe getreten, habe Eugenia schon als Kind die Gunst der Stiefmutter genossen, und Hermingarde viel gelitten, besonders nach des Vaters Tode. Eugenia wußte mit Verstellung und Schmeichelei die Stiefmutter zu leiten; war dabei leichtsinnig, eitel und veränderlich, und was sie that, ward gutgeheißen.

So täuschend sich die Gestalten der Zwillingsschwestern glichen, so unähnlich waren sich beider Denkarten. Sie flohen einander, und wann sie zusammentrafen, entsprang Zwietracht. Als darauf durch die Verschwendung der Stiefmutter und ihres Sohns die Güter verschwanden und Mangel einzukehren drohte, sollten die Töchter durch ihre Schönheit den Reichthum vornehmer Anbeter in das öde Haus locken. Eugenia lieh sich willig dem eigennützigen, kupplerischen Spiel der Stiefmutter, aber Hermingardens Sprödigkeit zog ihr den Haß aller zu. Und es war schon daran, daß Hermingarde in ein schlechtes Kloster gestoßen werden sollte, als Eugenia's Leichtsinn dies Schicksal abwendete. Ein Prinz aus dem Hause Colonna war unter allen Anbetern Eugeniens der freigebigste, und darum der begünstigste bei Mutter, Schwester und Bruder. Aber bald verdroß es die kaum sechszehnjährige Buhlerin, mit ihren Reizen nur andern Ueberfluß zu gewinnen. Sie begehrte in der großen Welt zu glänzen, und jeden Zwang abzuthun, und verschwand mit dem Prinzen, und man erfuhr nichts mehr von ihr, als daß sie in verschiedenen großen Städten Aufwand trieb, und oft die Liebhaber wechselte.

Nach diesem mußte Hermingardens Schönheit einige Jahre lang dienen, die Hand der Mutter und des Bruders mit den Geschenken unbesonnener Liebhaber zu füllen. Als aber ihre Tugend allen ein Aergerniß ward, und der Kardinal Giuliano ein großes Gut bot, die Tochter von den Stiefverwandten zu erkaufen, ward sie mit Bitten und Drohungen bestürmt, daß sie keinen heitern Augenblick behielt. Und wie sie mit den letzten Grausamkeiten bedroht ward, sann sie auf Flucht, und suchte durch die Wallfahrt nach Loreto Gelegenheit und Zeit zu gewinnen.

Wie ich dies alles erfahren, bekannte ich ihr, wie ich vermuthlich diese Zwillingsschwester, und keine andere, auf der monteleonischen Hochzeit gefunden, und aus Valva entführt habe, wie sie mich durch ihre Aehnlichkeit und schlaue Rede getäuscht, und sich oft über meine Verwirrung mit großem Muthwillen belustigt habe.

Hermingarde hörte mich sehr aufmerksam an. Doch alles gestand ich ihr nicht, denn ich fürchtete mich, sie zu betrüben. Aber wie ein Schatten von Verdacht zog es über ihre Seele, und sie sagte plötzlich: „Bastiano, so du mich liebst, führe mich weit hinweg von Rom — in ein Klo-

ster, oder — am Altar vorüber in das Haus deiner Eltern.“ Ein schönes Roth überfiel bei diesen Worten ihr Antlitz; sie legte es an meine Brust und weinte.

....

Thorhaimer hatte inzwischen den Gang zur Kirche vergeblich gethan. Das schöne Gespenst war verschwunden. Ich aber ging folgenden Tages, alles anzukaufen, was zu einer langen Reise und für Hermingardens Bequemlichkeit vonnöthen sein möchte. Auch wollte ich Rom nicht verlassen, ohne meines höchsten Wunsches Erfüllung, die Hochgeliebte als Gemahlin zu umarmen.

Und da ich nach manchem Geschäft kam, sie zu besuchen, fand ich bei ihr den alten Franziskaner, welchem ich gebeichtet hatte. Er reichte mir lächelnd die Hand, und sprach: „Euer Schicksal lag mir am Herzen, darum suchte ich Euch. Zürnet nicht meiner Zudringlichkeit. Ich habe durch das Vertrauen dieses tugendhaften Fräuleins genug erfahren. Ihr seid in bessern Händen, als ich fürchtete.“

Darauf erzählte er auch mir, daß er eine wunderseltsame Entdeckung gemacht; denn ihm sei

Donna Lucia wohlbekannt, und er erschrocken gewesen, sie hier zu finden, bis er vernommen, Hermingarde sei die Zwillingsschwester. Doch wolle er der Sache weiter nachforschen.

Nun wandte ich mich an den ehrwürdigen Vater, und bat, daß er mich mit meiner Verlobten vor dem Altare vermählen wolle. Nachdem er unser beider Herkunft und Geschichten von uns vernommen, fand er besonders meine Begebenheiten höchst sonderbar, drückte uns die Hand, und bestimmte freundlich den Tag der Vermählung.

Auch dieser Tag erschien. Wir begaben uns in die Kapelle des Ehrwürdigen, und er sprach über uns vor dem Altar den Segen. Und wie ich hochbeglückt die reizende Gattin heimführen wollte, winkte er mir und sprach: „Ehe wir vielleicht auf ewig scheiden, gewähret mir noch eine Bitte. Euer Schicksal ist so seltsamer Art, daß einer meiner Freunde, ein Mann von hohem Range, begierig ist, Euere Bekanntschaft zu machen. Gewähret mirs, mich zu ihm zu begleiten. Es wird Euch nicht gereuen."

Ich mochte dem Greise die letzte Bitte nicht verweigern. Er setzte sich in unsern Wagen, und

ließ denselben hinfahren, wohin er begehrte. Wir traten in einen der schönsten Paläste Roms. Reichgekleidete Dienerschaft empfing uns beim Eingang, und oben an der breiten Marmorstege erschien zu meiner nicht geringen Bestürzung der Prinz von Colleferro. Er aber schloß mich freundlich in seinen Arm, und inzwischen unser Franziskaner meine Gemahlin in ein Zimmer führte, sprach der Prinz lange mit mir in einem großen Vorsaal von meinen Abentheuern nach Lamentano's Tode. Ueber diesen beruhigte er mich vollkommen. Auch wußte er von meinem Verständniß mit Donna Lucia. Doch beschwor ich ihn, meiner Gemahlin nichts zu entdecken.

Nachdem in diesen Gesprächen wohl eine Stunde vergangen war, sehnte ich mich doch wieder, meine Gemahlin zu sehen; aber ich wagte es nicht, den Prinz daran zu erinnern. Seine Diener brachten uns Erfrischungen und zündeten die Kerzen an, denn es begann Abend zu werden. Endlich erschien der alte Franziskaner, und nahm mich wie den Prinz lächelnd bei den Händen, sagend: wir würden erwartet. Er führte uns in ein prachtvolles Zimmer, von unzähligen Kerzen blendend hell, wie der Tag. Darin stand

niemand, denn Hermingarde, aber zu meinem großen Entsetzen zweimal.

„Nun wählet!“ sprach der Franziskaner, „welches Eure Gemahlin sei! Ich selbst weiß es nicht mehr.“

Der Prinz schien nicht weniger betroffen, als ich, und schwor, dieser Anblick wäre einzig in der Welt. Ich sah wohl ein, daß der Prinz nebst dem Mönche die schönen Schwestern zusammengeführt hatte, um sich an dem wundersamsten Spiel der Natur und an meiner Verwirrung zu weiden. Aber der Prinz war nicht minder betroffen, als ich. Die Täuschung zu vollenden, waren beide gleich gekleidet.

Doch wie ich sie verglich, fand ich der zarten Verschiedenheiten viel; am Funkeln ihres Blickes erkannte ich mit geheimem Schauder Donna Lucia. Da neigte ich mich zu der mildern Schwester, die den stillen Himmelsblick der Liebe auf mich senkte, und küßte ihre Hand und sprach: „Ich kann sie nicht mehr verwechseln.“

Donna Lucia, oder vielmehr Eugenia, lachte mit ausgelassenem Muthwillen, und sagte: „Wie meinet Ihr, Don Bastiano, habe ich Euch nicht rechtschaffen gequält?“

Ich sagte: „Man verzeiht solche Sünden wohl gern. Aber warum habet Ihr mir das gethan?“

Sie antwortete; „Erst aus Neugier, ob ich meiner schönen Schwester wohl einen frommen Verehrer stehlen könne; dann aus Noth, denn wäre ich ehrlich mit Euch gewesen, Ihr hättet die Höflichkeit gehabt, mich in dem Lande der Banditen im Stich zu lassen. Aber ich rächte mich zu Aquila; doch hintennach habt Ihr mir leid gethan.“ Und sie drückte mir heftig die Hand und flüsterte: „Ja, schöner Bösewicht, wisse es nnr, ich liebe dich doch noch! Darf es aber weder mein Prinz, noch deine Prinzessin hören.“

Der Prinz gab uns ein kostbares Mahl. Die Schwestern, wiewohl sie sich seit Jahren nicht erblickt, schienen sich selbst hier gern zu meiden. Hermingarde unterhielt sich mehr mit dem Prinzen oder dem Franziskaner; Eugenia wich mir nicht von der Seite.

Spät schieden wir aus einander. Ich führte meine junge Gattin im Triumpf heim. Wir fanden in Hermingardens Zimmer ein Kästlein mit kostbaren Juwelen, welche der Prinz ihr gesandt, mit einem Brieflein, darin die Worte standen! „Der göttlichen Hermingarde zur Aussteuer und

Erinnerung an einen Freund.“ — Aber sie achtete des funkelnden Geschmeides nicht, sondern hing um meinen Hals und seufzte: „Ich kann meine eigene Seligkeit nicht glauben! o Bastiano, sage es doch, damit ich es glaube, daß wir einander ewig gehören!“

Ueberraschung.

Die Sonne weckte uns mit ihren güldenen Strahlen, eines in des andern Arm. O welche Anmuth und Liebe war über die himmlische Gestalt verbreitet! — Thorhaimer huldigte der neuen Gebieterin und Frau mit Freudenthränen vor ihr kniend. Am Abend desselbigen Tages reiseten wir aus Rom ab, nach Florenz, wo ich Don Bevilacqua aufzusuchen gedachte.

Wie wir nach einigen Tagen in Florenz eingezogen, kam uns in der Straße viel Volks entgegen; ein armer Sünder ward zum Galgen geführt. Er ging mit gesenktem Haupt zwischen zwei Mönchen, umgeben von Scharwachten des Großherzogs. Wir mußten wegen des großen Gedränges still halten, denn die Vorsehung wollte mich furchtbar an meine Besserung mahnen. Ach,

wie der Unglückliche unweit von mir hinging, erkannte ich ihn. Es war Don Alfonso Piccolomini, der den Lohn seiner Schandthat erndtete. Er wurde aufgehangen, und sein Leichnam auf dem Galgen zum warnenden Beispiel viele Tage lang ausgestellt. Es war im Winter, der vierzehnte Hornung 1591.

Also hat dieser Mann schimpflich geendet, der aus einem der edelsten Häuser Italiens entsprossen war, und dessen Gemahlin Hippolyta Pica dem Geschlechte Mirandola entstammte.

Als wir zur Herberg angekommen waren, begab ich mich in ein stilles Gemach, fiel auf meine Knie, und dankte Gott und der heiligen Jungfrau mit Inbrunst, mich vor solchem Schicksal gnädiglich bewahrt zu haben, wie ich doch meiner vielen Sünden willen wohl verdient. Dann habe ich mit gerechtem Zorn das trügliche Fläschlein mit dem Feuergeist im Hof der Herberge gegen einen Eckstein zerschmettert, daß es in viel tausend Splittern zersprang. Und ich erkannte schier allzuspät und mit bitterer Reue, wie der Mensch sich selbst gefährlich verblenden könne, und das Wahre für Trug, und den Trug für

Wahrheit halte, wenn er sich einmal mit ganzem Gemüth einer thörichteu Meinung hingegeben.

Ich nahm mir auch vor, andern Tags dem Graf Sigismund nach Deutschland zu schreiben, wie uns Piccolomini irre geführt, und welches Ende er genommen, und in welche Gefahren ich gegangen. Wie ich aber zu Graf Bevilacqua kam, fand ich daselbst einen Trauerbrief von meinem Bruder Ulrich von Welz, der mir den tödtlichen Hintritt des alten Herrn meldete; auch wie mich derselbe reichlich in seinem letzten Willen bedacht, und alle Güter gegeben, die er für mich verwaltet, als — — — *)

---

*) Hier endet die Handschrift, und zwar mit den gleichen Worten, wie oben. Vielleicht ergeht es den Lesern wie uns; gern hätte man noch erfahren, wohin der ehrliche Sebastian mit seiner jungen Gemahlin gekommen. Vermuthlich sind sie zur Stille ihres Erbgutes auf deutschem Boden eingekehrt. A. d. E.

Treuherzige Meditationen über meine Chemisten und meine Akazienbäume.

Gewiß, ich war ein sehr glücklicher Mann, da ich noch auf dem Lande wohnte. Mit Menschen, Thieren, Pflanzen und Bäumen vertrug ich mich friedlich. Mein Haus lag mitten zwischen Gärten, und vor der Thüre standen zwei himmelhohe Akazien.

Eines Tages sah ich eine Kolonie wandernder Chemisten in meinen Garten ziehen. Sie boten sich mir selbst an, wie ein feudum oblatum zu Zeiten des Mittelalters, um des lieben Schutzes wegen, den sie bei mir suchten. Ich gab ihnen ein hölzernes Haus zur Wohnung. Sonst empfingen sie von mir wenig. Wahr ist es, im Winter arbeiteten sie nicht viel, und wenn einmal Trauben, Pfirschen, Pflaumen, Feigen und andere süße Früchte zeitig waren, so naschten sie mir heimlich daran. Aber im Herbst, wenn die letzten Blätter von den Bäumen abfielen, gaben

sie mir auch den Zins reichlich, der mich für meinen Schutz und ihre Naschereien zur Genüge entschädigte. Eigentlich trieben sie also nur ihr Werk im Sommer, und meistens im Finstern. Sie sammelten vielen Morgenthau lange vor Sonnenaufgang, distilirten ihr Produkt in kleinen Blasen, ohne Marienbad, am heissen Strahl der Sonne. Müssige Zuschauer konnten sie nicht leiden, und wenn ihnen einer zu lästig und zudringlich ward, so spritzten sie ihm vermittelst eines kleinen Instruments eine Säure auf die Nase, daß sie aufschwoll, wie eine Gurke, und alle Farben bekam, wie ein Salamander.

Im Schatten meiner Akazien machten sich meine Chemisten vieles zu schaffen. Gott weiß, was sie alles von daher zu ihren geheimen Operationen brauchen konnten. Es waren auch freilich die größten Akazien im Lande, schon vor sechszig Jahren gepflanzt. Noch lebte der Enkel des frommen Mannes, der ihre jungen Wurzeln auf dieser Stelle in den Boden versenkt hatte. Ich mußte mir von ihm oft die ganze lange Geschichte seines Großvaters erzählen lassen, bis er endlich auf die Pflanzung dieser Akazienbäume kam.

Ihre Blüthen füllten im Juni die Luft mit Orangedüften, und beschneiten die sanfte Theone, die Dichterin, die einige Wochen bei mir wohnte, hier im Schatten oft ausruhte, auf der steinernen Bank saß, die holde Lyra in ihrer Hand.

Hier war es, wo Theone sagte: „Wollen Sie den weiblichen Karakter zeichnen, so tauchen Sie ihren Kiel in die Farben des Regenbogens, und bestreuen Sie Ihre Zeichnung mit dem Staube der Schmetterlingsflügel."

Auch war dieses der Lieblingsplatz unsers göttlichen Sängers Jakobi. Den Blick nach Sonnenaufgang gewendet, opferte er

„Unter diesen Akazien
„Sehr oft den Musen und den Grazien."

Auf dieser Stelle wurden in seinem ewig jugendlichen Geiste jene lichtvollen Gedanken entzündet, die er vor Jahren in der Iris über englische Gartenkunst, über meinen eigenen Garten, und über das Vergnügen, das er da jährlich im Herbste genoß, in Poesie und Versen ausgoß.

Unter diese schattigen Gewölbe brachten meine Kinder dem von der Sonne durchglühten Wanderer, und dem Dürftigen, der leise an die

Thüre gepocht hatte, Brod und Speise, und ein Trunk zum Laben.

Ach, wie lieblich säuselten die Westwinde im Laube. Das Gelispel der Blätter hörte ich genau in meinem Schlafzimmer. Es wiegte mich in sanfte Träume; denn wer ein gutes Gewissen hat, den erschreckt nicht das Krachen des Donners, und noch weniger weckt ihn das Gelispel der Blätter.

Nach zwei Jahren entriß mich das Verhängniß meinen Gärten, meinen Akazien und meinem Landhaus. Der, der es nach mir bezog, behauptete, das Blättergelispel störte ihn im Schlafe. Da ließ er den Zimmermann rufen, und sagte ihm: „Haue um!" — Die alten, ehrwürdigen Bäume sanken unter den gewaltigen Hieben der Axt. Die Aeste wurden zu Klafterholz gespaltet, die hohen Stämme in die Sägmühle, wie Verbrecher auf den Richtplatz geschleppt.

Aber siehe, da der Meister die unschuldigen Stämme auf das hölzerne Prokrustesbett spannte, um sie durchzusägen, so zersprang die große Säge in drei Stücke, denn sie traf auf einen eisernen Nagel, der fast in der Mitte des Stammes eingekeult war. Wäre ich ein blinder Heide, wie

Cicero, der ein Buch de Divinatione schrieb, so würde ich sagen, die beleidigte Dryade, die so lange den schönen Baum bewohnte, hatte hier den Possen gespielt, und den eisernen Nagel eingezaubert, um sich für den Verlust ihrer Wohnung zu rächen. Aber Gott weiß, wie dieser Nagel unter dem rechtgläubigen Christenvolk in den Baum gekommen sein mag, daß ihn endlich Rinde, Splind und die Jahresringe bis zur Unsichtbarkeit überzogen. Steckt nicht oft in dem Herzen des stillleidenden Redlichen geheimer Kummer, den Freunde und Brüder nicht eher gewahr werden, als bis das Herz aufgeborsten ist, und dem Leiden ein Ende macht?

Aber der Sägemüller, entrüstet über den Bruch seines Werkzeuges, fluchte dem Eigenthümer der Klötze, und hing ihm einen bösen Prozeß durch eine Entschädigungsklage an, der Hader, Kosten und Verdruß nach sich zog, und vielleicht noch nicht geendet ist.

Sobald nun die schuldlosen Akazienbäume weggehauen waren, fielen die glühenden Strahlen der Sonne zwischen Süd und West auf die Firne des Hauses, und brannten den Bewohner heftig auf Vorderhaupt und die Stirne, so oft er es

wagte, aus dem Fenster zu schauen. Da ward sein Schädel kahl und haarlos; er mußte ihn mit einer verwünschten buchsbaumfärbigen Perücke bedecken, sintemal dieser Brand die Eigenschaft hat, auf das sensorium commune oder auf die schwache Zirbeldrüse des Gehirns zu wirken, wohin die Weltweisen von der eklebtischen Schule den menschlichen Geist einquartiert haben.

Aber noch das Schlimmste war, die schutzlose Kolonie meiner Chemisten ward unruhig, sie arbeitete nur noch verdrossen, wandert. endlich ganz weg, und seitdem — stellt euch vor — bei der ungeheuern Theure der Kolonialwaaren gebrach es der Hausmutter des Perückentragenden Mannes an Honig, mit dem mich eben diese Kolonie so reichlich aus ihren Distillirblasen versehen hatte. Wäre es nicht besser gewesen, man hätte die Akazienbäume stehen lassen?

Ihr werdet ja wohl errathen, daß meine Chemisten keine andere, als Bienen waren.

v. i.

Tejon und Itne, oder das seltene Glück.

Hieroglyphe. G. L....s gewidmet.

Pallazzuola am Albaner-See,
im September 1811.

Wo sich Heres *) Berge schwingen
Führte seines Erbes Heerde
Tejon, ein Sikuler Jüngling,
Ahnend nicht, daß auch, entfernet
Von den Wohnungen der Menschen,
Sehnen, das der Liebe gleichet,
Könne das Gemüth befangen.
Ein verborgner Trieb des Herzens
Trieb den goldgelockten Hirten,
Daß die mühgewohnten Schritte
Oefters er vom Berge lenkte,

*) Juno. Bekannt sind die fabelreichen hereischen Gebirge des alten Siziliens.

Wo in stillem Quellenthale
Unter blühenden Gebüschen,
Spiegelte der Bach Kanites.
Alter Sage nach war Itne,
Die von wenigen geseh'ne
Nymphe, dieses Thal's Beschützrin;
Aber sie zu sehn, erweckte
Ungewisses Glück dem Busen;
Denn dem Seltnen zu begegnen,
Bringt nur Wenigen die Ruhe.

Einem Felsen, nah dem Bache,
Wo des Glanzes hell're Perlen
Schwammen durch ein mildes Dunkel,
Wo der Bäume Purpurblüthen
In der Fluth den Himmel schauten,
Dort verweilte einst der Jüngling,
Lockend seiner Hirtenflöte
Süße Töne, als vorüber
Schwebt' ein zartverhülltes Bildniß.
Keinem irdischen Erscheinen
War das Bildniß zu vergleichen;
Kaum erschienen, war's verschwunden,
Wonne gab's der Brust und Wehmuth,

Und mit immer heisserm Sehnen
Kehrte Tejon jener Stelle;
Aber niemals kehrte wieder
Die ersehnete Erscheinung.
Traurend klagte nun der Tiefe
Und der Höhe, wo die Wipfel
Ernster rauschten, so der Jüngling:
„Goldne Bilder! Glücksgestalten!
Warum locket ihr die Seele
Und verschwindet, gleich den Träumen?“

Tiefverborgnen Kummer nährend
Zog von dem Gebirge Tejon,
Als ihn zu der Flur des Erbes
Rief zurück der Ruf der Mutter.
Dem Aidon, als dem jüngern
Sohn des Erbes, hatt' indessen
Er die Heerde übergeben. —
An dem Herzen Filoneias,
Die die Mutter ihm erwählet,
Lernte Tejon des Gebirges
Wie des goldnen Hirtenlebens,
Und des Meeres wie des Himmels,
Denen sich sein Aug' entzückte,

Lenkte Helios den Wagen
Und die glanzumstrahlten Rosse;
Alles dessen lernt der Jüngling
In dem Hause nun vergessen.
Doch dem glanzerfüllten Bache,
Wo des Glanzes hell're Perlen
Schwammen durch ein mildes Dunkel,
Wo der Bäume Purpurblüthen
In der Fluth den Himmel schauten,
Kehrte Tejons stilles Sehnen;
Und die himmlische Erscheinung,
Jene konnt' er nie vergessen;
Ob er, die Gefährtin ehrend,
Seinen Kummer hielt verborgen.

—

Milden Blicks war Filoneia,
Gleich der Rose weißer Blüthe,
Die erröthet schön'rer Schwester.
Höher färbte ihre Wange
Sich der Freude süßer Liebe,
Als dem goldgelockten Jüngling
Sie die frühe Liebe weihte.
Aber ihres Auges Blicken
Würde ernster; immer stiller

Ihre Lippe; nicht beglücken
Konnte sie den theuren Liebling.
Dunklen Nächten rief ihr Sehnen,
Daß sie Atropos erhöre!
Bis die schwarze Scheere kürzte
Ihrer Tage dunklen Faden.
Und von neuem klagte Tejon,
Wann er zu des Vorgebirges
Waldumkränzten Fernen blickte:
„Goldne Bilder! Traumgestalten!
Warum locket ihr die Seele,
Ohne je sie zu beglücken?“

—

Aber Monde kaum vergingen,
Und es trieb die stärk're Sehnsucht
Zu dem Berg zurück den Tejon.
An der Seite des Aidon
Lockt' er dort aufs neu die Töne
Einstgeliebter Hirtenflöte,
Blickte von der Gipfel Höhe
Zu des blauen Meeres Wellen,
Zu des Lichtes goldnen Kreisen;
Nur dem Thale seiner Sehnsucht
Wagt er nicht wie sonst zu nahen.

Ein Geheimniß eignem Busen
War dem Träumenden sein Leben.

Einst, als vom geweihten Tempel
Des Gebirges — Allen Göttern *)
War er heilig — zog die Menge,
Hatte Tejon heil'gem Opfer
Dargebracht die Zier der Heerde,
Daß: die Himmlischen versöhnend,
Er dem Herzen Ruhe fände.

In der Menge der Bekränzten,
Die vom Fest frohlockend zogen,
Folgt', in tiefen Ernst versunken,
Schweigend er dem Volksgewirre,
Bis er, langem tiefem Sinnen
Wie erwachet, ihm zur Seite
Wandeln siehet eine Göttin;
Also schien die Milde, Hehre,
Die mit zauberischem Kranze
Pilgernd ihm zur Seite wallet.

---

*) Πασοις Θεοις findet sich noch jetzt als Inschrift eines antiken Altars in Syrakus.

Wunderseltsam wird's dem Jüngling,
Frohes Staunen hemmt die Schritte.
„Sprich", so ruft er dann, „Erhabne!
Wer du seist? Denn Erdgebornen
Kann ich nimmer dich vergleichen."

Ihm erwiedert so die Fremde:
„Wahrlich! weiß ich es doch selbst nicht,
Wie ich mich daher gefunden,
Gleich als hätte eine Wolke
Mich der Menge abgeschieden;
Aber warum magst du forschen
Wer ich sei? Mag nicht genügen
Dir mein Kommen? Hast du sonsten
Nicht zu schauen die Gefährtin,
Die durch Zufall mit dir gehet
Deines Wegs, von dir nicht forschet,
Wer du seist und was du treibest?
Offen sag' ichs, daß ich furchtlos,
Ob ich keinen Pfad hier kenne,
Mit dir gehe, dir vertrauend.

Tejon, diese Worte hörend,
Rief: „O welche süße Worte
Hat dein Mund gesprochen! Eigne
Unempfundne Ruhe winket

Meinem Busen, wie der Himmel
Golden über Meer und Küsten
Sich in Lieb' und Freuden weitet.

Und es ging in Wonne selig,
Die beglückt des Himmels Götter,
Mit der Fremden hin der Jüngling.
Alles Bild in seiner Seele
War verschwunden diesem Bilde;
Und verstummet jede Frage
Stillem, heiligem Entzücken.
So gelangten Sie zur Stelle,
Wo der Fels dem Bache neiget,
Wo die tiefgesenkten Blüthen,
Scheuten hohen Himmels Abbild,
Wo des Glanzes hell're Perlen
Schwammen zauberischem Dunkel.

Plötzlich hatte, wie ein Lichtstrahl,
Ihn verlassen die Gefährtin;
Aber süße Worte blieben
Seinem Ohre Glück verkündend:
„Wann aufs neu der Thetis Wagen
Flammend schwingt die Purpurräder,
Komm ich wieder, dich zu grüßen,
Zu der Here lichten Bergen."

Und sie kam, wie sie's verheißen,
Und mit ihr, wie aus den Fernen,
Kam der Götter sel'ger Friede.
Doch, wie nach dem ersten Kommen,
Floh sie auch am zweiten Abend;
Aber zartem Hauch erneuten
Wieder sich die süßen Worte:
„Wann aufs neu der Thetis Wagen
Flammend Purpurräder schwingen,
Komm ich wieder, dich zu grüßen,
Zu der Heren lichten Bergen."

Und sie kam, wie sie's verheißen,
Auch am dritten Tage wieder.
Heil'ger Liebe, hoher Schöne
Immer himmlischer entglühet;
Aber als des dritten Tages
Blüthen sich zum Kranze schlossen,
Schwand die liebliche Erscheinung,
Ohne Laute der Verheissung,
Doch in Tejons Brust blieb Wonne.

Alle Götter pries der Jüngling,
Und vor allen dich, o Here!
Auf dem Joche des Gebirges
Zündete er heil'ge Flammen;

Klage war entflohn den Lippen,
Und des stillen Busens Ruhe
War des ganzen Himmels Abbild.
Liebevoll zur Erde sinkend
Nannt' er nun die Erde „Mutter",
Kindlich ihr die Arme bietend.

Tiefe Wonne blieb dem Jüngling,
In dem Herzen heil'ger Ruhe;
Nie vergaß er heil'ge Laute,
Die aus milder Luft ihm tönten:
„Deinem Leben hold war Itne,
Seltnes Loos ist dir begegnet;
Nur vorübergehend geben
Kann sich Höchstes Erdgebornen,
Nimm das seltne Glück als Weihe
Ew'ger Freude, heilger Ruhe!

Karl Graß.

Oscuna, die nordische Ino.

Eine isländische Sage.

An der norwegischen Küste lebte einsam auf einer Felsenburg Harfagur, einer der kühnsten Krieger, welche unter den schwachen Enkeln des großen Karls zum Süden gezogen waren. Zwölfmal war er den Helden gefolgt, welche die tapfern Normänner zu Kampf und Beute führten; er war immer einer der Ersten. Beute reizte ihn wenig, aber Kampf war seine Lust. Man sah ihn immer ernst, oft traurig, zuvorderst in der Schlacht. Keinem wich er an Kühnheit; der Tod schien ihn zu fürchten, er ihn zu suchen. Im übrigen war er streng gegen sich und andere, voll Stolz auf seine edle Abkunft. Dem wich er am sorgsamsten, was sich mit dieser nicht zu vertragen schien. Der frühe Tod seines Weibes, an welchem er mit aller Zärtlichkeit hing, hatte viel

beigetragen, ihm jene Richtung zu geben. Er war sonst wenig von seiner Felsenhöhe gekommen. Aber im siebenundzwanzigsten Jahr verlohr er die Geliebte, mit welcher er drei Jahre das Wild über die Hügel gejagt, oder auf dem Nachen zu den Freunden an fernen Buchten geschifft hatte, auch viel in den hellen Mondnächten über die Eisgefilde im Wettlauf geeilt war. Darauf ward er düster, ernst, kampflustig und streng.

Oscuna war das Bild ihrer Mutter, und die einzige Freude des Vaters, wenn er aus fernen Landen kehrte. Schlank war ihr Wuchs, heiter ihr Auge, und ihr blondes Haar wallte lockicht über die Schultern. Von dem Vater hatte sie den Muth, liebendes Wesen von der Mutter geerbt. Schon im fünfzehnten Jahr nahm sie in den Tagen, wenn die Nebel über die See daherziehen, und Schneegestöber die Hügel umweht, den schnellen Pfeil und den elfenbeinenen Bogen (des Vaters Geschenk) und ging früh des Morgens durch die Thale und das Gebüsch, das flüchtige Wild aufzuscheuchen. Der irrende Wanderer hätte sie, in ihrer stolzen Gestalt, für die Göttin der Wälder gehalten. Unermüdet folgte sie dem Gewild, und kam erst am späten Abend wieder,

nie ohne Beute, nach Hause. Oder sie stieg in den hellen Mondnächten, wenn die Winde in der Felsenhöle gefesselt lagen, in den leichten Nachen, und fuhr an die Felsen und Klippen. Behend sprang sie heraus, band irgendwo den Nachen an, und lockte mit trügerischem Angel die Fische. Es war eine Lust zu sehen, mit welcher Geschicklichkeit und wie behende sie voll jugendlicher Munterkeit über die glänzenden Eisflächen glitt, immer allen voran. Die Tage ihrer Jugend waren heiter, wie der Wanderer von den Felsenspitzen herunter den Horizont im Osten erblickt, bei der Wiederkehr des freundlichen Lichtes.

Einsam war die Wohnung ihres Vaters, und Oscuna wußte nicht, daß der Mensch einsam bleibe. Seit einigen Jahren hatte der Vater keinen Theil mehr genommen an den Zügen seines Volkes, darum war sie mehr um ihn, als sonst. Gemeinschaftlich mit ihm durchstreifte sie die Hügel und Thäler, und in der Begierde, welche wie jeden Tag neu erstanden, sie hinriß, Bogen und Pfeil zu führen, war in ihrem Herzen für nichts anders Raum. Nur wenn sie konnte, stahl sie sich heimlich weg, um auf eine nahe Klippe

zu schiffen, die sie vor allem liebte, von da den Angel zu werfen.

Morner, ein wackerer Jüngling, kühn zu jeder Zeit, das Meer zu durchschiffen, und die Seegethiere zu fangen, und jeden Felsen zu besteigen, sah sie einst dort. Er hielt sie für den Geist, der jenen Gewässern gebietet. Lange sah er sie an aus seinem Nachen; damit sie aber nicht die Fluthen bewege, und er für die Kühnheit büße, schiffte er langsam, voll peinlichen Sehnens, von dannen. Er hatte fürder nirgends mehr Rast noch Ruhe, und zweifelte nimmer, eine Unsterbliche gesehen zu haben. Sein irrer Sinn führte ihn oft wieder zu jener Klippe, und nie konnte er den Wunsch, zwar immer mit peinlicher Bangigkeit begleitet, unterdrücken, sie wieder zu sehen.

Die Sonne ging einst reizender als je an den fernen Eilanden unter, und der hellglänzende Stern und das Silberlicht des Mondes spielte auf den sanftbewegten Wellen. Die Geister der Helden schienen über die Himmel zu schreiten, und auf den Wogen die begleitenden Nornen zu tanzen. Oscuna schlich heimlich aus der Hütte von dem Vater, und bestieg den Kahn.

Heller als sonst und schöner schien Oscuna's Klippe aus den Fluthen zu ragen, und ihre schützende Norne zu winken.

Singend ergriff sie das Ruder, und flog über das kaum berührte Gewässer eilends dahin. Es war wie der Geist der Mutter, welche in Nebel gehüllt, sie umflatterte. Es trieb sie von dannen, und zog sie wieder zurück, und Oscuna war bewegt.

Bald verschwand der Stern, der sie sonst immer leitete; auch die übrigen Lichter erloschen, und immer matter sandte der Mond seinen Schimmer herab. Kleine Wölkchen stiegen in Westen auf, und immer mehrere und größere, und schwarze Nacht barg jetzt alles. Die Stürme brachen aus den Felsenklüften, die schädlichen Geister hauseten an Küsten und auf den Eilanden, und mehr als einer flog in Gestalt unglückbringender Vögel, schrecklich krächzend über die Fluthen. Oscuna schauderte, sie fürchtete einen der Bewohner der großen Halle beleidigt zu haben. Noch schien ihr Zeit zur Rückkehr; sie band den Nachen los, und wollte ihn besteigen. Da drang plötzlich ein Meerstrom von der Seite her, und

riß ihn aus ihrer Hand, weit in die Fluthen, sie beinahe mit.

Rettungslos stand sie auf der obersten Spitze der Klippe da, kaum gesichert vor den Fluthen. Traurig sah sie in die todte See, nirgends her Hilfe. Ihr Rufen war umsonst, vergeblich ihr Flehen und was sie den schützenden und verderbenden Geistern versprach.

Erst spät am folgenden Morgen vermißte man sie zu Hause. Man wußte nicht, wo sie suchen, auch hätte niemand gewagt, die See zu befahren. Starr sah der Vater hin von innerm Schmerz zerrissen; heulend liefen die Weiber durch die Wohnung, und ihre Klage vermengte sich mit dem eintönigen Brausen des Windes durch die Felsenschluchten und dem Getöse der Wellen an dem Felsengestade.

Im Anfang jener Nacht wandelte Morner vor der Hütte am einsamen Ufer. Kein Schlaf wollte in seine Augen kommen, er wurde immer wacher, immer unruhiger. Immer sah er in die silbernen, vom Mondlicht erleuchteten Wogen des Meeres. Seine Gedanken schwärmten am fernen Eiland. Die Nacht, die Heiterkeit, das Säuseln des Meeres, das Bild, welches vor ihm schwebte,

rissen ihn hin. Trunken in mannigfachen, namenlosen Gefühlen bestieg er den Nachen. Unbewußt wohin, leitete er ihn, nur um sich Ruhe zu erwerben. Bald ließ er sich von den Wellen hintreiben, und sah starr vor sich hin, als stünde das Bild vor ihm, als wäre er in Anschauung desselben versenkt.

Er nahm nicht wahr, wie es um ihn her dunkler ward. Wie die Wellen immer höher und höher trieben, wie schneller der Nachen dahin fuhr. Ein Stoß, der ihm Untergang drohte, weckte ihn aus dem Traum. Er ergriff wieder das Ruder, sah sich aber zu fern von der Küste, um sicher dahin zu kommen. Mit nervigtem Arm stemmte er sich gegen die tobenden Elemente, um sich auf eine nahe gelegene Felsenspitze zu retten. Es gelang ihm, und in einer kleinen Bucht, welche sie bildete, war der Nachen wohl verwahrt.

Am Morgen sah er um sich, weit in die See hinaus, und es schien ihm, als erblickte er in ziemlicher Ferne eine menschliche Gestalt auf einer Klippe stehen.

Kaum hatte sich die Wuth des Sturmes ein wenig gestillt, als er den Nachen losband, und nach jener Stelle hin arbeitete. Bald er-

kannte er ein Weib, trauernd in ihren Geberden. Langsam und nur mit großer Mühe konnte er näher kommen. Wie sie ihn erblickte, winkte sie ihm freundlich.

Sein Erstaunen war groß, als er jene weibliche Figur erkannte, deren Bild ihn bisher immer umschwebte. Noch fürchtete er, es möchte eine der Göttinnen sein, die, erzürnt, daß er sie gesehen, nun den Sturm erregt, und ihn dahin in seinen Untergang gelockt hätte. Er zauderte, ob er sich nähern, oder mit verdoppelter Kraft enteilen solle.

Endlich hörte er die Worte: „Rette, so du ein guter Geist bist, rette eine Unglückliche, einem bekümmerten Vater die einzige Tochter!"

Die Worte waren so eindringend, mit so viel Wehmuth gesprochen, daß alles Zaudern verschwand, und er unwillkührlich hingerissen wurde.

Oscuna staunte, verstummte, als der Jüngling hinauftrat. Sein Anblick durchdrang ihr Innerstes. Sie fühlte sich unendlich bewegt. Ohne ein Wort zu sagen, folgte sie seiner Hand in den Nachen. Wie er geschickt, und als könnte er Fluthen und Wogen gebieten, den Nachen gegen das heimathliche Ufer lenkte, sah sie ihn immer mit

unverwandtem Auge an, und immer wuchs die Bewegung, und immer fester war ihr Blick an ihn gefesselt.

Die Mutter, meinte sie, habe in der Jünglings Gestalt ihren Schutzgeist gesendet, sie zu retten, und dem betrübten Vater wieder zu bringen.

Sie erreichten endlich seine Wohnung. Von ferne hörten sie das Klagen, sahen ihn in Trauer versenkt auf der höchsten Spitze am Ufer. Wie man den Nachen erblickte, eilte alles zum Strand. Es war Jubel, die Verlorne wieder zu sehen, und des Vaters Kummer verwandelte sich in Heiterkeit.

Morner war schon am Ufer, als der Alte hinzu kam, und ihn vergeblich zurückrief. Doch faßte er ihn scharf ins Auge.

„Sehe ich dich wieder?“ waren die einzigen Worte, die Oscuna stammelte, als er von dannen eilte, aber so sprach, daß sie der Jüngling tausendmal wiederholte.

„Auf jener Klippe!“ war Morner's Antwort.

Oscuna's Bogen blieb hängen in ihrem Gemach; das Wild war sicher vor ihr, und die Frühe weckte sie nicht mehr, um durch Gebüsch und über Hügel zu streifen.

Man sah sie fürder die Felsen des Ufers besteigen, und fernhin in die weite See hinausschauen. Meist war ihr Blick nach jener Klippe gerichtet. Mit dem Angel in der Hand saß sie Tage lang am Gestade, nicht um die Fische zu locken; um des Geliebten zu harren, um unter solcher Beschäftigung die wahre Ursache, warum sie sich immer am Ufer befinde, zu verbergen.

Manchen Tag schweifte sie voll Unruhe unstät herum. Nirgends war's ihr behaglich. Man schrieb es anfangs der Gemüthsbewegung zu, die vielleicht die Angst und der Schrecken jenes Unfalls möchte erregt haben.

Der Vater sah es ungern, daß sie ihn nimmer auffoderte zur Jagd; aufgefodert, nur ungern folgte. Er ließ sie seinen Unwillen merken, daß sie sich seit jenem schauervollen Tage, der sie von den Fluthen hätte abschrecken sollen, noch mehr auf das treulose Element wage. Vergeblich, sie stahl sich oft weg, und wenn man sie da oder dort wähnte, war sie nirgends zu finden, als dort, wo sie den Geliebten zu treffen wußte, oder seiner harrte.

Sie fanden sich öfter, und auch allein, war immer bei jedem das andere. Sie schienen un-

zertrennlich, das Schicksal hat die Faden ihres Lebens zusammen gewoben. Das Leben ist öde, wenn fern von der Seele, in welcher man sich wieder gefunden hat.

Harfagur hatte oft zu Oscunen gesagt, wenn er nur den Mann wieder fände, welcher ihm die geliebte Tochter gerettet hätte; sein sollte das Beßte sein, was er besäße. Oscuna kannte den Vater, darum hatte sie den Geliebten noch nie gebracht. Fast täglich äußerte der Vater das Verlangen.

Erwünscht für Oscuna. Jetzt glaubte sie es wagen zu dürfen; sie entdeckte es dem Geliebten, und bald war beschlossen, er sollte durch die Tochter bei dem Vater eingeführt werden, und die Gerettete selbst zur Belohnung begehren.

Auch wäre Morner hieher gekommen, aber er hatte sich nie getraut. Man hatte sich viel von der Düsternheit und dem kalten Stolz des Alten gesagt, daß ihn die meisten, ohne ihn je gesehen zu haben, fürchteten. Und in der That hatte das feindliche Schicksal und die Angewöhnung in Lagern und Kriegesgetümmel zu leben, ihm eine gewisse Härte mitgetheilt, die jedermann fern von ihm hielt.

Die erste Aufnahme war äußerst freundlich. Er dankte ihm herzlich, daß er ihm die Tochter und das Glück seines Lebens gerettet hätte. Als aber der Jüngling jenen Wunsch äußerte, ihn flehte, auch Oscuna bat, und jener ihm endlich seine Abkunft genannt hatte, erwachte wieder der alte Stolz und die Leidenschaft in Harfagurs Herzen.

Der Jüngling war nicht von so edler Abkunft, wie der Alte, und dann hatte zwischen ihren Vorfahren langer Zwist bestanden, der in unauslöschlichen, erblichen Groll übergegangen war. Harfagur's Auge rollte wild umher, sein Blick war durchdringend, Unwille in allen seinen Geberden, als er die Bitte des Jünglings vernahm. Er gedachte nicht mehr der Wonne, in welche der Kummer, bei der Rettung der Tochter durch Morner war verwandelt worden. Er hatte vergessen, was er ihm verheißen, und wie viel er ihm schuldig war. Selbst das heilige Recht der Gastfreundschaft hätte er verletzt, so sehr war sein Stolz beleidigt, und schien ihm die Frechheit des Jünglings strafwerth zu sein.

Betrübt eilte Morner heimwärts. Ein mitleidsvoller Blick des Mädchens war ihm Trost.

„Morgen wieder!“ flüsterte sie ihm unvermerkt ins Ohr, und eilte zurück zu dem Vater.

Vergeblich hatte sie's unternommen, den Vater auf andere Gedanken zu bringen; er war unbiegsam, wie in der Schlacht unüberwindlich. Sie erregte, so oft sie davon sprach, des Vaters Unwille, oft Zorn gegen sich. Sein Herz wurde entfremdet, als er sah, daß sie so zärtlich an dem Jüngling hänge, und die väterliche Liebe ward väterliche Härte; auch gegen sie ward er ernst, und gebot kalt.

Trotz der Verbote des Vaters sah sie den Geliebten, so oft es möglich war. Oft in heiterer Nacht, wenn alles still und in tiefen Schlaf versenkt war, schlich sie sich an den Strand, und band einen Kahn los, und ruderte dahin, wo Morner ihrer wartete, und mit dem anbrechenden Tag entriß sie sich den Armen des Geliebten und eilte zurück.

Lange blieb dieses verborgen, und nichts fehlte dem Glück der Liebenden. Ein unglücklicher Zufall entdeckte es endlich dem Alten. Er hatte einen Freund in der Ferne zu besuchen; dahin sollte ihn Oscuna begleiten. Früh des Morgens wollte er

abgehen, und ihr es erst in dem Augenblick sagen, da sie aufbrechen sollte.

Er kam zu ihrem Lager, und sie war nichr da. Er suchte sie überall in der Wohnung, und fand sie nirgends; er rief überall ihren Namen, und hörte keine Antwort. Endlich sah er sie vom Ufer herkommen. Er konnte wohl vermuthen, wo sie gewesen war. Er fand sein Verbot überschritten, seinen Stolz gekränkt, und die Liebe gegen ihn verletzt, darum sollte auch das Mädchen seinen Unwillen fühlen. Er wollte ihr mit der Freiheit die Möglichkeit nehmen, ferner gegen seinen Willen zu handeln.

Mit dem Ausdruck der größten Kälte übergab er sie zwei Wärterinnen, die sie immer begleiten und nie aus den Augen lassen sollten. Er erinnerte sich nicht, daß, indem man der Liebe einen Weg versperrt, zehn andere eröffnet.

Oscuna fand bald Mittel, die Aufseherinnen nachläßiger zu machen. Diese hatten nie so genau Acht, daß sie nicht hätte entwischen können. Das Mädchen ersah die schicklichste Gelegenheit, entkam, und floh dahin, wo der Geliebte zu finden war, und wirklich traurig und beinahe trostlos ihrer wartete.

Nun durfte sie nicht mehr zu dem Vater zurückkehren. Es fiel ihr schwer; doch leichter ihn, als den Retter, den treuen Geliebten, zu missen. Sie begab sich mit ihm in seine heimathliche Hütte, und hoffte nun, frei alles Leides, froh als seine Gattin zu leben.

Es vergingen einige heitere Tage. Um sie her schien alles neu zu leben, alle guten Geister ihr hold zu sein. An der Seite ihres Morner's vergaß sie bald des heimathlichen Heerdes, und sie war wieder so froh, wie in ihren Kinderjahren. Ihre Munterkeit kehrte zurück. Sie freute sich, mit ihrem Gatten am frühen Morgen, wenn kaum der Tag ergraute, Ruder und Netz zu ergreifen, und bis an den späten Abend die See zu durchfahren.

Der Alte konnte leicht vermuthen, wohin sie gekommen sei. Er bot alles auf, sie und ihren Mann in seine Gewalt zu bekommen, und Rache zu nehmen an dem, welcher sein Kind ihm entrissen hätte. Er sandte Männer aus, die sie mit List oder Gewalt gefangen nehmen sollten. Unbegränzt war seine Wuth.

Die beiden Liebenden konnten ihm kaum entgehen. Mit Zurücklassung von allem flüchteten

sie sich weiter hinauf an der Küste, wo sie hoff-
ten vor ihm verborgen zu sein.

Von allem entblößet, von allem verlassen, wußte ihr Eifer schnell für die nöthigsten Bedürfnisse zu sorgen. Sie bereiteten sich eine Wohnung, und suchten einiges Geräthe bei den wenigen fern liegenden Bewohnern der Gegend. Bald war wieder ein Nachen verfertigt; sie fuhren wieder durch die Fluthen, und hatten vergessen, daß sie einst an einem andern Orte gewohnt hatten. Nur daß der Vater sie vertrieben habe, war der einzige Gedanke, der bisweilen in trüben Stunden Oscuna's Heiterkeit störte. Ihr Herz hatte sich doch nicht von ihm losgerissen, obschon es ganz dem Geliebten hingegeben war.

Nach einiger Zeit hatte der Alte auch diesen Aufenthalt entdeckt, und von der Zeit an ruhte er nicht mehr, bis er seine Absichten gegen sie würde erreicht haben. Er nahm seine Zuflucht zur List. Eine verstellte Aussöhnung sollte sie in seine Nähe locken, und dann sollten sie unversehens überfallen werden und in seine Gewalt kommen. Auch dieser Anschlag mißlang. Der, welchem er anvertraut war, war oft um Oscuna in ihrer Kindheit gewesen; ihre Munterkeit hatte

ihm gefallen, ihr liebendes Wesen ihn eingenommen; er fühlte Mitleid, ein so vortreffliches Geschöpf der Rache eines strengen Vaters aufzuopfern, verrieth ihr die Absicht, und rettete beide.

Unstät und flüchtig von Ort zu Ort, von Eiland zu Eiland getrieben, waren sie nirgends sicher vor dem ergrimmten Vater. Ueberall hatte er Kundschafter, überall ließ er sie ausspähen, und alsbald verfolgen. Wenn ihnen das Schicksal wieder einen heitern Blick zusandte, und sie ihres Leids einen Augenblick vergessen konnten, ward bald alles wieder düster und dunkel um sie her. Oscuna wollte erliegen, nur durch den Geliebten gewann sie Kraft und Muth es zu ertragen.

Oft fiel es ihr ein, sich aufzumachen mit ihrem Kinde — der einzigen Freude ihres kümmerlichen Lebens — und dem Alten flehend zu Füßen zu fallen, ob er wohl möchte verzeihen, gestatten, was nun doch nimmer zu ändern wäre. Sie kannte aber den Vater zu gut; Furcht, nicht um sich, um den Geliebten und das theure Pfand ihrer Liebe hielt sie immer wieder zurück. Gegen dieses — das konnte sie mit Recht vermuthen — würde er wüthen, und es als den ersten Gegen-

stand seines Hasses seinen vollen Grimm fühlen lassen.

Ein glücklicher Umstand schien nun unerwartet, als sie sich in der größten Verlegenheit befanden, zu ihrer Rettung herbeigeführt worden zu sein. Von ungefähr kam ein Schiff an ihrer Hütte vorbei, das nach Island fuhr. Morner und Oscuna beschlossen, die vaterländische Küste zu verlassen, und auf dieser Insel irgendwo einen Zufluchtsort zu suchen, wo sie gesichert mit einander leben und ihrer Liebe sich freuen könnten.

Gedacht, gethan. Sie kamen glücklich auf der Insel an, und wählten ihren Aufenthalt in einem kleinen Thal unfern der Küste von dem Meere durch hohe Klippen beschützt. Weniger, aber darum desto gefälligere Menschen wohnten in dem Thale. Sie theilten den Fremdlingen alles mit, was sie zu ihrer Ansiedelung und ihrem ersten Unterhalt bedurften, und diese hinwiederum lehrten sie einige jener wenigen Künste, worin sie die andern übertrafen.

Morner, vorher schon in der Jagd geübt, verlegte sich nun ganz auf diese. Bisweilen begleitete ihn Oscuna, meist aber blieb sie zu Hause bei dem Kleinen. Wenn sich die Spitze

der Hekla und der fernen Gebirge von den Strahlen der aufgehenden Sonne rötheten, nahm Morner von der Wand den niedlichen Bogen und den flüchtigen Pfeil, und eilte den ganzen Tag Thal auf, Thal ab, dem Gewild nach. Freudig mit dem Kleinen sprang ihm des Abends bei der Rückkehr die holde Oscuna entgegen, und umarmte ihn, als wäre es erst das zweitemal, daß sie ihn wieder sähe.

Und die Bewohner der Gegend gewannen die Fremdlinge immer lieber. Seit ihrer Ankunft schienen die Bewohner der großen Halle sie weit mehr zu segnen. Sie hielten sie heimlich für schützende Geister, die gekommen wären, ihr Leben zu schonen.

Der Kummer voriger Tage ward allgemach vergessen. Sie genossen ganz das Glück der Gegenwart, und hofften eine frohe Zukunft. Alles schien ersetzt, die Götter für jenes Leid entschädigt zu haben.

Aber das Glück war neidisch auf sie; es sollte nicht lange so dauern.

Der Alte war vor Wuth beinahe ausser sich, da er vernahm, sie seien entkommen, gerade da er sie gewisser als je in seiner Gewalt glaubte.

Es genügte ihm nicht, sie vertrieben zu haben; er forschte ihnen auch jetzt noch nach. Rastlos wandte er alles an, um Kunde von ihnen zu erhalten.

Alles war vergeblich.

Indeß wichen die Kräfte des Alten; er schwankte daher. In den langen Winterabenden war niemand um ihn, mit dem er in Gesprächen über die Helden der Vorzeit sich die Stunden kürzen konnte. Er mißte Oscuna, wie sie durch ihre Fragen ihm oft liebliche Rückerinnerungen an vergangene Zeiten veranlaßt hatte. Ihre sorgliche Hand war nicht mehr um ihn beschäftigt. Einsam und verlassen hätte er sie oft zurückgewünscht, und hätte ihr gern alle die Unbilden vergütet, welche sie seinetwegen erduldet.

Harfagur ward krank. Eines Tages erblickte er seine Tochter in verzweifelnden Geberden, ihm drohend. Er fragte die Seher, welche Traum und Gesicht deuteten. Er sei die Ursache ihres Untergangs, war die Antwort.

Der Alte machte sich Vorwürfe, seine Härte machte verzweifelndem Jammer Platz. Er klagte sich an, und war kaum zu trösten. Allmählig genas er wieder, und das Erste, was er bei wie-

derhergestellter Gesundheit unternehmen wollte, war, nach Island zu fahren, sich mit Tochter und Eidam zu versöhnen, und sie mitzunehmen. Denn mittlerweilen war es ihm gelungen, den Ort ihres Aufenthalts zu erspähen.

Sobald er konnte, machte er sich mit einigen Dienern nach der Insel auf. Kurz und günstig war ihre Fahrt. An der Gegend, wo er die Tochter vermuthete, stiegen sie ans Ufer.

Ein unglücklicher Zufall brachte der Geliebten Untergang, und den Vater in Verzweifelung.

Er hatte sich mit seinen Begleitern getheilt, um die Gegend zu durchstreifen, und sich wieder zu sammeln, wenn sie gefunden hätten, wonach er trachtete.

Zwei der jüngern Begleiter, die Harfagur mit sich genommen hatte, trafen Morner im Walde auf der Jagd. Sie kannten ihn nicht. Aus geringer Veranlassung entstand unter ihnen Wortwechsel, dann Streit. Mit überlegener Kraft wehrte sich der wackere Mann tapfer. Sie konnten ihm lange nichts anhaben. Seine Behändigkeit und Stärke, und der Gedanke an die geliebte Oscuna gaben ihm lange den Sieg. Aber der Kampf war ungleich, zuletzt unterlag

der kühne Held. Jene beiden wollten sich rächen für empfangene Beulen und Wunden, und schlugen ihn halb todt.

So fanden ihn einige Nachbarn. Traurig brachten sie ihn zu dem Weibe, und verkündeten, fremde Männer hätten ihn so zugerichtet. Bei diesem Anblick fiel Oscuna beinahe in Ohnmacht, sie konnte statt Worte nur Thränen hervorbringen. Weinend und jammernd warf sie sich über den Körper des geliebten Gatten, umarmte ihn wieder und immer wieder.

Sie hatte nirgends eine bleibende Stätte, weder in der Hütte, noch vor derselben. So von Wehmuth und hartem Kummer erfüllt, sah sie von einem fernen Hügel zwei Fremdlinge gegen ihre Hütte kommen. Lange waren sie ihr unbekannt, endlich erkannte die Unglückliche den Vater. Alles schien ihr nun klar. Der Vater, meinte sie, hätte sie auch dahin verfolgt, und er und sein Begleiter wären die Fremdlinge gewesen, die ihren Morner des Lebens beraubt hätten. Nun werde er auch sie in seine Gewalt zu bekommen suchen, und was fürchtete sie nicht alles von seinem Grimm und Rache.

Das Leben hatte wenig Reitz mehr für sie.

Die Zukunft stand schreckend vor ihr, sie sah eine lange Reihe von Vorwürfen und harte Behandlung, wenn sie dem Vater in die Hände kommen sollte. Als er sich näherte, entfloh sie. Sie kannte nur einen Weg gegen das Gestade, dort hoffte sie einen Kahn zu finden und so sich retten zu können.

In der Angst verfehlte sie des wahren Weges. Der Vater hatte auch sie erkannt, und eilte ihr nach. Je mehr er mit freundlichen Worten ihr zurückrief, desto größer ward ihre Besorgniß, verdoppelte sie die Schritte. Sie kam auf die Felsen, welche schroff in die See hervorragen, und an denen sich die Gewalt der immer wogenden Fluthen bricht.

Wie das verfolgte Wild eilte sie verwirrt und ängstlich herum, ohne Ausweg zu finden. Der Vater war bald auf der Ferse. Oscuna konnte nimmer entweichen. Morner schien ihr zu winken, was sollte ihr das Leben ohne ihn; vor dem Angesicht des Vaters nahm sie einen Sprung über den Felsen herunter in die tobenden Wellen.

Es folgte der Vater mit ausgebreiteten Ar-

men, die stürzende Tochter zu halten, oder zu umschliessen. Noch einmal am Felsenriff sah er sie auftauchen, dann sinken. Bewußtlos stürzte er hin, alle Kraft und jede Besinnung war von ihm gewichen. Bisweilen kamen Augenblicke, in welchen er unaufhörlich der Tochter Namen ausrief, aufsprang, hastig zur Klippe lief, als wäre sie noch zu ergreifen, und dann matter und niedergeschlageuer hinfiel.

Zwei Tage dauerte dieser Zustand. Als Anstrengung und Gram jede Lebenskraft verzehrt hatten, schien er noch das Bild zu sehen. Bald fürchterlich drohend, dann jammerte er in herzzerreissender Klage, bald sanfter einherschwebenb, gleich einer segnenden Norne, dann rief er den geliebten Namen mit sehnsuchtsvollen Tone der fernen Geliebten. In solchem Moment schwand er dahin.

Oft sieht der Schiffer, wenn der Mond durch die kleinen Wölkchen gleitet, die wie die himmlische Heerde das blaue Gewölbe bedecken, einen hehren Geist in den Wellen emportauchen. Sein Blick ist liebend, er scheint zum Eiland zu schweben, wo der Geliebte wartet. Dann gleitet der

Kahn sicher und schnell über die Fluthen, und der Ruderer ist bald am heimathlichen Heerde, wo die Gattin mit dem Kleinen vor Ungeduld seiner harret.

Wenn er aber auf der Felsenklippe die Gestalt sieht, welche mit verzweifelndem Blick ängstlich zur See schaut, und bebend mit zerrissenem Gewand und fliegendem Haar hin und her eilt, und wie das Stöhnen der Geister durch die Lüfte ertönt, dann eile er davon, denn die Stürme brechen aus Norden herein, und er wird weggetrieben vom Ziele, von der heimathlichen Küste, von der Geliebten oder Gattin und Kindern. Der Geist zürnt, er gedenkt der grauenvollen Stunde, und ringsum tobt alles.

Aber die Töchter des Thales, in welchem Oscuna lebte, kommen jedes Jahr an das Ufer und beklagen ihr Loos. Sie jammern, daß sie so dahinschied, und bitten die Geister der großen Halle, daß sie schützender über ihnen mögen walten. Wehe dann jeder, welcher von ferne die Gestalt in den Wellen freundlich winkt, Kummer und Klage wartet ihrer. Noch aber preisen die

Jünglinge Oscunas treue Liebe, und sie bitten den Geist in den Wassern, daß er auch sie möge geleiten zu einem Eiland, wo sie ein Mädchen fänden, wie Oscuna.

Tantchen Rosmarin

oder

Alles verkehrt.

Tantchen.

Eine gute halbe Stunde vom Städtchen Waiblingen hatte die verwittwete Frau Obersteuerräthin Rosmarin das Gut Nieder-Fahren an sich gekauft, vermuthlich ihrem Bruder zu Gefallen, der im Dorfe Ober-Fahren als Pfarrer lebte. Das kam dem Herrn Pfarrer wohl zu statten, denn er war, nach löblicher Weise christlicher Seelenhirten mit irdischen Gütern nicht allzusehr gesegnet; hingegen seine Frau Schwester galt mit Recht für eine der reichsten Gutsbesitzerinnen zehn Stunden in der Runde; ihr verstorbener Gemahl hatte ihr eine schöne Hinterlassenschaft zusammengerathen und gesteuert. Der Herr Pfarrer war daher auch, wie billig, ein beinahe täglicher Haus- und Tischgenosse bei Tantchen Rosmarin, wie er seine Schwester nannte.

Er nannte sie aber so aus lieber Gewohnheit, weil er sich viel mit Erziehung einer kleinen Nichte abgab, die bei der Frau Obersteuerräthin lebte, Suschen hieß, und einmal Erbin alles rosma-

rinschen Vermögens werden sollte. Weil Suschen ihre Mutterschwester nie anders, als Tantchen nannte, adoptirte der Herr Pfarrer ganz unvermerkt den Namen auch. Und weil es der Herr Pfarrer that, erlaubte es sich der Herr Verwalter Säblein auch, doch nie in Gegenwart der Frau Obersteuerräthin, sondern nur, wenn er von ihr sprach. Aus ähnlichem Grunde gewöhnten sich auch Knechte und Mägde zu Nieder-Fahren, und zuletzt alle Bauern in Ober-Fahren an den Namen, so daß die Frau Obersteuerräthin zuletzt Allerwelt-Tantchen ward.

In der That verdiente sie diesen Namen, denn sie war mütterliche Freundin, Rathgeberin und Hilfe aller, die in ihren Wirkungskreis kamen; war die beste, wohlthätigste Frau von der Welt; hatte Nachsicht mit jedermanns Schwächen, wenn man nur auch ihre Schwächen ehrte. So übersah sie gern die Sonderbarkeiten ihres geistlichen Bruders, welche er in der Zerstreuung beging; hatte nichts gegen den Aufwand von Klugheit des Herrn Verwalter Säblein, der, um ein Sandkörnchen aus dem Wege zu räumen, immer Hebel und Winden anwenden wollte; nichts gegen Suschens Naivität, die oft in bitterliche Verle-

genheiten setzten, wenn man nur die beliebte Staats- Wirthschafts- Rang- und Hausordnung in allen Theilen beobachtete.

Denn auf Ordnung hielt Tantchen. Alles hatte seine Zeit, seinen Ort, seinen Rang, seinen gebührenden Namen. In den Zimmern, auf den Mobeln durfte kein Stäubchen liegen; in der Küche mußte alles die Eleganz eines Boudoirs haben; Stubenfliegen wurden mit unerbittlicher Hauspolizei, wie Gauner, auf Leben und Tod verfolgt; kothiges Wetter galt als allgemeine Landplage; Morgen- Mittags- und Abendgrüße waren im Ritual genau nach jedermanns Stand vorgeschrieben; eben so die Art der Knixe und Verbeugungen, die gelegentlich zu machen waren. Tantchen ordnete im Haus- und Landwirthschaftswesen alles selbst. Sie war die Königin von Nieder-Fahren. Sie hörte jedermanns Rath, nachher that jeder mit ehrerbietigem Gehorsam, was sie zu beschliessen für gut fand. Sie hatte keine erklärte Favoriten, ausgenommen Suschen. Aber Suschen war auch die Favoritin von Ober- und Nieder-Fahren, und würde es für alle Welt geworden sein, wenn alle Welt in Ober- und Nieder-Fahren beisam-

men gelebt hätte. Denn Suschen war ein liebliches Kind, und zwar ein Kind von siebenzehn bis achtzehn Jahren, schlank, schöngebaut, schwarzen Haars, blauen Auges — kurz, denn wozu bedarf es hier eines Signalements? — ungefähr so, wie hübsche Mädchen im Alter von achtzehn Jahren etwa zu sein pflegen.

Tantchen hätte nun allerdings wohl vermuthen können, daß mit einem solchen Mädchen im Hause die eisenfesteste Hausordnung früher oder später gebrochen werden dürfte; daß im Hause kein gefährlicherer Gast wohnen könne, als ein Mädchen, das mit seinen unschuldigen Augen jeden zu fragen scheint, ob es nicht ausser den alltäglichen Hausangelegenheiten noch irgend andere Angelegenheiten gibt? — Allein Tantchen, im blinden Vertrauen auf eigene Weisheit, ahnete davon nicht das geringste, und hätte eher an eine Revolution des ganzen Weltsystems, als an Störung ihrer Lebens- und Gewohnheitsordnungen geglaubt.

Aber am Ende mußte sie doch daran glauben, wie aus folgender Erzählung der ausserordentlichsten Begebenheiten erhellt, die sich jemals zuge-

tragen haben mögen, und daher für Welt und Nachwelt aufbewahrt zu werden verdienen.

Der Brief.

Es war ein warmer Maitag, als der Herr Pfarrer ins Zimmer trat, mit seinem bräuchlichen Gruß: „Guten Tag Tantchen, guten Tag Suschen!"

Die Tante nickte freundlich; Suschen, das neben ihr auf dem Sofa saß und einen weißen Strumpf strickte, machte einen kurzen vertraulichen Knix, und sagte: „Votre servante, Onkelchen."

„Aber, lieber Himmel, in welchem Aufzuge kommst du auch einmal wieder, Herr Pfarrer?" sagte Tantchen Rosmarin.

„Wie so?" fragte der Herr Pfarrer, der in allen Taschen nach dem Schnupftuch suchte, um sich den Schweiß abzutrocknen.

„Vermuthlich hast du", sagte die Tante, „die Perücke in der Tasche, weil du das Schnupftuch über den Kopf hast."

„Ueber den Kopf", rief der Pfarrer verwundert und griff dahin, und fand es. „Item,

Tantchen, du magst wohl recht haben; denn es ist ein heisser, heisser Tag; meine Azel brannte, die Sonne brannte; ich kam aus der Stadt, da legte ich, mein Haupt zu kühlen, die Perücke ab, das Tuch über, und mich hinter ein Kornfeld."

Er fing von neuem an zu suchen, während Suschen ihm ihren Platz auf dem Sofa einräumte, und hinausging, dem Onkel einen Kühltrank von Wasser und Himbeersyrup zu holen.

„Was suchst du denn, Herr Pfarrer?" fragte die Tante.

„Wenn mir recht ist, habe ich für dich einen Brief aus der Stadt mitgebracht; aber wo er hingekommen, weiß ich nicht. Ich glaube, er ist vom Herr Bürgermeister. Suchet, so werdet ihr finden."

„Aber, Herr Pfarrer, vor allen Dingen, setze die Perücke auf — es ist höchst unschicklich. Du gibst der ganzen Gemeinde ein Aergerniß im Kahlkopf."

„Ich will nicht hoffen. In dem Fall wird es noch Bären geben, die mir gehorchen, wie dem Prophet Elisa, und die bösen Buben verschlin-

gen, die mich necken möchten, wie ihn. — Aber ad vocem Perücke, Tantchen, wo hast du sie?"

„Wo ich sie habe? Du hast mir keine gegeben. Hast du sie unterwegs verloren?"

„Was Gott verhüte, es war meine neueste Perücke. Nein, du hast recht, Tantchen, sie liegt noch sauber im Grase, neben dem Brief des Herrn Bürgermeisters, und zwar, wo ich selbst vor einer Viertelstunde lag, im Schatten des Korns."

Tantchen griff zur Klingel. Die Magd erschien; der Herr Verwalter ward herbeigerufen, und ihm befohlen, die Perücke suchen zu lassen, nebst dem Brief — alles so geschwind als möglich. Die Tante war eben so ungeduldig, die Blöße des Herrn Pfarrers zu bedecken, als den Brief des Herrn Bürgermeisters zu lesen Nachdem Herr Säblein sich umständlich die Figur der Perücke und Format und Farbe nebst Addresse des Briefs hatte beschreiben lassen, sandte er sogleich zwei Stallknechte, vier Drescher und einen Küher auf alle Fahr- und Fuß- Neben- und Schleichwege, die zwischen Nieder-Fahren und Waiblingen anzutreffen sind. Er selbst faßte auf der Höhe des Windmühlenhügels Posto, und re-

kognoszirte seine Leute in der Ferne mit dem Perspektiv. Bei so guten Anstalten konnte es nicht fehlen. Binnen einer halben Stunde kamen die sieben Boten ins Herrschaftshaus zurück, an ihrer Spitze die Perücke, den Brief und den Herrn Verwalter.

Der Brief war richtig vom Herrn Bürgermeister, und noch dazu eigenhändig geschrieben. Er enthielt nichts geringeres, als eine förmliche vorläufige Einladung der Frau Obersteuerräthin, samt Herrn Bruder, Demoiselle Suschen und Herrn Verwalter Säblein, der Hochzeit von der ältesten Tochter des Herrn Bürgermeisters beizuwohnen. Die Hochzeit sollte in sechs Wochen gefeiert werden, und die Einladung durch das Brautpaar mündlich erneuert werden.

Kleine Verlegenheiten.

Tantchen fand sich durch die Aufmerksamkeit des Herrn Bürgermeisters sehr geschmeichelt, mit welchem sie nur in sehr entfernten Verhältnissen stand. Auch die Beobachtung der schicklichen Formen hatte ihr das Herz gewonnen. Mit dem allen waren noch nicht alle Schwierigkeiten ge-

hoben. Darüber mußte Familienrath gehalten werden.

Die Tante nämlich fand es sehr bedenklich, Suschen auf irgend eine Weise mit den jungen Herren von Waiblingen in einige nähere Verbindung zu bringen. Denn erstens war Suschen über siebenzehn Jahre alt, worin die Kleine zwar gar nichts Anstößiges sah, aber die sorgsame Tante desto mehr. Zweitens war Suschen so schön, wie nur jemals eine Susanne, selbst die im alten Testament nicht ausgenommen, gewesen sein mochte. Drittens hatte sie ein beträchtliches Vermögen zu hoffen, und Tante dachte ihren Liebling nicht so gar wohlfeilen Kaufs dem ersten besten hinzugeben. Viertens war Suschen im höchsten Grade unerfahren, ob es ihr gleich nicht an löblicher Neu- und Wißbegier mangelte. — Zu diesem allen paßten die jungen Herren von Waiblingen sehr übel, denn erstens waren viele derselben recht hübsch, was durchaus nichts taugt; zweitens waren sie alle Freunde von Komödien und Romanen, sie hatten ein eigenes Liebhabertheater, und in Waiblingen nährten sich zwei Buchbinder mit Leih- und Lesebibliotheken — ein schlimmes Zeichen unserer Zeit! Drittens endlich

hätte man ihnen wohl ihre artige Figur und ihre Romanenleserei verzeihen können, aber die wenigsten hatten ein Vermögen, welches sich gegen die rosmarinschen Güter auf die Wagschaale legen, oder einen Rang, der sich mit dem Obersteuerrathstitel vergleichen ließ. Denn selbst ein Bürgermeister von Waiblingen — lieber Himmel! — wie wenig wollte das sagen; und alle übrige Honoratioren, kleine Kaufleute, Krämer, Rathsherren, vermögliche Handwerker, Zollinspektoren, Sekretärs, Advokaten standen noch im Range dem Herrn Bürgermeister nach.

So raisonnirte Tantchen in der Stille ihres Herzens, und nach diesem Raisonnement hatte sie jederzeit ihre Maasregeln gegen die elegante Welt von Waiblingen genommen. Suschen kam selten dahin, und selten kam junger Besuch von da herüber nach Nieder-Fahren.

Nach langen Ueberlegungen ward endlich im Familienrath, dem auch der Herr Verwalter beigeordnet war, zwar beschlossen, die bürgermeisterliche Hochzeit zu besuchen, allein nicht ohne die gröste Vorsicht sollte es geschehen.

Vor allen Dingen ward es der Tante überlassen, Suschen auf die Gefahren des Herzens

aufmerksam zu machen, und auf die Klippen hinzudeuten, an welchen die Unschuld leicht zu scheitern pflegt. Denn soviel war ausgemacht, Suschen war in dem Alter, wo sich ein Schiffbruch machen läßt; und in einem Alter, wo man nicht mehr mit der Katze und Puppe spielen will. Das gute Kind mußte also über allerlei Dinge belehrt werden, von welchen es bisher noch nichts geargwöhnt hatte. Ohnehin, wenn es nicht Nonne werden sollte, mußte es sich in der Welt zeigen, um gesehen zu werden. Das fühlte Tantchen so gut wie jede Mutter, welche eine erwachsene Tochter wegzugeben hat, und endlich wegzugeben wünschen muß.

Von der andern Seite sollte es auch der Herr Pfarrer nicht an geistlichem Zuspruch fehlen lassen. Der Herr Verwalter, welcher in seinen jungen Jahren ein guter Tänzer gewesen sein wollte, jetzt war er leider ein sechsundfünfzigjähriger Junggesell, versprach Suschens Tanzlektionen zu erneuern. Bei der Hochzeit selbst versprachen alle drei ihr Bestes zu thun, daß das Mädchen beständig beobachtet und gehütet werde.

Vorübungen zur Hochzeit.

Daß nun Schneider, Schuster, Putzmacherinnen u. s. w. in Bewegung und Nahrung gesetzt wurden, versteht sich von selbst. Tantchen wollte unter den Waiblingern standesgemäß erscheinen, und, der kleine Stolz war ihr zu verzeihen, durch Suschens Schönheit glänzen.

Suschen freute sich über die festlichen Zurüstungen von Herzen — dergleichen war ihr lange nicht begegnet. Sie hielt ihren Tanzmeister gut in Athem, und bedauerte nur, daß seine sechsundfünfzigjährigen Füße nicht so beweglich, wie ihre siebenzehnjährigen waren. Freude und Natur lehrten sie tanzen; Herr Säblein aber nahm das getrost auf seine Rechnung. Ihm selbst gefiel es gar wohl, sich in die edle, halbvergessene Kunst einzuüben, da er, laut Beschluß des Familienraths, auf der Hochzeit ausschließlich Suschens Tänzer sein sollte.

Leider ward aus dem Letztern nichts, und zwar aus folgender Ursache. Den Tag vor dem Fest wurden alle Tänze zum letztenmal repetirt. Da der Herr Pfarrer und die Tante nun selbst Augenzeugen von Suschens Fortschritten sein

wollten, griff sich Herr Säblein schon ehe die Zuschauer kamen, über die Maßen an, wenigstens nicht schlechter zu tanzen, als seine gewandtere Schülerin. Sie schwebte luftig umher, wie ein Schmetterling, und machte in der Wonne manchen Satz, der nicht minder schön, wenn gleich ausser der Regel war. Herr Säblein voller Entzücken bedachte sich nicht lange, und — vor Zeiten konnte er Entrechats machen — wollte den Gipfel seiner Kunst zeigen. Er brachte seinen Entrechat an; der erste mißlang halb, und der zweite ganz. Seine langen, dünngeschnitzelten Beine, die ihm sonst nicht zum Vorwurf gediehen, verwirrten sich nämlich so widernatürlich in einander, daß bei der fortdauernden Bewegsamkeit des Rumpfes ein unerwartetes Unglück nothwendig erfolgen mußte. Er fiel auf die untanzmeisterlichste Weise zu Boden; und, wie eine stürzende Tanne alles blühende Gesträuch umher, riß er auch Suschen, die ihn noch immer lustig dabei umgaukelnde Silfide, nieder.

Da der Herr Pfarrer, welcher eben draussen im Begriff war, die Thüre zu öffnen, den Fall hörte, von welchem selbst die Grundfesten des Hauses erbebten, trat er eilfertig herein. Theils

diese Eilfertigkeit, theils eine dem Herrn Pfarrer angeborne Kurzsichtigkeit, an die er sich in der Zerstreuung nicht immer erinnerte, wurden Veranlassung eines zweiten Uebels. Er trat dem Tanzmeister aufs Bein, der es dann mit sehr verzeihlichem Ungestüm schnell an sich riß, und damit dem Herrn Pfarrer alle Haltung raubte. Ehe dieser noch um Verzeihung bitten konnte, lag er neben den andern. Während nun seine weißgepuderte Perücke durch den lebhaften Kopfschwung weithin unter das Sofa flog, geberdeten sich seine kurzen Beine wunderseltsam, und kehrten die Sohlen gen Himmel, als riefen sie dessen Hilfe an.

Der ganze Auftritt, oder besser, die ganze Auflage war kurz. Der Pfarrer raffte sich zuerst auf, und weil er Suschens schneeweiße, faltenreiche Haube für seine entsprungene Perücke hielt, zog er sie ohne anders an sich, und bedeckte damit schnell sein Haupt, weil er die Frau Obersteuerräthin an der Thür hörte. Suschen war ebenfalls auf den Beinen, ehe Tantchen eintrat. Hingegen Herr Säblein saß auf dem Boden und schnitt verzweifelte Gesichter, denn er hatte sich die Hüfte gequetscht.

„Ei du guter Himmel!“ rief Tantchen Rosmarin, und schlug die Hände zusammen, indem sie bald die Gesichter ihres Verwalters, bald den ehrbaren Kopf ihres Bruders in der Weiberhaube betrachtete: „Spielt Ihr Komödien? Vergesset Ihr allen Anstand? Ist das Lebensart? Und besonders du Herr Pfarrer ‥‥

„Und warum denn ich besonders?“ fragte er ganz ernsthaft und beinahe empfindlich, denn er liebte die Strafpredigten seiner Schwester nicht sehr.

Suschen gewann jetzt das Wort, und stellte schnell den Frieden her, indem sie der betroffenen Tante alle Aufklärung über das Räthsel gab, und ihre Haube gegen die Perücke lachend eintauschte.

Dies an sich unwichtig scheinende Ereigniß war der erste Grund zu allem nachfolgenden Unglück. Denn Herr Säblein blieb viele Tage hinkend, und konnte nun an der Hochzeit nicht tanzen.

Warnungen.

Suschen war am Hochzeitsmorgen mit der Sonne auf. Sie konnte vor Freuden nicht schlafen. Tantchen Rosmarin war ebenfalls mit

der Sonne auf; sie konnte vor Kummer nicht schlafen. Da es nun nicht zu hindern war, daß Suschen mit allen süßen Herren von Waiblingen tanzte, wollte sie des Mädchens unverwahrtes Herz wenigstens durch neue Ermahnungen gegen alle Versuchungen der Liebe, oder wie sie es zuweilen im christlichen Eifer hieß, des Satans, stärken.

„Du bist nun siebenzehn Jahre alt, liebes Suschen", sagte sie.

„Um Verzeihung, Tantchen, siebenzehn Jahr, sieben Monat."

„Desto schlimmer."

„Wie so?"

„Ei nun, weil du in dem Alter bist, da du heirathen könntest."

„Ach, das wäre doch kein so schlimmes Uebel. Sie haben mir ja gesagt, daß sie auch einmal verheirathet waren; und meine Mutter selig ists auch gewesen. Und wissen Sie nicht, es geht ja in Waiblingen und Ober-Fahren keine Woche ohne Hochzeit vorbei."

„Alles recht."

„Und gewiß, Tantchen, gewiß, es ist um die Hochzeit etwas Schönes. Wissen Sie noch, wie

sich unsere Lisette darauf gefreut hat? Wie ihr jetziger Mann, der junge Förster von Steinfelden, ihr immer nachschlich? Wie lieb sich die beiden hatten, wie sie = = = Tantchen, wenn sich die beiden küßten, ich wußte nicht, wie mir ward! Mich hat noch keiner so lieb gehabt.“

„Suschen, du bist noch immer ein Kind. Höre mich. Du bist jung, bist nicht unansehnlich, von guter Familie, dein Vater war Justizrath; du hast Vermögen, eigenes und vielleicht sonst noch zu Erwartendes. An Liebhabern wirds nicht fehlen. Man wird dir Artigkeiten in Menge sagen. Man wird suchen sich in deine Gunst einzuschleichen, und vielleicht der schlechteste, ärmste Schlucker kann dir, bei deiner Unerfahrenheit, am besten gefallen. Gerade heut, an der Hochzeit in Waiblingen wird man deinem Herzen vielleicht Netze stellen. Ich ermahne dich also, sei vorsichtig. Traue niemandem von den jungen Herren, so schön er auch thue.“

„Und warum muß ich nicht trauen?“

„Weil sie Schmeichler, Lügner sind, einer wie der andere, die darauf ausgehen, einem unschuldigen Mädchen den Kopf zu verrücken.“

„Aber wie können sie das? Mir soll keiner

das Köpfchen verrücken, wenn ich nicht Lust habe mirs verrücken zu lassen.“

„Ich fürchte, du hast nur zu große Lust!“

„Das ich nicht wüßte.“

„Wenn man dir zehnmal in einem Athem sagt, du seist schön, liebenswürdig, bezaubernd, und wie die heutigen Modeausdrücke sind.“

„Die Modeausdrücke sind wenigstens sehr artig. Finden Sie denn das nicht, Tantchen?“

„Wenn man dir schwört, man liebe dich, man könne ohne dich nicht leben.“

„Ach, das fällt keinem ein.“

„Und wenn es jemandem einfiele, würdest du dem das glauben?“

„Wenn ers mit einem Eid beschwört, Tantchen?“

„Aber, Kind, es ist keinem Ernst damit. Die jungen Leute schwören dir alles, und machen sich hintennach über deine alberne Leichtgläubigkeit lustig. Verlasse dich darauf, wer dir Schmeicheleien sagt, hat den Vorsatz, dich derb auszulachen.“

„Was hätten die Narren davon, wenn sie es thäten?“

„Ihren Spaß, nichts als Spaß. So sind sie nun einmal!“

„Das ist abscheulich.“

„Wie manches Mädchen ist durch seine Leichtgläubigkeit schon unglücklich geworden! Wie manche, die ihren Schmeichler aufrichtig liebte, verlor darüber Ruhe, Ehre, Frieden — oft die Unschuld sogar.“

„Sogar die Unschuld? Wie ist das mit der Unschuld, Tantchen?“

„Mit der Unschuld?“

„Ja!“

„Du verstehst das noch nicht, und so etwas läßt sich nicht da gleich erklären.“

„Ich begreife es wohl, die Sache muß schwierig sein, denn der Onkel Pfarrer wußte auch nicht recht, was Unschuld ist? Zerbrechen wir uns nicht den Kopf damit.“

„Vor allen Dingen, Suschen, folge mir mit Gehorsam. Hüte dich vor Schmeicheleien der Männer — hüte dich, einem von ihnen den Vorzug zu geben; halte alle von dir in ehrfurchtsvoller Entfernung; und wagt es einer von ihnen, dir das leiseste Wort von Anbetung, Liebe oder dergleichen Larifari zu sagen, auf der Stelle

wende ihm verächtlich den Rücken. Du bist viel zu gut für einen Waiblinger."

„Aber, Tantchen, wenn ichs immer so mache • •"

„Wenn es Zeit mit dir ist, werde ich dir schon einen Mann geben. Ich werde ihn so wählen, daß du mich noch einst über meinem Grabe segnen sollst. Darauf verlasse dich. Versprichst du mir dagegen, mir gehorsam zu sein?"

„Ach, Tantchen, Sie wissen es ja, ich bin es immer."

„Nun denn, ich werde dein Betragen heute auf der Hochzeit scharf beobachten."

Die Hochzeit.

Tantchen Rosmarin glaubte alles wohlgemacht zu haben, und beruhigte sich. Wie täuschen sich doch die Menschen gern! Tantchen wußte aus alten Erfahrungen sehr gut, daß Natur und Liebe ihre Rechte fodern, allen Warnungen und Lehren zum Trotz; und doch bildete es sich ein, mit Suschen müsse es ganz anders sein, als mit den übrigen Mädchen; nicht weil Suschen aus anderm Teig gemacht, sondern weil es von Tantchen Rosmarin erzogen und gebildet worden wäre.

Man setzte sich also in den Wagen, und fuhr, den Jäger und Gärtner in neuen Livreen hinten auf, stattlich geputzt gen Waiblingen zur Hochzeit.

Die Frau Obersteuerräthin ward mit großem Zeremoniel empfangen, und alle ihre Angehörigen wurden mit so vielen Höflichkeiten überhäuft, daß sie im höchsten Vergnügen schwamm, und selbst ihrem Vorsatz treulos ward, beständig an Suschens Seite zu sein. Der Herr Pfarrer fand einige gesprächige Kollegen, und Herr Säblein hinkte mit dem Rathsherrn herum. Suschen, anfangs gar blöde, ward in dem Kreis blühender Jungfrauen, der sie umringte, bald munterer und zuletzt so vertraulich, als hätte es die Bekanntschaften schon seit Jahren gemacht.

Als es endlich, nach glücklich überstandener Mahlzeit, zum Tanz kam, und sie nun bald in die Arme dieses, bald jenes Jünglings flog, und mit ihm in den Wellen harmonischer Töne durch die glänzenden Reihen der Tanzenden hinschwamm, da lösete sich ihr ganzes Wesen in Seligkeit auf. Suschen war schön; das Entzücken machte sie noch schöner. Die besten Tänzer drängten sich um sie, und diese stille Aufmerksamkeit war ihr schmeichelhafter, als alles

Süße, was ihr die begeisterten Herren vorsagten. Sie lebte nur für Tanz und Freude; o wie anders wars im Arm dieser Jünglinge, als an den Händen des steifen, zimperlichen Herrn Verwalters. Das nenne ich mir doch auch Tanz! sagte sie sich selbst leise, so oft sie erschöpft zu ihrem Sitz zurückgeführt ward.

So kam die Nacht. Tantchen Rosmarin hatte sich zwar fest vorgenommen, noch vor völliger Dunkelheit nach Nieder-Fahren zurückzukehren, aber sie vergaß es über den Weihrauch, der ihr von allen Seiten, theils wegen ihrer eigenen werthen Person, theils wegen Suschens Liebenswürdigkeit geopfert ward. Mit der Süßigkeit des Weihrauchs vereinten sich noch die Schrecken eines schweren Gewitters, welches von Westen flammend daherzog. Tantchen Rosmarin konnte von Hause aus die Gewitter nicht leiden, und der Sommer war ihr, nur dieses Krachens wegen, die unangenehmste Jahrszeit.

Sie blieb also, wiewohl des Wetters willen mit einiger Unruhe, am Spieltisch, wo der Herr Verwalter und der Herr Pfarrer mit ihr Parthie machten, nebst dem Herrn Bürgermeister. Und das war schlimm!

Erstes Unglück.

Suschen war mit dem Gewitter herzlich zufrieden. Sie wünschte, es möchten sich alle Gewitter der Welt um Waiblingen versammeln, und die ganze Nacht zum Tanz donnern; desto sicherer war sie, den Becher des ihr selten gewährten Vergnügens bis auf die Heefen leeren zu können.

Wein, Musik, Tanz und Freude hatten ihr ganzes zartes Wesen verwandelt. Ihre Wangen glühten, ihre dunkeln Augen glänzten strahlend, ihr Busen flog mit Ungestüm. Und hätte ein junger Herr von Waiblingen ihr auch Liebe geschworen — das einzige, wovor sie sich, wegen Tantchens Warnungen, am meisten fürchtete — sie hätte es in dem Himmel, worin sie jetzt athmete, verziehen. Zum Glück sagte ihr kein Mensch etwas von Liebe; aber keiner tanzte mit ihr, der ihr nicht getreulich meldete, daß sie ein Engel, eine Göttin sei, was sie denn freilich nicht glauben wollte, aber doch nicht übel nahm. Zwischen Anglaisen und Allemanden fehlte es nicht an zärtlichen Händedrücken; in den Minuetten nicht an Seufzern und vielsagenden schmachtenden

Blicken, die ihrer Schönheit huldigten; und in den Walzern drückte sie mancher Arm kräftiger an eine hochschlagende Brust, als sonst wohl des Herrn Verwalters Arm zu thun pflegte.

Unglücklicher Weise, da sie Durst fühlte, präsentirte man ihr Punsch. Sie nahm davon und tanzte fort. Aber nun fing sich alles an mit ihr zu drehen. Sie glaubte sich schwindlicht, und lachte darüber. Allein bald ward ihr bei den heftigen Wallungeu des Geblüts nicht wohl. Sie klagte es ihrem Tänzer, einem schönen, jungen Mann, der sie mit der größten Artigkeit an seinem Arm vom Saal hinwegführte, um sie frische Luft schöpfen zu lassen. Aus Furcht, daß sie sich nicht erkälte, denn sie war zu sehr erhitzt, brachte er sie in das erste beste Zimmer, welches er offen fand, und wo eine vergessene Kerze trübe zur Neige niederbrannte.

Suschen sank erschöpft und halb ohnmächtig auf ein altes Ruhebett, und hatte kaum Luft. Ihr Begleiter war in größter Verlegenheit. Er beschwor sie, sich aufzuschnüren, während er nach einem Glase frischen Wassers eilen wolle. In der Angst vergaß er aber das Glas Wasser, und

verließ seine erschöpfte Tänzerin nicht, die sich bei ihrer Ermattung nicht allein zu helfen vermochte.

Der Himmel donnerte; vom Tanzsaal herüber scholl die rauschende Musik dazwischen. Suschen und ihr Arzt merkten weder auf himmlische noch irdische Musik. Niemand vermißte die beiden, denn alles schwärmte seinen Freuden nach. Erst nach einer vollen Stunde hielten sie für rathsam, sich zu den Tänzern zurück zu begeben.

Suschen war geheilt von der Unpäßlichkeit; sie mischte sich wieder unter die Fröhlichen. Ihr ganzes Wesen war Glut und Verklärung. Ein Tänzer nahm sie dem andern ab. Ihr Arzt verlor sich in der Menge der andern; sie konnte ihm nur nicht einmal danken für die gehabte Mühe.

Endlich fiel ihr doch ein, auch nach Tantchen Rosmarin zu sehen. Sie ging ermattet vom Tanzsaal in die Spielzimmer, und kam eben dazu, als hier sich um Tantchens Tisch ein Lärmen der ungewöhnlichsten Art erhob.

Zweites Unglück.

Tantchen Rosmarin war bisher im Spiel sehr glücklich, hingegen der Herr Bürgermeister sehr unglücklich gewesen. Aber Fortuna wandte sich plötzlich von ihr. Desto eifriger suchte sie die allzuweibliche Göttin zurück zu führen. Darüber ward denn Suschen vergessen. Der Herzbube in den Karten stiftete alles mögliche Unheil; Suschen hätte noch die Nacht durch tanzen mögen mit ganz Waiblingen; Tantchen würde nicht darauf geachtet haben. Und das war schlimm!

Das Schlimmste für den Augenblick kam noch. Tantchen meinte den Herzbuben zu haben und auszuspielen; der Herr Pfarrer behauptete hingegen, er sei aus seiner Hand gekommen. In der Hitze des Wortwechsels bemerkte er nicht, daß er mit dem hochgewölbten Toupé seiner Perücke erst dem Lichte, dann mit dem Brand auf dem Kopf der prächtigen, neuen Staatshaube der Frau Obersteuerräthin viel zu nahe kam — Urplötzlich schwebten alle feurigen Zungen über beider Häupter.

Einen Moment lang war alles starr vor Schrekken, und man ließ lodern, was lodern wollte. Dann aber griff Tantchen Rosmarin verzweife-

lungsvoll in die Haube, riß sie ab, und schleuderte sie unvorsichtig seitwärts. Ein abbrennendes Band fiel in die Wolkenperücke des Herrn Bürgermeisters, und verbreitete die Feuersbrunst auf eine entsetzliche Weise. Da Herr Säblein, als vierter Mann am Tisch, drei Köpfe brennen sah, stand er klüglich auf, faltete die Hände über seinen Kopf, um ihn vor gleichem Schicksal zu bewahren, nnd hinkte mit großer Eil davon. Der Herr Pfarrer bemerkte das eigene Unglück nicht eher, bis ihm die feurigen Haarlocken dampfend auf die Karten fielen. Er betrachtete sie verwunderungsvoll wie Produkte einer unerhörten Naturerscheinung, und sah nach der Zimmerdecke, um den Ursprung des Feuerregens zu suchen. — Unterdessen war man mit Entsetzen von allen andern Spieltischen aufgesprungen, den Brandbeschädigten zu Hilfe zu eilen, oder zuzuschauen. Keiner konnte das Räthsel lösen, wie drei Menschenköpfe gleichen Augenblicks in solchem Grad entzündet werden konnten.

Unter diesem Lärmen war auch Suschen herbeigekommen. Sie fand nur noch Ruinen von einer zierlichen Staatshaube und zwei gewesenen Perücken. Jeder klagte über seinen Schaden;

Suschen klagte am wenigsten, und sie hatte doch den grösten Schaden erlitten.

Nachwehen.

Als man folgenden Tags in Nieder-Fahren seine Freuden und Leiden ausgeschlafen hatte, bemerkte Tantchen, man möchte fast die großen Gesellschaften verwünschen, denn selten sei sie in einer gewesen, worin nicht irgend etwas Unschickliches begegnet wäre. Suschen hingegen läugnete gar nicht, sie sei himmlisch vergnügt gewesen, und möchte alle Tage zur Hochzeit gehen.

Nach einigen Wochen hatte man in Nieder-Fahren die Hochzeit vergessen; nur Suschen träumte noch schlafend und wachend davon. Sie war so heiter, wie sonst, aber doch, seit der Hochzeit, versank sie oft plötzlich in stille Träumerei bei ihrer Arbeit, dann ließ sie das Strickzeug vor sich auf den Schoos hinsinken, und dachte — wer weiß, an was?

Tantchen Rosmarin hatte ein scharfes Auge; das stille Sinnen ihrer Nichte war ihr fremd. Argwöhnisch beobachtete sie sie erst manchen Tag; dann brachte sie das Gespräch auf diesen und je-

nen jungen Herren von Waiblingen, auf diesen und jenen Tänzer; Suschen antwortete mit unbefangener Heiterkeit. Die Tante erfuhr endlich, daß Suschen an allen Tänzern Wohlgefallen gefunden, aber an keinem ein besonderes. Damit war Tantchen schon zufrieden; denn sie wußte, Suschen konnte sich nicht verstellen.

Allein nach einigen Wochen fing Suschen an zu kränkeln; da waren Uebelkeiten und Zahnweh, und das arme Kind war oft traurig bis zum lauten Weinen, und es wußte doch nicht worüber.

Tantchen Rosmarin suchte ihren Liebling durch allerlei ergötzliche Gespräche aufzuheitern, und da kam denn natürlich auch die Rede zuweilen auf Suschens künftigen Brautstand. Es scheint, der Gedanke daran habe für junge Mädchen etwas Ergötzliches.

Suschen hörte gern und andächtig zu, wenn Tantchen Rosmarin mit vieler Beredsamkeit den Himmel des ehelichen Lebens pries. Erst den Brautstand, dann die Flitterwochen der Ehe, dann die Freuden und Leiden an einer Wiege; zuletzt die Hohheit der schwiegermütterlichen Würde; endlich das großmütterliche Leben in den Tändeleien der Enkel und Enkelinnen.

„O Tantchen, rief die Kleine: „am meisten freut mich Leiden und Freuden an der Wiege. Wie schön ists, Mutter sein, und so ein liebes Wesen, einen Engel ohne Flügel, auf dem Arm zu haben. Hätte ichs auch schon!“

„Behüte! alles in Ordnung!“ rief die Tante, erst Verlobung, dann Hochzeit, dann erst Kindtaufe — es geht bis dahin noch manches Jahr!“

„Noch manches Jahr!“ seufzte Suschen still, und senkte das Köpfchen tief aufs Busentuch hinab.

„Erst muß dein Bräutigam vorhanden sein.“

„Aber, Tantchen, Sie wollen mir ihn ja verschaffen. Sie haben mirs versprochen. Halten Sie nun bald Wort.“

„Also hast du noch nicht gewählt, Suschen? Gefiel dir denn niemand vorzüglich in Waiblingen?“

Das haben Sie schon oft gefragt. Geben Sie mir wen Sie wollen; nur — hübsch muß er doch sein.“

„Wir wollen dafür schon sorgen, Suschen. Dir kanns nicht fehlen.“

Die Tante gefiel sich in solchen Gesprächen selbst viel zu wohl, als daß sie dieselben nicht oft hätte erneuern sollen. Für ihre Geschäftig-

keit öffnete sich da ein neues, unabsehbares Feld, auf dem sie eine wichtigere Rolle, als die wegzugebende Braut selbst spielen konnte. Sie sann also im vollen Ernst herum, wer der Würdigste für Suschen, und der Behaglichste für Tantchen sein könnte. Aber ehe noch die Wahl ins Reine kam — denn dazu mußten durch weitläuftigen Briefwechsel vielerlei Erkundigungen eingezogen werden — änderte sich plötzlich alles. Suschen war auf dem Wege Mama zu werden.

Alles verkehrt.

Man hatte nämlich doch für gut gehalten, den Arzt aus der Stadt kommen zu lassen, weil Suschens Gesundheitsumstände einer bedenklicher zu werden schienen. Das Gesicht des lieben Mädchens hatte das schönste Rosenroth fast ganz verloren; und das gute Kind fürchtete, es werde die Wassersucht bekommen.

Der Herr Doktor von Waiblingen rieth lange hin und her, und konnte die Krankheit nicht errathen. Nach einigen Monaten aber trat er mit

zuversichtlicher Miene zu Tantchen Rosmarin, und sagte: „Es ist bei mir ausser Zweifel, Mademoiselle befinden sich in guter Hoffnung.“

Tante Rosmarin gerieth bei dieser Erklärung so ausser sich, daß sie im ersten Augenblick nicht wußte, ob in Ohnmacht fallen, oder dem Doktor für seine Unverschämtheit eine Maulschelle geben, oder über seine Albernheit laut auf zu lachen. Es geschah von allen dreien nichts. Sie blieb mit erhobner Hand, mit offenem Mund und starrem Auge vor dem wunderlichen Mann stehen — faßte sich dann kurz, und verabschiedete ihn ein für allemal mit der höflichsten Grobheit.

Der Doktor, ein wackerer, gesetzter Mann, der wohl wußte, man müsse bei einer Frau auf ein Wort zuviel nicht zu vielen Werth legen, bat sie, ehe sie ihn verdamme, vorher mit Mademoiselle Suschen ein ernstes Wort zu reden; er wolle folgenden Tags wieder vorfahren.

Das ernste Wort mußte also gesprochen werden.

„Weißt du, was der närrische Doktor von dir behauptet?“ fragte sie in der einsamen Abendstunde ihre Nichte.

„Kein Wort!“ erwiederte Suschen.

„Du seist schwanger?“

„Wirklich?“

„Nicht so, Suschen, der Mensch ist ein Narr?“

„Ei nun, Tantchen, es mir doch beinahe selbst so vorgekommen. Doch wußte ichs nicht gewiß. Wenn er es aber sagt“ — —

„Possen! Ich würde mir eher träumen lassen, der Himmel falle ein. Wie solltest du dazu kommen?“

„Das weiß ich zwar nicht, Tantchen, aber ich denke, Sie verstehen es besser.“

„Du hast keinen Liebhaber?“

„Nein.“

„Keinen vertrauten Umgang mit Männern?“

„Nein.“

„Du hast dir nichts vorzuwerfen — konntest dich nie vergessen?“

„Gewiß nicht.“

„Also! ich vermuthe, du hast dich an der verwünschten Hochzeit beim Tanzen verdorben. Ich wollte, wir hätten nie von der Hochzeit gehört, so hätte ich nie das Skandal mit meiner Haube erlebt.“

„Ich vermuthe es auch. Sie wissen, ich habs Ihnen gesagt, Tantchen, schon auf der Hochzeit ward mir schwindlicht, daß ich auf die Seite gehen mußte. Einer von den Herrn begleitete mich in das nächste Zimmer."

„Du warst ohne Zweifel sehr erhitzt — gab er dir vielleicht einen Trunk kalten Wassers?"

„Nein, er sprach wohl davon, aber that es doch nicht."

„Oder führte er dich an die kühle Nachtluft — an ein offenes Fenster — in den Durchzug der Luft?"

„Nein", sagte Suschen, und erklärte dunkel und einsylbig, wie sich der junge Herr für sie bemüht habe. Tantchen Rosmarin spitzte die Ohren; sie forschte immer weiter und weiter = = = plötzlich schlug sie mit kläglichem Seufzer ihre Hände zusammen und schrie: „Unglückselige, so war meine Warnung also vergebens!"

„Aber, Tantchen, Sie sind ja ganz ausser sich!"

„Das glaube ich!"

„O Tantchen, beruhigen sie sich doch. Das Unglück ist gewiß nicht groß!"

„Nicht groß? Unglückliche, nicht groß?"

Tante Rosmarin war in wirklicher Verzweifelung und untröstlich. Sie sprach von heilloser Schande, vom Verstoßen, von — der Himmel weiß, was? und doch konnte sie sich dabei nicht verheelen, sie selbst sei an dem ganzen Unglück schuld, indem sie Suschen in allzublinder Unschuld aufwachsen ließ. Das gute Kind war verführt, ohne die Folgen davon zu ahnen, oder die Verführung selbst zu kennen.

Nach einigen Tagen mußte sich Tantchen wieder beruhigen — denn alles Weinen und Jammern war vergebens, und besserte das Unglück nicht wieder aus; und nebenbei mußte jeder gestehen, Suschen sei noch heut so unschuldig, wie sie es vor dem Sündenfall gewesen. Dem Herrn Doktor ward Abbitte gethan, und ihm das Geheimniß eröffnet, das er errathen. Er sollte weiter helfen.

„Daß mir das begegnete! mir, in meinem Hause, in meiner Familie!“ rief Tantchen: „Alle Ordnung zerrissen und verkehrt! Noch nicht Braut und schon Kindbetterin! — das bringt mich ins Grab.

Sie kam darum aber nicht sobald ins Grab,

Tantchen Rosmarin hatte eine kernfeste Gesundheit.

Prozeß.

Das größte Räthsel aber war noch nicht gelöset. Suschen wußte nämlich durchaus nicht zu sagen, wer ihr Verführer an der Hochzeit gewesen? Nach allen Beschreibungen war er ein artiger, junger Mann von zwanzig und etlichen Jahren, ein vortrefflicher Tänzer, und hatte ein blaues oder grünes Kleid, weiße Unterkleider angehabt und so weiter.

Tantchen machte ihrer Nichte auch selbst über diese Unachtsamkeit die bittersten Vorwürfe: „Das geht zusammen, das läuft von einander, ohne sich weiter zu bekümmern, wie die Thiere des Feldes!“

„Daran ist deine Erziehungsmethode schuld, Tantchen!“ rief der Herr Pfarrer, der mitleidig und aus Rechtsgefühl Suschens Parthei nahm: „Ich bin zwar ein Freund der Unschuld, aber alles hat sein Maas und Ziel. Eva im Paradies war gewarnt, und der Baum der Erkenntniß ihr

beschrieben, ja sogar mit Fingern gewiesen. Das hast du versäumt. Du hast die Schuld, und Suschen den Schaden. Hilf ihr den Schaden tragen, sie erleichtert dir ja gutmüthig genug deine Schuld. — Glaube mir, Tantchen, es gibt eine Art Unschuld, die nur eine unreife Anlage zur Sünde, und es gibt wieder manche Sünde, welche ein sonnenheller Zeuge der wahren Unschuld ist."

Tantchen Rosmarin konnte ihrem Bruder zwar nicht das letzte Wort lassen, aber doch war ihr, indem sie seine Predigt auf das bündigste widerlegte, selbst dabei zu Muthe, als wenn er vollkommen recht hätte. Sie waad von Tag zu Tag in ihr Schicksal ergebener; sie hielt diese edle Gelassenheit für Frucht religiöser Grundsätze, was am Ende nur Wirkung der Gewohnheit war, wie denn die Gewohnheit auch wohl bei andern Leuten oft die Stelle der Philosophie, des Edelmuths, der Seelengröße einnimmt, aber nie den wahren Namen haben darf. Suschen ward schonender behandelt — endlich wieder zärtlicher, und Tantchens ganzer Zorn richtete seine Flammen gegen den unbekannten Heilkünstler auf der Hochzeit zu Waiblingen.

Der Herr Pfarrer, wie Herr Säblein waren nun eins um's andere täglich in der Stadt, den Namen des Friedenstörers auszuspähen. Allein der Seelenhirt von Ober- und Nieder-Fahren kam jedesmal unverrichteter Sache heim, denn er vergaß gewöhnlich in der Stadt entweder, warum er dahin gekommen, oder das Signalement des Beklagten. Desto glücklicher war Herr Säblein, aber er auch, mit dem kleinlichsten Kleinigkeitsgeist ausgerüstet! — Von Suschen hatte er so viel Einzelheiten, ihren Verführer betreffend, ausgefragt — ein Grübchen im Kinn, die Farbe des Haares, der Augen, vier Ringe mit Steinen an den Fingern, der Backenbart, u. s. w., daß es nicht fehlen konnte. Er musterte Mann um Mann von allen Waiblinger Hochzeitgästen; in Waiblingen war keiner der Beschreibung gleich — er mußte also ausser Waiblingen sein. Von auswärtigen Gästen aber war niemand, als ein alter Herr Acciseeinnehmer der benachbarten Gränzstadt, und der Sohn des Herrn Baron von Malzen gegenwärtig gewesen, etwa achtundzwanzig Jahre alt. Da nun der Herr Baron von Malzen nur drei Meilen von Waiblingen auf seinen Gütern wohnte, und alle

Frauenzimmer, die mit ihm getanzt oder nicht getanzt hatten, sich sehr genau des Backenbarts, des Grübchens im Kinne u. s. w. erinnerten bis auf die glänzenden Fingerringe, von denen einige behaupteten, er habe sieben, andere er habe drei gehabt: so war die Sache klar, und noch mehr, da ganz zufällig eine kleine bucklichte Apothekerstochter, die eben als Nichttänzerin den andern zugesehen hatte, erwähnte, Suschen sei mitten aus einer Anglaise in Gesellschaft des jungen Herrn Barons aus dem Saal gegangen.

Tantchen Rosmarin war entzückt über die Entdeckung, und nebenbei auch darüber, daß es ein Herr Baron war, der das Unheil gestiftet hatte. Auf der Stelle ward, nach gehaltenem Familienrath, ein Brief nach Malzendorf gesandt, und der junge Herr Baron Pompejus von Malzen höflich eingeladen, sich auf Nieder-Fahren begeben zu wollen, wo man in dringenden Angelegenheiten mit ihm zu reden hätte. — Der Bote ging; er kam zurück. Vierzehn Tage verflossen. Keine Antwort, kein Baron.

Tantchen, welches sich schon viel Behagliches von der Lage geträumt hatte, einen Baron zum Neffen zu haben, empfand diese Verzögerung sehr

übel. Man hielt neuen Familienrath, und Herr Säblein ward zum ausserordentlichen Gesandten nach Malzendorf ernannt, um, falls der junge Baron Umstände mache, die Angelegenheit dem Vater desselben vorzutragen. Nebenbei erhielt er Vollmacht, den ansehnlichen Vermögensetat der Frau Obersteuerräthin blicken zu lassen, mit der Versicherung, daß Suschen Universalerbin sei. In jedem Falle solle er aber die Heirath und zwar die schleunigste negociren.

Der Herr Verwalter warf sich bequem in die Chaise der Frau Obersteuerräthin, und fuhr, von zwei Schweißfuchsen gezogen, den Oberknecht zum Kutscher verwandelt, nach Malzendorf.

Mit zitternder Ungeduld erwartete man seine Wiederkehr. Man hatte auf die Beredsamkeit des Herrn Säblein soviel Vertrauen, daß niemand zweifelte, er werde den backenbärtigen Pompejus gefangen mitbringen und zu Suschens Füßen legen.

Endlich kam er, aber allein. Endlich brachte er die Antwort, aber die schlimmste von allen, welche man erwarten konnte. Der junge Herr Baron war nämlich, statt zu Malzendorf, zu Venedig. Der alte Herr Baron hatte das Po-

dagra, und war über die Mission des Herrn Verwalters so ungehalten, daß er gedroht hatte, wenn sich derselbe noch einmal in solchen Angelegenheiten im Schlosse Malzen zeigen würde, er ihn mit Hunden hinaushetzen lassen wolle. Als der Herr Verwalter auch die rauhe Seite herausgekehrt, und allerdemüthigst mit einem schweren Prozeß gedroht hatte, gab ihm der Podagrist die definitive Erklärung, erstlich, er wolle seinem Sohn die Sache schreiben, und falls derselbe den Fehltritt eingestände, sich mit einem bürgerlichen Mädchen vergessen, oder wohl gar in Eheversprechen eingelassen zu haben, werde man nicht anstehen, die Entschädigungs- und Alimentationsgebühren, wie in solchen Fällen Rechtens ist, zu leisten; zweitens, von Vermählung und dergleichen Albernheiten sei keine Rede; drittens, damit solle sich der Herr Verwalter zum Teufel packen u. s. w.

Suschen hörte das, zuckte die Achseln und schwieg. Der Herr Pfarrer wußte keinen Rath, und schlug vor, die Sache in Erwägung zu nehmen. Tantchen Rosmarin zerfloß in Thränen; sie sagte nichts, aus Mitleiden für Suschen, im Grunde aber aus empörtem Stolz wegen des stolzen Ba-

rons, dem sie eine Reihe wohlverdienter Verwünschungen zusandte. Herr Säblein machte den Antrag, die Sache sogleich einem Advokaten zu übergeben, und den Prozeß anzufangen; tröstete übrigens die Tante damit, daß alles eine göttliche Schickung sei. Das alles wäre nie begegnet, sagte er, hätte ich mir nicht bei der Tanzprobe die Hüfte gequetscht.

Folgenden Tags kam der Advokat Kurzbein von Waiblingen, einer der gewaltigsten Rabulisten, der weiß schwarz, und schwarz weiß machen konnte, und ohnehin einen persönlichen Groll gegen das freiherrliche Haus Malzen hatte, weil er vor mehrern Jahren dort vergebens um die Stelle eines Justitiarius angehalten, die statt seiner einem seiner ärgsten Feinde gegeben worden war.

„Erlauben Sie mir zu bemerken“, sagte er zu Tantchen: „wenn Ihre Demoiselle Nichte in Jahresfrist nicht Baronesse von Malzen ist, zahle ich die Prozeßkosten aus meinem eigenen Vermögen.“

Die zuversichtliche Miene, mit der er sprach, flößte der Tante wieder guten Muth ein, und

der Prozeß wurde auf der Stelle anhängig gemacht und mit Eifer betrieben.

Pompejus der Kleine.

Doch ungeachtet dieses Eifers ging der Prozeß einen sehr langsamen Schritt, weil der Beklagte in Venedig und Rom spatzieren ging, und man nothwendig doch auch seine Erklärung über die ihm gemachten Anschuldigungen erwarten mußte.

Unterdessen vermehrte sich die Familie zu Niederfahren mit einem allerliebsten, kleinen Buben, der vorher nie da gewesen war, ein Grübchen im Kinn hatte, wie ein gewisser Spaziergänger, und diesem, nach Aussage der Kenner, bis auf die vier, fünf oder sieben Fingerringe und den Backenbart, vollkommen ähnlich sah. Suschen war eine schöne, liebliche Mutter, und schwamm beim Anblick ihres Kindes in tiefer Seligkeit. Ihr höchster Wunsch war erfüllt. Sie hatte sich noch nie so sehr nach einem Manne, als nach Mutterfreuden gesehnt. Die nun zur Großtante emporgesteigerte Tante Rosmarin fand das freilich ausser aller Ordnung; auch konnte sie nicht umbin, bei dem Gedanken an ihre Großtanten-

schaft zuweilen die Miene gar bitterlich zu verziehen — allein es war nun einmal so, und mit der Zeit gewöhnte sie sich auch daran, oder, wie sie es nannte, siegte die Kraft ihrer Grundsätze.

Der Pfarrer Großonkel taufte den Großneffen. Man beschloß, ihn in dem heiligen Sakrament, nach dem Taufnamen seines Vaters, kurzweg Pompejus zu heißen, und den Geschlechtsnamen einstweilen so lange zu vertagen, bis der Prozeß, und mit ihm zugleich entschieden sein würde, ob es ein Pompejus von Malzen oder Nieder-Fahren sei?

Während nun Pompejus der Kleine täglich an Weisheit und Verstand zunahm, kam auch Antwort aus Rom vom Pompejus dem Großen. Sein Brief war zwar nicht im Geschmack des alten Herrn Barons, aber noch weniger im Geschmack der Tante Rosmarin. Doch ward er, vielleicht eben deswegen ad acta gelegt, und Advokat Kurzbein wie der Justitiarius von Malzendorf, sein Todfeind, fanden darin Wolle genug zu zupfen, um den Prozeß in beliebige Länge zu spinnen.

Der junge Baron in Rom erklärte nämlich

ganz freimüthig und wiederholt, und das war nicht im Geschmack des alten Herrn und seines Justitiarius, er erinnere sich gar wohl, sich mit einem Mädchen auf einer Hochzeit zu Waiblingen vergangen zu haben; gestehe aber, daß er eher der Verführte, als der Verführer gewesen sei, daß er die Person weder vorher noch nachher weiter gesehen habe; daß die gleiche Person ihm wegen ihrer schwachen Tugend sehr verdächtig geworden sei; daß ihm noch nicht bewiesen sei, er und kein anderer wäre Vater des Kindes; endlich aber, daß er sich dieses Vorfalls von Herzen schäme, und wünsche, man möge die Person, je eher je lieber, mit einem Stück Geldes abfinden, um kein Aufsehen zu erregen.

Auf diesen Brief hin, der die Hauptsache eingestand, ward nun der Prozeß mit ungemeiner Erbitterung fortgesetzt. Tante Rosmarin entfaltete dabei ihren ganzen Stolz. Sie ließ dem alten Herrn Baron, der mehrmals gütliche Vorschläge machen wollte, sagen: es sei ihr nicht darum zu thun, sich in die Familie des Herrn Barons einzudrängen, aber sie wolle ihre Nichte vor der Welt wieder zu Ehren und ihren Großneffen zu einem anständigen Namen bringen,

und sollte es mehrere tausend Dukaten kosten. Sie wäre gar nicht gesonnen, dem Herrn Baron, der ausser seinem papierenen Stammbaum mehr Schulden als Güter hätte, ihre Nichte zur Gemahlin zu geben. Sie betrachtete dies für ihr Haus als eine wahre Mesalliance, und er wäre nicht der erste Edelmann, welcher vielleicht Lust haben könnte, mit seinen sechszehn Ahnen nach den vollen Geldkisten einer reichen und schönen Bürgerin zu angeln. Man wisse heut zu Tage sehr gut, was ein armer Adel werth sei; man borge auf ein pergamentenes Geschlechtsregister, das bis zu Adam und Eva hinaufreiche, keinen halben Gulden, da man hingegen um ein paar hundert elende Goldstücke das Adelsdiplom überall einkaufen, und den schönsten Stammbaum ausfertigen lassen könne. Aus diesen und andern Gründen beharre sie darauf, Herr Pompejus Baron von Malzen müsse schlechterdings in aller Form ihrer Nichte feierlich angetraut, und drei Tage nachher wieder in aller Form richterlich von ihr geschieden werden, so daß sich jeder Theil, wann es ihm beliebte, anderweitig vermählen könne.

Dieser hohe Ton, den Tantchen Rosmarin

anstimmte, brachte den alten Herrn fast zum Rasen, und um so mehr, da er wohl bemerkte, daß diese Frau, von der er ehemals in seinem Schlosse nie Notiz genommen, vermöge ihres Reichthums größern Einfluß hatte, als er, bei seinem ökonomischen System. Er hätte, da er sich von der Eigenthümerin von Nieder-Fahren bessere Nachrichten erworben, vielleicht zum bösen Spiel lustige Miene gemacht, und wohl gar — denn Malzen war in der That schwer verschuldet — in eine Mesalliance mit der begüterten Bürgerstochter gewilligt. Aber die Botschaft, wie Tantchen sie ihm sandte, das Bissige, Giftige ihrer Anspielungen, und dann der bürgerstolze Zusatz, daß sie eine solche Heirath für Mißheirath halte, und daher drei Tage nach der Hochzeit Scheidung begehre — das war ihm des Trotzes zu viel.

Er bot nun Himmel und Hölle auf, die Absichten seiner Gegnerin zu Schanden zu machen. Er spendete Geld links und rechts; Tantchen aber immer die Hälfte mehr, als er. Bei der Wichtigkeit ihrer Gründe entschied sich nach Verlauf eines Jahrs in zwei Instanzen die Sache zu ihren Gunsten. Der Prozeß ward zur dritten

Instanz gebracht. Herr Advokat Kurzbein lächelte höhnisch dem Justitiarius Spott zu.

Sieg über Pompejus den Großen.

Nachdem der alte Herr den Prozeß in zwei Instanzen verloren hatte, war bei ihm kein Aushaltens mehr. Er peitschte täglich Hunde und Bedienten zusammen, daß kein Hund und Bedienter mehr bei ihm bleiben wollte. Er drohte dem Justitiarius, die Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn er sich unterstände, den heillosen Prozeß auch in dritter Instanz zu verlieren, und seinem Sohn schickte er Briefe auf Briefe, voller Donner und Blitz, mit Extrapost von Rom nach Malzendorf zurückzukommen.

Pompejus der Große hatte, während er unter den Alterthümern Italiens die Geschichte der Vorwelt studierte, und leidenschaftlich den Meisterwerken der Kunst nachging, sich wenig um die Geschichte von Malzendorf, Waibligen und Niederfahren bekümmert. Er runzelte freilich die Stirn, als man ihm meldete „bewußte, freche Person habe sich unterfangen, ihrem Sohne den Namen Pompejus beizulegen“, doch beruhigte er

sich bald über die Anmaßung; denn ein Pompejus war ja noch kein Malzen, und Taufnamen sind ein Gemeingut in der ganzen Christenheit, aber nicht Baronien. Da er aber vom Verlust des Prozesses in zwei Instanzen vernahm, und fürchtete, „die Person mit ihrem Bastard“ möchte ihm angehängt werden, wüthete er bei dem Grabmal des Cestius und der Säule Trajans gegen die himmelschreiende Verblendung und Ungerechtigkeit der Richter, schrieb ellenlange Briefe, worin er die species facti aufs genaueste erläuterte, um seine Unschuld zu beweisen. Suschens Tugend kam dabei schlimm weg; denn ihre Unwissenheit nahm er für Koketterie, ihre Naivität für Buhlschwesterei. Schon mehrmals hatte er im Sinn, selbst nach Deutschland zu kommen, in der Hoffnung, durch sein persönliches Erscheinen die ganze Sache zu seinem Vortheil zu wenden. Da ihn nun sein Vater selbst auffoderte, reisete er sogleich andern Tags von Rom ab.

Eine Reise von Rom nach Malzendorf ist aber etwas langwierig, zudem erlaubte dem Herrn Baron der bescheidene Zustand seiner Börse nicht, den Flug mit Extrapost. Unterdessen ging der Prozeß seinen Gang, und diesmal vor dritter

Instanz wirklich mit Extrapost, wenigstens für den alten Herrn Baron. Die Sentenz erschien. Der Spruch der ersten Instanzen ward bestätigt; Herr Baron Pompejus von Malzen verurtheilt, die Ehre besagten Frauenzimmers durch eine Vermählung in aller Form herzustellen, doch seie beiden Partheien gestattet, nach vollzogener Trauung die eheliche Verbindung alsogleich wieder in gewohnten, rechtsüblichen Formen aufzulösen.

Der pfiffige Justitiarius von Malzendorf, der die angedrohte Kugel noch nicht vergessen hatte, hütete sich wohl, diese Hiobspost in eigner Person zu überbringen, sondern meldete sie dem alten Herrn schriftlich, und bat zugleich um Entlassung von seinem Justitiariat. Der alte Baron las das schreckliche Sendschreiben; er blieb stumm vor Entsetzen, und sprach in seinem Leben kein Wort mehr dagegen, denn der Schlag rührte ihn auf der Stelle, und todt sank er mit dem Briefe nieder.

Als Pompejus der Große in dem Schlosse Malzen ankam, fand er seinen Vater begraben, und sich mit Frau und Kind versehen.

Die Trauung.

Der junge Herr von Malzen war ein edler, rechtlicher Mann, von Kenntniß und Talenten. Der Tod seines Vaters beugte ihn tief; der Spruch der Gerichte noch mehr. Er ließ sich vor niemanden sehen, und lebte in dem Schlosse seiner Väter wie ein Einsiedler, blos mit Verbesserung seiner Finanzen beschäftigt, die durch den altadelichen Aufwand seines Vaters, durch die Reisen nach Italien, und endlich durch den kostspieligen Prozeß nicht wenig zerrüttet waren. Den Aufwand schaffte er ab, die Reisen fielen weg, und der Prozeß hatte glücklicher- oder unglücklicherweise sein Ende. Neben dem Ersparen sann er durch zweckmäßigern Anbau der Güter und durch höhere Benutzung der weitläuftigen Waldungen den Verlust wieder einzubringen, und die Schulden zu tilgen. Er fühlte wohl, ein armer Baron sei in der That — ein armer Baron, und das wollte er nicht sein. Er hatte Kopf genug, die Mängel der bisherigen Verwaltung einzusehen; er entwarf seine Pläne; schon nach einem halben Jahre konnte er durch vortheilhafte Holzverkäufe einen beträchtlichen Theil

der Schulden tilgen, und damit vereitelte er Tantchens boshafte Spekulationen. Denn Tantchen zweifelte gar nicht, Malzen mit Schloß und Gütern werde und müsse vom Erben verkauft werden, dann wolle sie die Baronie für sich und Suschen aus beider Vermögen einhandeln, und triumpfirend mit der angetrauten und geschiednen Frau Baronin von Malzen im Stammgute der Malzen wohnen.

Da nun aus diesem nichts ward, und der Parforce-Bräutigam auch ein halbes Jahr verstreichen ließ, ohne an Vollziehung der richterlichen Sentenz zu denken, hielt es Tantchen Rosmarin für billig, dem schlechten Gedächtniß des jungen Herrn Baron zur Hilfe zu kommen. Herr Verwalter Säblein mußte also einen Mahnungsbrief abfassen; weil ihr derselbe aber nie beissend genug war, mußte er wohl sechsmal abgeändert werden, ehe sie ihn unterzeichnete. Es ward also dem Bräutigam die wohlbekannte Sentenz in Erinnerung gebracht, nicht eben, hieß es in dem Schreiben, weil man sich sehr nach der Verbindung mit dem Herrn Baron sehne, sondern weil man den glücklichen Augen-

blick der darauf folgenden Ehescheidung mit Ungeduld erwarte.

Zur Antwort kamen blos die Zeilen: „Madame, ich habe zwar nie auf Ihr Zartgefühl Anlaß gehabt, Rechnung zu machen, inzwischen bitte ich Sie, das verhaßte Zeremoniel wenigstens des Anstandes wegen, wenn Sie anders Sinn für so etwas haben, aufzuschieben, bis ein unglücklicher Sohn die Trauerkleider abgelegt hat, die er um einen Vater trägt, dessen Tod Ihr Eigensinn befördert hat.“

Tantchen Rosmarin, und wäre der Prozeß verloren gegangen, hätte nicht schmerzlicher gedemüthigt werden können, als durch diese wenigen Worte. Denn erstlich hatte der Baron nicht ganz unrecht, und das war eben das Verdrießlichste, zweitens setzte er ihr Zartgefühl in Zweifel, und drittens, was das Aergste war, mußte ein Baron sie an die Regeln des Anstandes erinnern. Sie zerriß das Briefchen in tausend kleine Stücke, damit zu keinen Zeiten ein lebendiger Mensch auch nur aus einem Buchstaben den Inhalt errathen könne; dann trug sie die Papierstückchen schamroth selbst in die Küche, warf sie

eigenhändig ins Feuer und wartete, bis das Letzte davon in Asche verwandelt war.

Sie nahm darauf mit funkelnden Augen eine gelassene Miene an, und sagte ihren Hausgenossen mit hingeworfenem Tone, der Baron bitte so dringend, wegen seiner vielen Geschäfte, noch um einigen Aufschub, daß sie, um nicht pöbelhaft zudringlich zu scheinen, ihm solchen zu gewähren nicht abgeneigt sei. Aber so ruhig sie das sagte, so gewaltig gährte es in ihrem Herzen. Ein unauslöschlicher Groll entstand gegen den Baron, dem sie diesen Brief in ihrem ganzen Leben nicht zu vergessen schwor.

Nach einem Vierteljahr meldete der Baron, er sei bereit, die Trauung vornehmen zu lassen, und, wie er sich sehr unartig ausdrückte, die Folter auszustehen. Er schlug den Tag vor, und man kam überein, das Zeremoniel in der Pfarrkirche zu Altensteig vollziehen zu lassen, einem Dorfe, welches genau Mitte Wegs zwischen Nieder-Fahren und Malzen gelegen war.

Am bestimmten Tage fuhr Suschen, begleitet von der Tante und dem Herrn Verwalter dahin; alles im größten Putz; der Kutscher in reicher Livree; Gärtner und Jäger hintenauf, nicht

minder kostbar gekleidet. Tantchen legte es darauf an, an diesem Tage vor dem Baron zu glänzen, uud wo möglich ihn recht empfindlich zu demüthigen. Suschen, schön wie ein Engel, noch mehr durch die milde Schwermuth in ihren Mienen, als durch den köstlichen, obgleich einfachen Brautputz, saß schweigend im Wagen neben der viel, vielberedten Tante, und erwiederte deren Fragen mit halbverstickten Seufzern. Heut lebendiger, als jemals, stand ihr sonderbares Schicksal vor ihrer Seele, wie sie, Braut und Wittwe zugleich, einem Unbekannten die Hand zu reichen eile, den sie verachtete, und dem sie sich blos deswegen vermählen sollte, um desto eher von ihm getrennt werden zu können.

Man kam zum Wirthshaus in Altensteig. Noch hatte sich kein Bräutigam gezeigt. Im ganzen Dorfe war kein andres Wirthshaus. Die Tante fand das sehr ärgerlich; und da eine Viertelstunde um die andere verging, und der Bräutigam nicht erschien, und der Pfarrer des Orts den gewöhnlichen, sonntäglichen Gottesdienst nicht länger verzögern konnte, stieg die Unruhe der Tante fast bis zur Verzweifelung. „Ein neuer Affront! Der Mensch läßt uns boshafter

Weise sitzen!“ rief sie in jeder Minute zehnmal, und lief jeden Augenblick zum Fenster. Suschen saß in einem Winkel und weinte still.

Die Glocken läuteten. Da sprengte des Wegs durchs Dorf heran ein Reuter, stieg beim Wirthshaus ab, und trat hinein. Es war ein schöner junger Mann, blond von Haar und Farbe, blauen Auges, in seinen Bewegungen voll edeln Anstandes. Er trug einen schlichten, aschgrauen Frack, runden Hut. Es war nicht nöthig, daß er sagte, er sei der Baron von Malzen; der Backenbart und das Grübchen im Kinn überhoben ihn schon der Mühe. Suschen ward blutroth. Sie schmiegte sich tiefer in den Winkel des Zimmers hinein, in welchem sie da saß. Ach, hätte sie sich verbergen können vor aller Welt.

Der Baron, nach höflicher Verbeugung, fragte in einem fast allzunachläßigen Ton: „Welche von Ihnen, meine Damen, soll oder will für den Augenblick meine Braut sein?“

Mit Empfindlichkeit im Blick, doch stumm, deutete Tantchen auf die Einsame im Winkel, die ihre Augen schamvoll zur Erde gesenkt hielt. Der Baron trat ohne anders zu Suschen, und da er bemerkte, daß ihr ein Paar Thränen über

die Wangen fielen, hatte er auf den Lippen zu sagen: „Sie weinen Wasser, ich habe schon Blut geweint!“ aber der Vorwurf erstarb ihm im Munde. Er stand vor ihr, wie eine Bildsäule. Alles was er sich schon unterwegs ausgedacht hatte, Kränkendes und Verächtliches zu debütiren, um die Manen seines Vaters wo möglich auch an diesem Tage durch kleine Rache zu versöhnen, war ihm aus dem Gedächtniß gewichen. Zwar hatte er, nach mancher eingezogener Erkundigung, wohl gehört, Suschen sei nicht nur ein reiches, sondern auch recht hübsches Mädchen; sei nichts weniger, als eine Kokette oder üppige Dirne, wie er sie sich immer gedacht; sie habe bei ihrer Tante von jeher in einer fast klösterlichen Einsamkeit gelebt, und wäre daher an Verstand, wie sich die Waiblingerinnen in ihrem christlichen Urtheil ausdrückten, „ein pures Gänschen.“ — Allein Suschen so finden, wie er es nun fand, das war ihm auch im Traume nicht angekommen. Diese feine, edle Gestalt, voller Grazie und Würde; dieses reizende, ovale Antlitz einer leidenden Magdalene; dieser seelenvolle Blick der Unschuld, der sich durch Thränen zu

ihm stahl; diese heilige Glut des Erröthens —— das alles erwartete er nicht.

„Mein Gott, welch ein Mädchen!“ dachte er, und weiter konnte er auch nichts denken; denn in solcher Verwirrung war sein Gemüth noch nie gewesen, seit er athmete.

„Herr Baron, ists gefällig?“ sagte die Tante, und wies auf die Thür, welche der Verwalter öffnete; „man erwartet uns in der Kirche.“

Der Baron bot seiner Braut den Arm. Suschen schien anfangs verlegen ihn ablehnen zu wollen, und nahm ihn endlich doch an, um keine Weitläuftigkeiten zu veranlassen. Tantchen Rosmarin folgte dem stummen Brautpaar; folgte mit zornglühendem Gesicht; denn sie konnte sichs wohl erklären, warum der Baron seine Braut am Arm führte. Lächerlich, nichts als lächerlich machen wollte er die geschmückte Unglückliche, neben welcher er in bestäubten Stiefeln und Spornen, grauem Frack und rundem Hut einherging, einem Bedienten ähnlicher, als einem Baron.

Ach, der gute Pompejus dachte auf dem Kirchgang weder an Hut noch Spornen. Er sah nur zitternd und verstohlen auf seine Braut, und

konnte es sich nicht verheelen, er führe die schönste Braut im Lande am Arm.

Er machte immer langsamere, immer kleinere Schritte, um das Vergnügen, auf welches er nie gezählt hatte, nur einige Augenblicke länger zu genießen. Und wenn er von Zeit zu Zeit seitwärts auf sie hinblickte, und er that es oft — die schöne, junge Dulderin, mit ihrer Unschuldsmiene, sah aber unverwandt, demüthig in den Staub vor sich nieder — dann wars, als wenn sich sein Gewissen regen, und sagen wollte: „diese heilige Lilie hast du mit Schanden gebeugt und geknickt!“

Hier eine kleine Buße zu thun, schien ihm das Wenigste, was er, als gefühlvoller Mann, thun konnte. Er berührte mit seiner rechten Hand sanft die ihrige, welche wie eine schwebende Feder auf seinem linken Arm ruhte, und flüsterte: „Mein Fräulein, ich bin sehr unglücklich, daß ich vor Ihnen als Bösewicht erscheinen muß, den Sie zu verabscheuen gezwungen sind. Ich bin gewiß sehr unglücklich.“

„Wohl mir, daß sie es nicht durch mich sind!“ flüsterte Suschen zurück mit freundlichem Ernst. Denn auch in der Traurigkeit umschwebte ein

gütiges leises Lächeln ihren Mund, wenn sie sprach.

Diese Antwort war für den Baron ein Dolchstich ins Herz, denn sie machte ihm die Größe seiner Schuld und seines Verlustes plötzlich hell. Und es war nicht blos der Silberklang ihrer Stimme, es war der schwere, vielbedeutende Sinn ihrer wenigen Worte, was ihn erschütterte. Der gewandte Weltmann war durch die Erwiederung des einfachen Mädchens so ausser Fassung, daß er keine zweite Antwort finden konnte. Man trat in die Kirche, und bald nachher zum Altar.

Tantchen Rosmarin hätte bei diesem Anblick, nach welchem sich ihre Rache schon so lange gesehnt hatte, mit lauter Stimme ein feierliches „Herr Gott dich loben wir!" anstimmen mögen; Suschen weinte still. Der Baron war in seltsamer Gemüthsbewegung; seine Hand zitterte in der Hand der schönen Braut. Leise flüsterte sie dem Pfarrer das Jawort zu; der Baron, als könnte sich sein bedrängtes Herz durch den einzigen Ton Ruhe geben, ließ es laut durch die Kirche hallen; dann, beim Wechseln der Ringe, suchte er den kostbarsten an seinen Fingern hervor, ihn der feindlichen Schönen zu reichen, die

durch ein wunderliches Geschick ihm an eben der Stelle auf ewig entrissen werden sollte, wo man sich sonst auf ewig zu verbinden pflegte.

Wenig Andacht.

Nach vollzogener Trauung wohnte man dem Gottesdienste in gebührender Ordnung bei. Der Pfarrer hielt ohne Zweifel eine vortreffliche Predigt, denn er selbst schwamm mehrmals in Thränen, während viele Bauern ihre tiefe Rührung hinter einem sanften Schlaf verbargen — aber der Baron hörte und sah von allem nichts, weil er nur Suschen sah, das zehn Schritte ihm gegenüber saß.

Er hatte Zeit genug, ihre Phisiognomie zu studieren. Ja, Rafaels Engel und Michel Angelo's Madonnen waren elende Schatten neben diesem seltsamen Antlitz, in welchem Schwermuth und Güte, weibliche Würde und anspruchslose Demuth wundervoll gepaart waren. Er warf sich auf seinem Sitz unruhig her und hin; Scham der Selbstverachtung, Liebe, Verzweifelung und Hoffnung und hundert Entwürfe bestürmten sein Herz.

Während der Geistliche vom Reiche Gottes und dem Tod des Sünders sprach, hielt der Baron sich Strafpredigten anderer Art. Er versuchte seinen Gefühlen Meister zu werden; er erinnerte sich an den Tod seines Vaters, an die Lächerlichkeit, ein Mädchen hintennach liebenswürdig zu finden, gegen welches er einen anderthalbjährigen Prozeß geführt hatte. Umsonst, wenn er die Augen wieder auf Suschen wandte, wußte er weder von Vater, noch Prozeß, noch Lächerlichkeiten.

„Aber, Baron, hat dich denn der Teufel geplagt?“ sprach er bei sich selbst (und er pflegte anständiger zu reden, als zu denken): „es ist und bleibt ein Engel, du aber bist und bleibst ein schlechter Mensch, der diesen Engel erst elend machte, und dann Jahre lang auf die schamloseste Weise behandelte. Daß du sie verkanntest, ehe du sie kanntest — nun, das verzeihe ich dir. Daß du schnöde Materialien zum Prozeß wider sie gabst, auch das verzeihe ich dir; denn dein Vater und der verdammte Justitiarius schilderten mir ja die Seele, wie eine gemeine Dirne. Aber daß du nicht glauben, nicht sehen wolltest, als du ins Land zurück kamst, und ihr Lob von allen

partheilosen Lippen wiedertönen hörtest; daß du das Lob nicht begriffst, welches ihr die kleinen, koketten Mädchen von Waiblingen mit dem Ausdruck zollten, sie sei nur ein Gänschen — daß du nicht hinüber rittest nach Nieder-Fahren, sie selber sahest, dich des Bessern überzeugtest — des verzeihe dir der Teufel, ich kanns nicht, und du bist werth in der Hölle deiner Empfindungen zu verschmachten."

Tantchen las mit dem behaglichen Wohlgefallen der Schadenfreude in den Mienen des armen Pompejus seine Unruhe, seinen Aerger. Aber sie legte seinen Verdruß ganz anders aus, als er ihn hatte. Sie bildete sich fest ein, er wolle vor Unmuth zerspringen, daß sie nun Siegerin geworden. Hätte Tantchen gewußt, wovon eigentlich im Herzen des Barons Rede gewesen, sie hätte sich nicht gefreut, oder vielleicht noch mehr gefreut, denn sie haßte ihn, wie sie noch keinen Menschen gehaßt hatte.

Suschen war in nicht geringerer Unruhe. Erst jetzt schien sie dem öffentlichen Hohn feierlich preis gegeben zu sein, und meinte, die Augen aller Welt seien auf sie, als eine Entehrte, gerichtet, die man vermittelst der Kunst wieder zu Ehren

bringen wolle. Sie hörte kein Wort von allem, was der Pfarrer sagte, und doch glaubte sie, er rede nur von ihr und ihrer Schande. Dann dachte sie mit Mutterzärtlichkeit an ihren kleinen zweijährigen Pompejus heim, an das liebenswürdige vaterlose Kind. Dann überfiel die dunkelste Schwermuth ihre Seele. Sie betete für ihren Sohn.

Und — verzeihlich war doch wohl die Neugier — von Zeit zu Zeit ließ sie auch das Auge auf ihren Anvermählten fallen, von welchem sie kaum ein dunkles Bild im Gedächtniß behalten hatte. Ein hübscher Mann war er — läugnen ließ sich das nicht — und er sah dem kleinen Pompejus viel zu ähnlich, als daß man nicht solche Gesichtszüge recht angenehm hätte finden sollen. Dann gedachte sie der Worte, die er auf dem Kirchgang gesprochen. „Wie er nur das auch gemeint hat?“ dachte sie, und sah wieder zu ihm hinüber, als wollte sie aus seinem Gesicht errathen, wie er das wohl hätte meinen können? Dann, wenn sein dunkles, brennendes Auge gefällig dem ihrigen begegnete, ward ihr, als müßte sie sich vor ihm in den Mittelpunkt der Erde verbergen.

Genug, Suschen hatte wenig Andacht; auch

der prächtige Brillantring, den sie von ihm empfangen, machte ihr viel Zerstreuung. Es war ihr sonderbar, einen Ring zu tragen, den seine Hand gehabt hatte. Nach solchen Gedanken zitterte ein Seufzer aus der tiefsten Tiefe ihres Busens herauf.

Ungeachtet der Prediger eine der längsten Predigten im ganzen Jahr gehalten hatte, war doch allen die Zeit dabei sehr kurz geworden, ausgenommen den wirklichen Zuhörern.

Trennung.

Tantchen Rosmarin winkte an der Kirchthür dem Herrn Verwalter Säblein mit Augen und Händen, Suschens Arm zu nehmen. Aber plötzlich stand der Baron da, und schob den Herrn Verwalter höflich zurück mit den Worten: „Erlauben Sie, daß ich meine Gemahlin zum Wirthshaus begleite.“

Das ist doch impertinent von dem Menschen!“ sagte die Tante zum Verwalter. „Warum liessen Sie sich wegdrängen? Er thuts mir nur zum Possen, um recht zu zeigen, daß er sich gar nicht über meinen Triumph ärgern könne. Aber er irrt

sich. Ich hab's ihm in der Kirche deutlich genug angesehen. Mich betrügt er wahrhaftig nicht. Gift und Galle tödten ihn fast."

Aber der Baron war an Suschens Seite nichts weniger als todt. „Darf ich mich unterstehen", flüsterte er, „die Hand meiner liebenswürdigen Gemahlin zu nehmen, die ich nur für wenige Tage mein nennen soll?" Er nahm sie, ohne Erlaubniß abzuwarten, und wollte noch vieles sagen; allein man stand vor dem Wirthshaus, ehe man wußte, wie man aus der Kirche gekommen sei.

Die Tante ließ sogleich zur Abreise anspannen; der Baron, um Frist zu gewinnen, für die Damen Erfrischungen anordnen; allein im elenden Wirthshause konnte man nichts, als saures Bier, schlechten Branntwein und gutes Brunnenwasser anbieten, und Tantchen Rosmarin verbat ohnehin mit tiefem Knix und hoher Miene jede Bemühung der Art.

Er denkt", sagte sie mit lächelndem Zorn zum Verwalter in einer Ecke des Zimmers: „er denkt sicherlich, mit seinen linkischen Höflichkeiten mich umzubringen. In einer solchen Dorfkneipe Erfrischungen befehlen! als wenn er nicht recht gut

vorher gewußt hätte, daß hier kaum Haber für die Rosse wäre. Aber er irrt sich abermals. Ich muß nur zu seiner Plattheit lachen."

Suschen hatte wieder ihren ersten Winkel eingenommen, und war stumm und düster. Die Augenblicke wurden ihr nun zu Ewigkeiten, ehe sie in den Wagen steigen konnte. Tantchen wollte die Miene annehmen, als bekümmere man sich wenig um einen anwesenden Freiherrn von Malzen, und fädelte gleichgültige Gespräche mit dem Verwalter und ihrer Nichte an.

Pompejus stand mit vor sich niedergefalteten Händen an der Wand, in düsterer Betrachtung seine Blicke auf Suschen heftend. Endlich trat er zum Tisch vor, an welchen Tantchen Rosmarin mit dem Fächer hämmerte, und sagte: „Frau Obersteuerräthin, gestehen wir nur offenherzig, wir spielen hier alle eine verdrießliche gezwungene Rolle, und ich leider die schlechteste."

„Es scheint, Herr Baron", erwiederte die Tante, „Ihr Gewissen erwacht, obgleich ziemlich spät."

„Sie haben recht. Es erwacht. Ich bin betrogen, und habe mich selbst betrogen. Glauben Sie mir, ich wünschte das Verbrechen abbüssen

zu können, dessen ich schuldig bin. Aber ich fühle es, die Reue eines ganzen Lebens reicht dazu nicht hin; und das bringt mich zur Verzweifelung."

So ehrlich auch Pompejus bei diesen Worten aussah, so hämisch schien der Tante diese Rede, in der sie nichts als versteckten, oder wie sie sich ausdrückte, teuflischen Spott fand.

„Herr Baron", sagte sie, „es gefällt mir, Ihre Worte für baaren Ernst zu nehmen. Wirklich kann die Reue Ihres ganzen Lebens die Flecken Ihrer Schandthat nicht vertilgen, und wenn Sie dereinst wirklich etwas von Verzweifelung spüren, will ich sogar glauben, es sei an Ihnen noch nicht alles verdorben. Ich bitte Sie übrigens, dies Gespräch abzubrechen. Sie können nur alten Verbrechen neue Beleidigungen nachsenden. Vergessen Sie nicht die Ehrfurcht, welche auch der Roheste dem weiblichen Geschlecht schuldig ist."

„Frau Obersteuerräthin, Sie haben recht, mich so zu behandeln, wie sie thun. Nur eine Bitte, die erste und letzte vor unserer Trennung! Erlauben Sie mir, meine — darf i , sagen, Gemahlin? auf einen Augenblick allein zu sprechen."

„Herr Baron, es thut mir leid, unsere Zeit ist kurz — es ist angespannt = = ="

„Nur einen flüchtigen Augenblick bitte ich um Gehör bei ihr."

„Es kann nicht sein."

„Darf ich, was ich bitte, nicht als Gemahl mit Recht fodern?"

„Sie ist schon jetzt als eine von Ihnen geschiedene zu betrachten."

„So muß ich sie betrachten. Eben darum, und — vielleicht trägt es zu meiner Ruhe, und zum Frieden dieser meiner Gemahlin bei — fodere ich den Augenblick einer freien Unterhaltung mit ihr."

„Sie hat darüber zu entscheiden" sagte die Tante.

Der Baron trat ehrerbietig vor seine Anvermählte, und reichte ihr schweigend, mit trübem Blick, die Hand dar, und führte sie aus dem Zimmer in ein anderes. Suschen ging unwillkührlich, mit Zittern und Zagen. Sie wußte selbst nicht, was sie that oder hätte thun sollen.

Er verschloß das Stübchen, in welchem sie standen, und kehrte zu der Furchtsamen zurück. „Frau Baronin = = =" sagte er zu ihr mit ungewisser Stimme.

Suschens Antlitz färbte sich bei dieser Anrede

schaamvoll hochroth. „Nennen Sie mich nicht so, Herr Baron. Ich bleibe meinem Stande getreu. Das Zeremoniel, welches uns verband, gibt Ihnen keine Pflichten, mir keine Rechte."

„Und mein Verbrechen leider nicht einmal das Befugniß, Ihnen den süßern Namen zu geben, zu welchem mich die Kirche berechtigte."

„Herr Baron, unsere Zeit ist kurz. Wäre es Ihnen gefällig, mir zu sagen, warum Sie mich allein sprechen wollten?"

„Haben Sie, Frau Baronin, aber ich beschwöre Sie, aufrichtig zu sein, nur diesmal aufrichtig! haben Sie durch mich den Glauben an die Menschheit noch nicht ganz verloren?"

„Ich glaube noch an das Menschenherz, weil ich an Gott glaube."

Da stürzte der Baron zu ihren Füßen nieder, und rief mit nassen Augen zu ihr empor: „O so glauben Sie auch mir in diesem Augenblick — ich war ein verruchter Verbrecher an Ihnen, und doch bin ich kein Bösewicht. Hassen Sie mich, verabscheuen Sie mich, ich habe es verdient. Aber glauben Sie, ich bin kein Bösewicht."

„Was hülfe Ihnen mein Glaube, Herr Baron?"

„Zu einiger Ruhe! zu vieler Ruhe. O Sie haben viel eingebüßt, aber ich — ich habe mehr verloren, als Sie.“

„Stehen Sie auf, Herr Baron, und kehren wir zurück.“

„Nein — sein sie heute noch ganz Engel! Gewähren Sie mir noch eine Bitte.“

Sie schwieg.

Er küßte mit Inbrunst ihre Hand, die er ihres Weigerns ungeachtet genommen hatte, und sagte mit gesenktem Angesicht, denn er wagte es nicht, sie anzusehen, und mit gedämpfter Stimme: „Sie sind Mutter — ich bin Vater — ich flehe um die Gunst, meinen Sohn nur einmal sehen zu dürfen.“

Sie antwortete nicht; auch konnte sie es nicht, denn sie weinte laut.

„Ich bins nicht würdig, den Sohn zu sehen, dessen Mutter ich grausam mißhandelte = = =“, fuhr er nach einer Weile mit gebrochener Stimme fort, und die Thränen flossen ihm über die Wangen hin: „ich bins nicht würdig, aber es ist Ihres Herzens würdig, Frau Baronin, Großmuth gegen einen Unglücklichen zu üben. — Darf ich einen Tag, welchen Sie wollen, nach Nieder=

Fahren kommen, und mein Kind an das Herz voll Reue drücken?"

„Wann Sie wollen", sagte schluchzend die Neuvermählte, und eilte zur Thür.

Tantchen Rosmarin machte große Augen, da sie beide Hand in Hand kommen sah mit verweinten Augen.

„Er hat gebeten", sagte Suschen, „unsern kleinen Pompejus einmal zu sehen."

„Und die Frau Baronin hats erlaubt", setzte er geschwind hinzu.

Tantchen machte ein kaltes Gesicht. Es war angespannt. Man setzte sich in den Wagen; der Baron half den Frauenzimmern. Sie fuhren ab. Der Freiherr sah ihnen durchs Dorf nach, auch da er sie nicht mehr sah.

Ueberlegungen.

„Abgethan!" rief Tantchen, da der Wagen ausser dem Dorfe war: „rein abgethan, meine liebe Baronin! Ich bin entzückt."

„Ach, Tantchen", sagte Suschen, „nennen Sie mich doch wie immer. Es klang mir immer

wie ein Schmähwort, wenn mir der Herr Baron seinen Titel gab.

„Es war seine Schuldigkeit. Du heißest jetzt Baronin; bist ihm anvermählt. Unser Pompejus hat volle Ansprüche einst auf die Erbschaft des Hauses Malzen. Doch darüber muß ich noch mit dem Herrn Advokat Kurzbein abhandeln. Er hat sich für übermorgen anmelden lassen. Da wollen wir den Prozeß wegen der Scheidung instruiren. Nun Prozeß, hoffe ich, wird es nicht geben; beider Theile Einwilligung, und dann schon der Spruch des Obergerichtshofes — das beschleunigt die Sache. Aber übermorgen, sage ich, muß der Advokat instruirt, und über acht Tage die Sache vor den Gerichten anhängig sein. Der Herr Baron, dein Mann, und seine ganze Sippschaft, und die ganze Welt muß erfahren, daß es uns nur um deine Ehre, nur an der Züchtigung des Elenden gelegen war, nicht nach seiner Baronschaft. Wir werfen sie ihm vor die Füße. Und wenn er gegen die Scheidung — ich setze nur den Fall — protestiren wollte (er wäre es wohl im Stande, mich zu ärgern), siehe, und sollte es mir allein tausend Dukaten kosten — — die Scheidung muß vor sich gehen. Muß! sage

ich. — Hm! wahrhaftig, um Verbindung mit dem Hause Malzen war's uns nicht zu thun. Ich verachte den armen Ritter und sein hochadeliches Wappen möchte ich nicht zum Deckel auf einem Schmalztopf. Nein, dazu fühlen wir uns doch noch viel zu gut. Aber wie nun die Welt ist; sie wirds nicht glauben. Sie soll es erfahren. Ich wollte lieber es wäre heut, als übermorgen. Indeß die Formen müßen beobachtet sein. Heut Vermählung, übermorgen Scheidung. So recht. Du hasts ihm doch gesagt? Apropos, warum hattest du und er geweint? Was hatte er Geheimes mit dir?“

In diesem Tone sprach Tantchen Rosmarin mit seltener Lebhaftigkeit noch halbe Stunden lang fort. Die Freude, am lange ersehnten Ziel ihres Hasses zu stehen, begeisterte sie. Suschen, oder die neuvermählte Baronin, denn so müssen wir sie doch wohl nun nennen, mußte der guten, redseligen Frau alles erzählen, was sie mit ihm allein gesprochen.

„Der Mensch — siehe, ich irre mich nicht! — der Mensch ist entweder, wenn du anders nicht, weil du Thränen im Auge hattest, gutmüthig glaubtest, er habe sie in den seinigen — der Mensch

ist entweder ein Erznarr, das wäre dumm, oder ein Erzbösewicht, das wäre satanisch! — Es bedarf wohl nicht erst des Zusatzes, daß diese Bemerkung von der Tante kam.

Indem sie sich über das Gesagte erklärte, unterbrach sie sich plötzlich selbst. Ihre Stirn gefaltet, ihr Auge glänzend, mit einem stechenden Blick auf den Verwalter, ihren Zeigefinger erhoben, als rufe sie die ganze Welt auf zum Horchen, sagte sie, mit gedämpfter Stimme, in welcher doch etwas Schrecklichfrohes lag: „Ich bin ganz ausser mir! Der Gedanke kommt von oben herab. Höre, Kind, wenns nun gar so wäre? Wenn du nun vielleicht eben heute Eindruck auf sein Herz gemacht hättest — wenn der Wüstling dich in der That lieb gewonnen hätte, dann = = = dann = = = ich zittere vor Freuden!“

„Was denn, Tantchen?“ fragte die junge Baronin, die fast erschrak, und von einer flüchtigen Röthe überflogen ward.

„Und wenns nicht wäre, es kostete dich einen freundlichen Blick, und der Geck läge zu deinen Füßen = = dann Scheidung, und ihm den Korb gegeben! Dann wären wir vor der Welt glänzend gerechtfertigt.“

„Nein, Tantchen, zu solchem Spiel lieh ich keinen freundlichen Blick her.“

Betroffen, und ihre Uebereilungen bereuend, drückte die Tante ihrer Nichte dankbar die Hand und sagte: „Du hast recht.“

Unter solchen Gesprächen fuhr der Wagen in Nieder-Fahren ein. Da waren mit Blumen umwundene Ehrenpforten gebaut; Gäste aus Waiblingen, ohne Suschens Vorwissen von der Tante zu ihrem Ehrentag eingeladen; alle Familien auf Ober-Fahren im Sonntagsschmuck; an ihrer Spitze der Herr Pfarrer. Glückwünsche links und rechts. Ein köstliches Gastmahl im Hause der Tante. Im Park offene Tafel für Bauern und Bäuerinnen; Musik und Tanz derselben bis in die späte Nacht.

Ueberlegungen anderer Art.

Der Baron von Malzen hingegen brachte den Tag sehr traurig zu. Er ritt nach Malzendorf zurück, einem Traurenden gleich. Immer schwebte ihm Suschens holdseliges Wesen vor — immer wiederholte er sich, und oft mit lauter Stimme: „Ein himmlisches Geschöpf! nie führe ich einen

lieblichern Engel zum Altar, wie diesen!“ Er hörte ihrer Stimme Silberton; sah ihren beredten Blick voll Thränen, ihre Verklärung im Erröthen: „Mein Gott, und diese Heilige mein Weib, und ich darf sie nicht mein nennen!“ rief er dann wieder.

Die Hoffnung nur, sie wiedersehen zu dürfen, erfüllte ihn mit Entzücken. Er that Verzicht auf ihre Hand, aber nicht auf das Glück, sie anbeten zu dürfen. Liebe konnte er nicht von ihr mehr hoffen, aber doch Duldung, um des Sohnes willen. Er verlor sich in Wehmuth, und fuhr aus dem süßen Schmerz wieder zur Wuth auf, wenn er des Prozesses, und der Ursache desselben, und seiner empörenden, verläumderischen Briefe gedachte.

Sein armes Pferd mußte alle Empfindungen, die ihn abwechselnd ergriffen, büssen. Mit der Verzweifelung ritt er Galopp zum Halsbrechen; in den Erinnerungen an die reizende Gemahlin im langsamsten Schritt; raschen Trab gings bei Furcht und Hoffnung.

So kam er vor seinem väterlichen Schloß an, ohne zu wissen wie. Da war ihm alles öde und leer. Er wollte lesen, rechnen, zeichnen, spa-

zierengehen, den Pfarrer besuchen, oder einen benachbarten Edelmann überraschen — alles war nichts. Sein Herz rief nach der schönen Gestalt, die ihm heut erschienen war; er hätte Niederfahren nur aus der Ferne sehen mögen.

Das Fieber ward, wie jedes Fieber, mit Sonnenuntergang nur heftiger. Er ließ niemanden vor sich, machte Entwürfe, Verse, und schrieb Briefe an die Geliebte, die wieder verbrannt werden mußten.

Man muß erst über eine Sache einmal schlafen, wenn man sie recht überdenken will. Der gute Pompejus fand am andern Morgen alles anders; die ganze Welt, welche den Tag vorher aus ihren Angeln gerissen zu sein schien, stand wieder in ihrem alten Gleise. Er verwunderte sich nun selbst über seinen gestrigen Rausch, und schämte sich desselben.

„Was triebst du auch gestern?“ dachte er, und zerriß mit Unwillen die Verse, die noch auf dem Tisch lagen, „warst du wahnsinnig? — Nun ja, deine sogenannte, seinsollende Gemahlin ist recht artig, aber welche Narrheit, darüber aus der Haut fahren zu wollen? — Welch ein toller Roman war das? Sich erst ein Mädchen vom

Hals wegprozessiren, den Prozeß verlieren, der Welt zum Gespött werden, sich durch ein Zeremoniel mit dem Dinge zusammengeben lassen, um die sogenannte Ehre zu restituiren, dann sich in sie verlieben! Gottlob, Pompejus, daß du deine Augen wieder hast. Jeder Mensch mag wohl dann und wann einmal im Leben einen Anfall von Verrücktheit haben; du hattest ihn gestern, und führtest dich im Wirthshause wie ein Knabe auf.“

Er ging an seine landwirthschaftlichen Arbeiten; war thätig einen Tag nach dem andern, wie zuvor, und um sich selbst zu überzeugen, daß er vollkommen am Geist gesund sei, beschloß er in den nächsten vierzehn Tagen nicht nach Nieder-Fahren zu gehen, um seinen Sohn zu sehen. Und er hielt sich Wort, ohne daß es ihm Ueberwindung kostete.

Die Baronin.

In Nieder-Fahren hatte sich in der gewohnten Hausordnung aber mancherlei geändert. So hatte Tantchen Rosmarin es gewollt. Alles mußte mit gebührendem Anstand geschehen.

Der jungen Frau Baronin war ein besonderer Flügel im herrschaftlichen Gebäude eingeräumt; sie hatte die freie Disposition über die Zinsen ihres Vermögens erhalten; eine eigene Kammerjungfer zur Bedienung empfangen; der Titel Baronin durfte nicht fehlen; nur Tantchen und Oheim erlaubten sich noch den trauten, alten Namen Suschen.

Nach diesen ersten Einrichtungen, welche Suschen für sehr überflüssig, Tantchen für unumgänglich wesentlich hielt, ward der Herr Advokat Kurzbein wegen der Scheidungsklage mit allem Nöthigen instruirt. Nach acht Tagen brachte der Advokat den Scheidungsantrag schriftlich — die Tante streute noch einige ihrer bittern Bemerkungen gegen den Herrn Baron ein; sie nannte das in ihrer Sprache „Pfeffer und Gewürz dazu thun“; Suschen unterschrieb.

Inzwischen ging es dem guten Suschen wunderbar. Es konnte nie den kleinen Pompeius ansehen, ohne des großen Pompejus zu gedenken. Und wenn die junge Mutter den Knaben küßte, fiel ihr immer dabei ein, daß sie nun auch Gattin sei, ohne einen Gatten. — Das ärgste von allem aber war der Umstand, sie konnte, so sehr sie sich

auch, der Tante zu Gefallen, Mühe gab, den Baron zu hassen, dennoch den Mann nicht hassen, dessen Ebenbild sie in ihrem Kinde liebte. — Ja, bei reiflicherm Erwägen dessen, was der Baron in dem kleinen Wirthsstübchen gesprochen, und die Art, wie er sich benommen, und die Wahrheit, mit der er zu ihren Füßen geweint hatte, konnte man ihn eigentlich gar nicht hassenswürdig nennen.

Sie freute sich sogar ein wenig, daß er kommen, und ihren Sohn sehen würde. Die Dringlichkeit, mit der er Erlaubniß dazu gefodert, ließ vermuthen, er werde bald kommen. — Sie betrachtete zuweilen den prächtigen Brillantring, den er ihr gegeben. Den zweiten Tag ging sie, und den dritten noch öfter zum Juweelenkästchen, in dem er lag; den vierten steckte sie ihn sogar an den Finger, und trug ihn in ihrem Zimmer — denn wehe, wenn ihn die Tante an ihrer Hand bemerkt hätte!

Als nun aber acht Tage und zwei Wochen vergingen, und der Baron nichts von sich sehen und hören ließ, und die Tante jeden Morgen und jeden Abend wiederholte: „Siehst du, was seine zärtlichen Vaterkrokodillthränen zu bedeuten

hatten? Zum Besten wollte er dich damit haben! mich aber hintergeht er nicht!“ Da ward auch sie voll Argwohns. Der Ring blieb wieder im Juweelenkästchen. Sie sah ihn seltener, und wurde stiller und nachdenkender.

(Der Beschluß folgt.)

Aufmunterung.

Wie anders entfaltet das Leben sich mir,
Nachdem ich den Gipfel gesehen!
Bedeutung ist Alles, wenn selten auch wir
Der Gegenwart Bilder verstehen.

Nicht Alles ist Täuschung, wie oft du gewähnt;
Nicht Alles hienieden ist eitel!
Und mit unvergänglicher Krone bekrönt
Erfahrung dem Greise die Scheitel.

Mag vieles, was ewig du glaubtest, vergehn!
Im Strome des Irdischen treiben
Die Thaten der Menschen; nur Eins wird bestehn,
Die Liebe, die Treue; sie bleiben.

Mag sein, daß Freude sich paart mit dem Schmerz,
Du bist in dem irdischen Leben;
Am Glauben der Zukunft erwärme dein Herz,
Er kann den Verzagenden heben.

Nicht spotte der Hoffnung, die trügend entschlüpft,
Der Glaube wird mit uns geboren;
O wer an den Himmel sein Schicksal geknüpft,
Der hat nicht sein Dasein verloren!

Nicht fruchtlos gehen an seinem Gemüth
Die Bilder des Lebens vorüber:
Leicht über des Lebens Erscheinungen sieht
Sein Auge nach Jenseits hinüber.

Dort schwindet das Dunkel, da lös't es sich auf,
Was Räthsel hienieden geblieben;
Drum blicke mit Hoffnung zum Ziele hinauf,
Und lerne die Gegenwart lieben!

Burckhardt.

Miszellen.

Schönes Wort einer deutschen Fürstin.

Als die Herzogin von Braunschweig im Jahr 1758 von ihrem Sohn vor dem Garderegiment Abschied nahm, sagte sie zu demselben: „Ich verbiete Euch, wieder vor meine Angen zu kommen, wenn Ihr nicht Thaten gethan haben werdet, die Euerer Geburt und Euerer Verwandtschaft würdig sind!“

Ein Notabene für Apollo's Söhne.

Ariost gieng einst mit einem seiner Freunde auf den Straßen von Ferrara. Auf einmal hörte er einen Töpfer, der seine Waare feil bot, folgende Stanze von ihm singen, deren Ton er aber ganz verfehlte:

Ferma, Bajardo mio, deh! ferma il piede
Che l'esser senza te troppo mi noce.

Ariost war oder stellte sich so böse darüber, daß er dem Töpfer (Thonkünstler) fünf bis sechs Töpfe zerschlug. Der Töpfer sagte klagend: „Was habe ich Euch denn gethan, daß Ihr mir meine Töpfe zerschlaget?" — „Was du mir gethan hast", erwiederte der Dichter heftig, „was du mir gethan hast, Unglücklicher? Ich habe dich noch lange nicht genug bestraft. Ich habe dir einige Töpfe zerschlagen, wovon das Stück kaum einen Sol werth ist, und du hast mir durch deine verkehrte Dudelei eine meiner schönsten Stanzen verstümmelt.

Die alte und die neue Zeit.

Im Jahr 1782 liessen die Jesuiten zu Freiburg in der Schweiz Jean Racines „Athalie“ durch ihre Schüler am Ende des Schuljahrs aufführen, ohne Veränderung der Personen. Am Ende der nämlichen Epoche des Jahrs 1811 wurde dieses Stück durch die wirklichen Professoren dieses ehemaligen Jesuiten-Kollegiums wieder auf ihre Bühne gebracht, aber unter anderm mit folgenden Veränderungen. Die zarte Josabeth ward in einen Leviten, und Athalie, das schreckliche Weib, in einen Oheim des Jonas verwandelt, ohne zu bedenken, daß jener große Dichter in religiösem Eifer in der Vorrede seiner Ester niederschrieb: „Alterer des circonstances tant soit peu considérables de l'Ecriture Sainte, serait, à mon avis, une espèce de sacrilège.“ — Was die guten Sitten und der gute Geschmack bei dieser Methamorphose gewonnen haben, ward in der gedruckten Anzeige des Stücks demonstrirt, worin es zum Schlusse heißt: „Si nous avons métamorphosé Athalie et les autres personnages de femmes en hommes (!) — nous l'avons fait pour

observer les convenances (?) — de notre théâtre, et sur le modèle que nous en ont fait quelques collèges de France.“

Wegen Nichtbefolgung ihrer beschränkten Theaterregeln schelten die französischen Kunstrichter die deutschen Schriftsteller; Barbares du Nord u. s. w. Wie sollen aber jene französischen Professoren heißen, welche sich gegen ihre eigene Norm so grob versündigen? — Bekanntlich hatte der vaterländische und scheelsüchtige Meister Arronet Racines „Athalie“ als das Haupt- und Meisterstück der französischen Schaubühne gelobt, nachher aber bitter getadelt! —

Sulzers Meinungen über Lob und Tadel. (Vielleicht nicht zur Unzeit, sie ist vom J. 1761).

„Ich bin mehr für das Ernsthafte und Lehrende, als für das Spöttische und Züchtigende. Ich sehe lieber, daß man was Gutes bauet, als daß man das Schlechte mit Gewalt niederreißt. Man handelt nach meinem Sinn, wenn man die wahren Grundsätze des Schönen und Guten in möglichster Deutlichkeit und Gründlichkeit vorträgt, befestiget, bei allen Gelegenheiten wieder-

holt, und dann das Schlechte umreißt. Wenn man ohne Aufhören bei allen Gelegenheiten das Gute lobt, ohne sich merken zu lassen, daß man den Tadel desselben im geringsten achtet, so kommt man endlich mit durch. Man bringt sehr oft die Leute besser zum Stillschweigen, wenn man das, was sie getadelt haben, mit Freimüthigkeit lobt, als wenn man ihren Tadel widerlegen will. Dies habe ich mehr als bei einer Gelegenheit erfahren. Ich schmeichle mir, nach diesen Grundsätzen, dem schlechten Geschmack der neuesten Deutschen (er nennt, ob mit Recht? Nicolai, Lessing und Ramler) in meinem Wörterbuche „Allgemeine Theorie der Künste“, wenn es jemals zu Stande kommen wird, einen sehr schweren Streich beizubringen. Ich bilde mir ein, darin deutlicher, als jemals geschehen ist, gezeigt zu haben, daß das große Schöne ohne das Gute gar nicht sein kann, und daß der Virtuose, von welcher Art er ist, der blos mit der Einbildungskraft und dem Witz arbeitet, sich gegen den, dem der große Verstand und das große Herz geholfen haben, verkriechen muß.“

Die Dichterin Karschin.

Ueber die im Jahr 1791 verstorbene Naturdichterin Anna Louisa Karschin, geborne Dunbach, die von sich selbst sang:

„Eine Sappho ward ich. Unterm kalten
Klima hab' ich diesen Geist erhalten
Von den Göttern, deinem Geiste gleich!
Horche nun auf meiner Lieder Menge,
Sanfte, süße, flammende Gesänge
Sind es, und sie machen Herzen weich."

fällt der, ihr sonst gewogene Sulzer, folgendes begründete Urtheil, das man nicht auf alle neuere Naturdichter und Naturdichterinnen unserer Zeit anwenden könnte:

„Die Karschin fährt fort", schrieb er den 1 Juni 1661 an Bodmer, „mich durch ihr ausserordentliches Genie in Verwunderung zu setzen; aber es wird nichts mehr aus ihr, als was sie gegenwärtig ist. Es sind impetus ingenii vividissimi, und sie ist zu alt, noch zu lernen und nach Grundsätzen zu denken. Man kann ihr keine Ideen angeben; was ihr gelingen soll, muß in ihrem Kopfe erzeugt sein. Sie gleicht der Sappho, und zum Theil der Deshoulieres mehr, als dem Horaz. Große Werke, wozu ein Plan ge-

hört, kann sie nicht machen. Eine einzige rührende Idee setzt sie plötzlich ins Feuer; dann schreibt sie ganz schnell hin, was ihr Geist ihr eingibt, folgt ihren Gedanken und den Ausschweifungen der Einbildungskraft ohne alle Ueberlegung, und so entstehen oft sehr schöne Oden und Lieder, in so viel Zeit als nöthig ist, sie aufzuschreiben."

Diese Dichterin erblickte bekanntlich unweit Züllichau, an der Grenze von Niederschlesien, in einer Maierei, der Hammer genannt, im Jahr 1722 das Licht der Welt, brachte ihre ersten Jahre als eine Viehmagd zu, und heirathete hernach einen Schneider, mit welchem sie in der größten Noth, die eine Frau betreffen kann, lebte. Ihr böser, unerträglicher Ehemann wurde unter die Soldaten gesteckt, und sie kam alsdann unter Sulzers Führung, der nachfolgendes von ihr meldet: „Sie drückt sich über alles mit der grösten Fertigkeit so gut aus, wie irgend ein Mensch thun kann, der sein ganzes Leben mit Nachdenken zugebracht hat, und es kostet sie gar nichts, die feinsten Gedanken bei jedem Gegenstande zu erzeugen, und in sehr guten Versen vorzutragen. Ich zweifle daran, ob jemals ein

Mensch die Sprache und den Reim so sehr in seiner Gewalt gehabt hat, als diese Frau. Sie setzt sich in einer großen Gesellschaft unter dem Geschwätz von zwölf und mehr Personen hin, schreibt Lieder und Oden, deren sich kein Dichter zu schämen hätte. Bei Mahlzeiten bringt sie in zwei oder vier Versen Gesundheiten aus, darunter viele sind, welche in griechischer Anthologie eine gute Figur machen würden."

Ein Urtheil über die Priester.

In C. M. Gattel's mit vollem Recht geschätzten „Nouveau dictionnaire portatif de la langue française, Lyon 1803, zwei Bände, gr. 8.", findet sich beim Artikel „Prêtre" folgende merkwürdige, karakteristische Stelle, welche ausgehoben zu werden verdient:

On désigne sous ce nom tous ceux qui remplissent les fonctions des cultes religieux établis chez les différents peuples de la terre. Pendant tong-temps, et dans beaucoup d'états, ils ont obtenu et cherché à exercer, sur l'administration et le gouvernement civils, une influence qui quelque fois a été avantageuse, et plus souvent

nuisible; mais en France (und in fast allen kultivirten Staaten)

On ne veut désormais
Dans les prêtres de Dieu que des hommes de paix,
Des ministres chéris, de bonté, de clemence,
Jaloux de leurs devoirs, et non de leur puissance;
Honorés et soumis, par les lois soutenus,
Et par ces mêmes lois sagement contenus.

(Voltaire, *tragédie des Guèbres*, *acte V.*)

F. Küenlin.

Anekdote.

Unter Ludwig dem Fünfzehnten kam der berühmte Kastrat Caffarelli nach Paris, und sang vor dem König und dem königlichen Hause. Zum Zeichen seiner Zufriedenheit schickte ihm der König eine kostbare goldene Dose. „Was?" rief Caffarelli dem Ueberbringer zu: „der König von Frankreich schickt mir diese Dose? Behalten Sie dieselbe; denn sehen Sie, hier habe ich deren dreißig, die alle mehr werth sind, als diese da! Ja, wenn sie wenigstens mit dem Bildniß des Königs geziert wäre." — „Mein Herr", erwiederte jener, „der König von Frankreich schenkt sein Portrait nur Gesandten." — „Pah, Gesandten! So mag er sich auch von Gesandten vorsingen lassen!"

Ta chen Rosmarin

oder

Alles verkehrt.

Beschluß.

Besuch.

Wie gesagt, der Baron von Malzen hielt sich Wort, in der dritten Woche wollte er aber auch den Damen Wort halten. Er ritt mit seinem Jäger nach Niederfahren.

Als er auf halbem Weg den Thurm der Kirche sah, in welcher ihm Suschen angetraut war, schlug sein Herz unwillkührlich schneller. Als er vor dem Wirthshause war, stieg er ab, eigentlich um mit dem Wirth im Vorbeigehen noch etwas in Betreff eines Pferdehandels abzuthun; aber er trat doch gern in die Wirthsstube, und da sah er immer nach dem Winkel, wo sie gesessen hatte, und aus dem Pferdehandel ward durchaus nichts. — Als er endlich in der Ferne über die grünen Wiesen her die weißen Herrschaftsgebäude von Nieder-Fahren leuchten sah im Sonnenglanz, mußte er schlechterdings langsam reiten, denn es fehlte ihm — er wußte selbst nicht, ob an Athem, oder an Muth, oder sonst etwas.

Das Uebel wuchs, die Pulsschläge mehrten sich, je näher man den geschmackvollen Anlagen von Nieder-Fahren kam. Er hatte nur noch soviel Besinnung, sich über sich selbst zu verwundern, und leise vor sich hinzumurmeln: „Pompejus, nun glaube ich im Ernst, du bist verliebt, und ohne Rettung verloren.“ Er dachte es und war es.

Der Herr Verwalter Säblein empfing ihn an der Thür. Tantchen Rosmarin begrüßte ihn mit eiskalten, doch höflichen Geberden im gewöhnlichen, zierlichgeordneten Wohnzimmer.

„Frau Obersteuerräthin“, sagte er, “ich mache von der gütigen Erlaubniß Gebrauch, Ihnen und der Frau Baronin meine Aufwartung zu machen, um meinen Sohn zu sehen.“

Tantchen schien einen Augenblick unentschlossen; dann sagte sie: „Die Baronin ist in ihren Zimmern mit dem Kinde. Ich bitte Sie, sich dahin zu bemühen. Mein Verwalter wird die Ehre haben, Ihnen den Weg zu zeigen.“ Ihr Knix sagte ihm, daß er von ihrer Seite verabschiedet sei.

Suschen hatte ihn kommen gesehen, und war vor Angst und Schrecken ausser sich. Sie lief

geschwind im Zimmer umher, und wußte nicht, was sie suchen wollte. Indem ward er schon von der Kammerjungfer angekündigt; und er trat herein.

„Frau Baronin", sagte er, und ward blaß und roth, und sein Herz sagte: es ist umsonst! sie ists! du bist elend! — „Frau Baronin, Ihre gütige Bewilligung hat mir Muth gegeben" = = = Aber mehr kounte er nicht sagen, denn er hatte keinen Muth.

Suschen stammelte etwas in aller Verwirrung hin, was sie selbst nicht verstand, und er zum Glück nicht hörte, denn seine Seele war nur Auge.

Er mußte sich auf einen Sessel niederlassen.

Nun entschuldigte er sich, daß er nicht schon vor Tagen und Wochen gekommen. Ein stummes Verneigen des Kopfes war ihre ganze Antwort.

„Nein", sagte er lebhafter, „beurtheilen Sie mich nicht nach meinem Betragen. Es war bei mir nicht Gleichgültigkeit, es war — o Frau Baronin, es war Todeskampf! Ich zitterte, Sie wieder zu sehen. Ich hoffte mich zu überwinden. Aber — ich bin nun einmal unglücklich."

„Der Anblick des Kindes wird Sie erfreuen.“

„Ach, Theure, mich erfreuen! mich! der Anblick des Kindes, das Millionen Vorwürfe in mir weckt, des Kindes, das, statt uns zu vertrauen, uns trennt! Denken Sie sich, wenn es Ihnen möglich ist, die Lage eines Verbrechers, der sein Leben darum gäbe, er könnte schuldlos vor Ihnen stehen.“

„Beruhigen Sie sich. Ich fürchte, Ihre Heftigkeit könnte den kleinen Engel von Ihnen zurückschrecken.“

Der Baron schwieg lange; aber seine Augen wichen nicht von der geliebten Gestalt. Indem brachte die Kammerjungfer den kleinen Pompejus, der mit ausgebreiteten Armen zur Mutter hüpfte.

Der Baron ward todtenblaß, als er den blühenden, reizenden Knaben sah, und stumm und starr, wie ein Marmorbild, blieb er unbeweglich auf dem Stuhl.

Die Baronin bemerkte mit Schrecken sein Erblassen. Sie fragte zitternd, ob ihm nicht wohl sei! — Er schüttelte langsam den Kopf, und machte mit der Hand eine Bewegung, daß er

nichts verlange. Endlich stand er auf, um sich dem Kinde zu nähern.

Die junge Mutter bog sich zu ihrem Liebling herab, und sprach: „Pompejus, gib diesem Herrn das Händchen, es ist dein Vater.“ Aber die letzten Worte konnte sie nur undeutlich sprechen, denn sie weinte laut.

Der Baron kniete vor dem Kinde nieder, küßte erst das Händchen, welches es ihm gereicht hatte, und schloß dann den holden Knaben in seine Arme. Des Barons Gesichtszüge blieben zwar unverändert; er sagte kein Wort; aber die hellen Thränen fielen über seine Wangen nieder.

„Du bist mein Vater, Du?“ fragte mit verwunderndem Lächeln der Kleine, und faßte spielend nach dem glänzenden Uhrband des Barons. Dieser zog die kostbare Repetiruhr, gab sie dem Kinde, und sagte: „das ist dein!“ küßte das Kind noch einmal, und stand auf, indem er rief: „Gott weiß es, ich bin unglücklich! — Da sehe ich mein verlornes Paradies.“

Er stellte sich ans Fenster und starrte hinaus zum Himmel. Der kleine Pompejus sprang zu seiner Mutter, zeigte ihr die goldene Uhr, und sagte: „Mutter, der Herr da ist doch ein lieber

Vater!“ — Aber Suschen antwortete nichts, sondern sie weinte nur viel heftiger.

Der Baron schwieg lange, denn er war von der Gewalt der widerspruchvollsten Gefühle viel zu tief ergriffen. Endlich ging er langsam zur Baronin, und stand vor ihr, als hätte er ein schweres Bekenntniß zu thun; sein Auge starr und thränenvoll; seine Lippen zuckend, als wolle er sie zur Rede öffnen, als schlösse sie der Schmerz; seine Brust in stürmischen Athemzügen fliegend. — Suschen aber hielt das Gesicht von ihm abgewandt, in ihr Tuch verhüllt, während ihre linke Hand an dem goldenen Lockengekräusel ihres Sohnes unwillkührlich tändelte.

„Weinen Sie nicht“, Frau Baronin, sagte Herr von Malzen endlich, „es ist nur an mir zu weinen. Ich bin Mann; Thränen sind mir Fremdlinge seit den Kinderjahren; aber heute vor Ihnen schäme ich mich ihrer nicht. Ich beschwöre Sie, Theure, weinen Sie nicht. Jede Thräne ist eine neue Schuld für mich; jedes Schluchzen zerreißt mein Herz. Ich bin ja unglücklich genug. Lassen Sie mich mein Elend nicht so entsetzlich fühlen. Ich bin ein Verbrecher. Ich darf keine Ansprüche auf Ihre Achtung machen, denn ich

verachte mich selbst. Ich wage es sogar nicht mehr, Ihre Verzeihung anzurufen; denn könnten Sie auch Engel genug sein, mir zu verzeihen, würde ich mir selbst verzeihen können? Würde ich den Jammer ungeschehen machen können, den ich Jahre lang über ihre Jugend verbreitete? Würde ich die brennenden Thränen, die Sie durch mein Verbrechen weinen mußten, ungeflossen machen? Nur eins — nur das Eine verweigern Sie mir nicht, o bei Ihrer himmlischen Güte, die Sie auch dem Bettler am Wege nicht verweigern, beschwöre ich Sie — lassen Sie mich hoffen, Ihres Mitleidens theilhaftig zu sein. Der Himmel hat ja auch mit der Reue des Sünders Mitleiden."

Sie schwieg. Sie hörte kaum, was er sagte.

Da sank er auf das Knie vor ihr nieder, und rief: „Angebetetes Weib! — ach ich darf nicht sagen: mein Weib! Ich werde es, ich will es auch nie sagen. Aber verstoßen Sie mich nicht ganz. Erlauben Sie mir, daß ich zuweilen mich dieser Gegend — diesem Aufenthalte der Unschuld und Liebe nähern — daß ich unglücklicher Vater zuweilen meinen Pompejus, meinen Sohn — — o Gott, ich kann nicht reden. Aber —"

Die Stimme brach ihm. Er schloß bei den letzten Worten das Kind in seine Arme, und bedeckte es mit seinen Küssen.

„Herr Baron", erwiederte Suschen gefaßter, „ich sollte Ihnen die Erlaubniß nicht verweigern, Ihre Besuche bei diesem Kinde zu wiederholen, wenn es Ihnen so theuer ist, wie Sie sagen. Aber die Erlaubniß hängt von meiner Tante, der Eigenthümerin dieses Hauses und dieser Güter ab, in der ich meine andere Mutter verehre. Belieben Sie sich also mit dem Gesuch an sie zu wenden. Ich habe nichts zu gestatten."

„Und wenn mir die Bitte gewährt würde von Ihrer andern Mutter — — Sie würden dann dieser Erlaubniß die Ihrige beifügen?"

„Ich habe nur meiner Mutter gehorchen gelernt."

Der Baron ergriff ihre Hand, küßte sie mit wilder Heftigkeit — dann seinen Sohn, und sprang auf, nahm seinen Hut und entfernte sich, indem er seinen Dank stammelte für diese Stunde.

Es war sein Vorsatz, auf der Stelle die ersehnte Erlaubniß zu erflehen. Aber wie er die Treppe niederstieg, stieg die ernste Physiognomie Tantchens lebhaft in seinem Gedächtniß auf,

und er zitterte vor abschlägiger Antwort. „Besser schriftlich, als mündlich!“ dachte er; denn er fühlte, daß er in seiner gegenwärtigen Stimmung ohnehin ein schlechter Redner sein würde. So kam er an Tantchens Zimmerthür — noch einmal schwankte er, ob hinein, oder vorbei? Ehe er sich aber die Antwort gab, saß er schon auf dem Pferde, und jagte im Galopp davon.

Zweiter Prozeß. Briefwechsel.

Mit rothgeweinten Augen kam Suschen zu Tantchen Rosmarin. Die junge Baronin mußte nun haarklein berichten. Der kleine Pompejus sprang freudig mit der goldenen Uhr seines Vaters herbei. Tantchen schüttelte zu allem den Kopf.

„Daß ihn“, sagte sie, „der Anblick des Kindes rührte; nun das will ich wohl glauben, gutes Suschen. Er müßte ja ein Barbar sein, wenn er den Engel da sähe, und nicht wie der Zöllner im Evangelium an seine Brust schlüge und spräche: Gott sei mir armen Sünder gnädig. — Daß er dem Kinde die goldene Uhr gab — nun, das war sehr natürlich. Daß er vor dir auf den Knien

lag, beweiset noch nicht, daß er seine Schändlichkeit aufrichtig bereue. Denn, liebes Suschen, solchen Männern kommt das Knien so unwillkührlich an, wie den Weibern das Weinen. Ueberhaupt hatte ich gewünscht, du würdest ihm mit größerer Würde erschienen sein. Er verdiente nicht, Zeuge deiner Thränen zu sein. Du mußtest dem Springinsfeld richterliche Hoheit und Strenge zeigen. Deine Majestät hätte ihn zerschmettert. Ich möchte nur an deiner Stelle gewesen sein. Uebrigens bleibt er, was er war, und wie sein hochseliger Vater: ein stolzer Geck, ohne Lebensart. Es wäre doch wohl der Konvenienz gemäß gewesen, ehe er das Haus verließ, der Gebieterin desselben nachzufragen, und sich bei ihr zu beurlauben. Ich verlange nur die Beobachtung der allereinfachsten Höflichkeit. Das kam meinem Herrn Baron gar nicht in den Sinn. Kind, ich saß hier schon auf dem Sofa und erwartete ihn, vollkommen vorbereitet, mit welchem Gesicht ich ihn aufnehmen und verabschieden wollte. Daraus ward nun nichts. Ich merke aber wohl, worauf das hinausführt. Er hat gesehen, du bist zu gut, zu weich. Ich wette, er legt es darauf an, dich in ihn verliebt zu machen,

um dann vor der Welt sagen zu können: ihr seht ja, ihr Leute, daß ich recht hatte. Sie wars, die mich einst verführte; sie will mir noch jetzt nach. O Suschen, du kennst die Männerherzen nicht! — Darum will er Erlaubniß, dich öfter zu besuchen. Aber warum kam er nicht, und bat die Erlaubniß von mir? Ich verstehe ihn schon. Sein böses Gewissen brannte. Er fürchtete meinen Scharfblick, der ihm schon durch manches Plänchen sah. Aus der Erlaubniß, Herr Baron, wird nun und in Ewigkeit nichts.

Suschen, ein geborner Engel der Liebe und Huld, wollte zwar manche Bemerkungen Tantchens mildern, und schien gar nicht ungeneigt, Barmherzigkeit für Recht ergehen zu lassen; auch das war vergeblich. Tantchen Rosmarin, sonst die beste Frau von der Welt, eine Herzensmama, war nur gegen den Baron unversöhnlich, argwöhnisch, lieblos, und konnte den neuen Schmerz nicht vergessen, daß sie auf dem Sofa mit Hand, Fuß und Angesicht in vollkommener Bereitschaft zum Empfang des sogenannten Spinginsfeld gesessen war, und wieder aufstehen mußte, ohne ihre Hoheit gezeigt zu haben.

Folgenden Tags kam ein reitender Bote von

Malzen, mit einem Schreiben des Barons an die Frau Obersteuerräthin Rosmarin. Es fing folgendermaßen an:

„Wäre ich gestern nicht allzusehr ein Raub der gewaltigsten Gefühle gewesen, ich würde bei Ihnen, verehrungswürdige Frau, mündlich erfleht haben, was mir jetzt nur noch schriftlich zu thun vergönnt ist, nämlich die gütige Gewährung, daß ich von Zeit zu Zeit meinen geliebten Sohn in Nieder-Fahren sehen und an ein Vaterherz drükken dürfe, das dieser Seligkeit kaum werth ist.“

— Was? — dachte Tantchen: — und seine Grobheit zu entschuldigen, nicht einmal vor der Abreise zu mir gekommen zu sein — das fällt dem Herrn nur gar nicht ein? —

Damit war ihm der Stab gebrochen.

„Hochgeborner Herr Baron“, hieß es in der schriftlichen Antwort, die im rosmarinischen Staatsrath am andern Tage beschlossen worden war: „nach dem, was zwischen uns vorgefallen ist, und nach den schmachvollen Jahren, die Sie unserm Hause gaben, wird Ew. Hochgeboren Billigkeit selbst ermessen, daß es uns zu viel zugemuthet wäre, ohne die peinlichsten Empfindungen den Urheber so vielen Unglücks in unserm Kreise

zu sehen. Sein Sie übrigens überzeugt, daß nun das Kind, welches Sie dem Reichthum Ihrer zärtlichen Vatergefühle unbeschadet, in Ihren Briefen aus Italien oftmals einen Bastard nannten, und in den leidigen Prozeßakten nennen liessen, eine Erziehung empfangen wird, die seines Standes würdig ist."

Die Antwort ging ab. Suschen hatte im Stillen wohl manche Verbesserung der Redaktion gewünscht — aber doch war ihr Tantchen zu lieb und ehrwürdig, um zu widersprechen. Und schon hatte sie die Erfahrung gemacht, daß Tantchen, sonst nachgiebig und leutselig in allem, durch den mildesten Widerspruch zu Gunsten des Barons nur um so bitterer und böser gegen ihn ward. Schweigen war also Klugheit.

Unterdessen war der Scheidungsprozeß eingeleitet. Es ging damit vor dem Gericht in gewöhnlicher majestätischer Langsamkeit. Tantchen hatte gehofft, die Sache in vier Wochen abgethan zu sehen; statt dessen bekam der Handel eine Aussicht zu vier Jahren.

Denn sehr unerwartet kam vom Herrn Advokat Kurzbein folgende Anzeige:

„Unsere Gegenpartheі sucht neuerdings alle

mögliche Schikanen hervor, uns, wo nicht zu besiegen, doch den Sieg zu erschweren. Ich habe die Ehre, Ihnen, wohlgeborne Frau Obersteuerräthin, zu melden, daß der Sachwalter des Barons von Malzen im Namen seines Klienten rundweg gegen die Ehescheidung protestirt, ungeachtet dieselbe bekanntlichermaßen in der Sentenz des letzten Prozesses nicht ganz undeutlich ausgesprochen zu sein schien. Aber diese neuen Kniffe sollen dem besagten Herrn Baron wenig helfen, und ich bitte Ew. Wohlgeboren, sich desfalls nicht ärgern zu wollen, eben weil ich in obbemeldter Protestation nichts anders, als einen geflissentlichen Versuch erkenne, Ew. Wohlgeboren neuen Verdruß machen zu wollen."

Als dieser Brief im Staatsrath verlesen ward, machte Tantchen eine finstere Stirn; Herr Säblein nahm eine Prise zur Erweckung seiner Verstandeskräfte; der Herr Pfarrer schüttelte bedenklich den Kopf, und schlug eine Fliege todt; Suschen ward feuerroth, und drehte sich um nach der schönen Wanduhr, zu sehen wie spät es sei.

„Impertinent!" sagte die Tante, und warf den Brief hin: „Neue Bosheit! aber der Herr Baron schneidet sich. Der erste Prozeß hat ihm

die Geldkiste geleert; dieser soll ihm das Haus öde machen.“

Das Gespenst.

Niemanden kam die Geschichte wunderlicher vor, als der jungen Baronin. Sie ging auf ihr Zimmer, und als sie am großen Spiegel vorbeikam — sonst schielte sie wohl gern seitwärts en passant hinein, schlug sie die Augen nieder, um sich nicht sehen zu müssen. Sie that das Fenster auf, um frische Luft zu geniessen, oder die schöne Gegend im Abendsonnenschein zu bewundern. Aber die schönste Gegend war auf der Seite, wo Malzen lag; und man konnte nicht nach der Gegend von Malzen sehen, ohne an den Herrn von Malzen zu denken, an den man ohnedem nur zu viel dachte.

„Er will sich also nicht von mir trennen lassen!“ dachte sie, und legte sich ins Fenster, ohne an schöne Natur und freie Luft zu denken: „Er betrachtet sich also wirklich als meinen Mann.“ Eine Schamröthe färbte bei dem „als meinen Mann“ ihre Rosenwangen höher. Der Ausdruck war ihr noch nie in den Sinn gestiegen, weil

sie sich noch nie als die Frau des Barons angesehen hatte. Es lag für sie darin so viel wundersam Vertrauliches, daß sie mit den Worten „mein Mann“ nicht fertig werden konnte, und Tantchens Zorn und Kurzbeins Prozeß darüber vergaß.

„Freilich, darf ich, kann ich ihm nicht wohl verzeihen, ob es gleich sein mag, daß er mich, ehe er mich kannte, nur verkannt hat!“ dachte Suschen weiter: „aber es ist doch wahr, das Geschehene ist geschehen, und wieder gut gemacht, obschon wider seinen Willen; doch wars nur wider seinen Willen, so lange er mich nicht kannte. Nun will er sich nicht von mir scheiden lassen — lieber Himmel, was soll denn das geben, wenn er darauf besteht. Ich kann doch unmöglich seine Frau werden, ob ich gleich seine Frau bin. Die Sache ist sonderbar. Und wenn er den Prozeß gegen Tantchen Rosmarin gewönne, ich wäre nur neugierig, was daraus entstehen würde. Der arme Malzen! er dauert mich doch von Grund der Seelen. Böse ist sein Gemüth gewiß nicht. Aber ich kann ihm nicht helfen. Indessen muß ich ihn schon, so lange der Prozeß dauert, als meinen Mann betrachten.“

Das Wörtchen „Mann“ hatte für sie soviel Behagliches, daß sie es öfter wiederholte, als nöthig war, und sich beinahe selbst wie eine junge Frau vorkam. Sie legte die goldene Uhr ihres Mannes zu dem Ring, welchen sie von ihrem Manne bekommen hatte; und wenn sie Abends zu Bett ging, und alle Ringe von ihren Fingern ablegte, steckte sie doch den Ring ihres Mannes an, und behielt ihn über Nacht an der Hand. Auch in das leise Abendgebet schloß sie ihren Mann ein, denn man muß ja auch für seine Feinde beten, geschweige für einen „Mann.“ Auch betrachtete sie nie den Ehescheidungsprozeß als den ihrigen, sondern wie die Angelegenheit der Tante, und es kam ihr dabei vor, als wollte sich nur die Tante vom Baron scheiden lassen.

Sie liebte die Einsamkeit immer mehr, denn da hörte sie nichts vom Prozeß, sondern konnte sich mit dem liebenswürdigen Pompejus beschäftigen, und in Gedanken auch ungestört mit ihrem „Mann.“ Oft lag sie träumend bis zur späten Dämmerung im Fenster, und überließ sich wohlthuenden Fantasien.

An den Flügel des herrschaftlichen Gebäudes, welchen sie bewohnte, stieß ein Park von hohen,

hundertjährigen Buchen und Birken. Und wenn sie Abends im Fenster lag, und in den Park hinab sah, wandelte gewöhnlich eine Gestalt zwischen den Bäumen auf und ab, und verschwand. Sie konnte in der Dämmerung freilich die Gestalt nicht recht erkennen, aber doch fing ihr Herz an zu pochen, so oft sie jeden Abend, fast um die gleiche Stunde, die gleiche Gestalt erblickte. Es konnte wohl ein Gespenst sein, vielleicht auch ein Abgeordneter ihres Mannes, der ihr etwa einen Brief bringen sollte, und nicht den Muth hatte ins Haus zu kommen.

Aufklärung.

Suschen war zwar ein wenig furchtsam, aber auch ein wenig neugierig. Zudem hatte sie soviel Aufklärung, es allenfalls mit einem Gespenst aufzunehmen, weil man wohl weiß, daß die Gespenster zuletzt doch alle Fleisch und Blut haben, wie unsereins. Sie beschloß also, Untersuchungen über die Erscheinung im Park anzustellen, und ging — sobald Pompejus mit Sonnenuntergang im Bettchen lag — in den Park.

Kaum hatte sie zwanzig oder dreißig Schritte

in das heitere Wäldchen hinein gethan, so erschien zu ihrem grösten Schrecken das Gespenst, zog den Hut ehrerbietig ab, und pries sich glücklich, sie allein zu finden.

Suschen, auf solche Gespensterhöflichkeit nicht vorbereitet, zitterte an allen Gliedern, und wünschte sich weit weg; wenigstens bis zu Tantchen Rosmarin aufs Sofa. Das war aber nun zu spät.

„Die Frau Obersteuerräthin hat mir den Eintritt in Ihr Haus versagt; ich verarge der schwer beleidigten Frau diese Strenge nicht. Ich habe sie verdient. Aber zürnen Sie nicht, wenn ich mir wenigstens erlaube, in ihrer Nähe zu athmen — es ist das Einzige, was mir jetzt wohlthut. Ich habe doch Hoffnung, vielleicht Sie, Frau Baronin, wenn auch nur in der Ferne zu sehen, oder mein Kind von fern spielen zu sehen. Rauben Sie mir nur diesen kleinen Genuß nicht. Ich verspreche dagegen, daß ich, wider Ihren Willen, Sie niemals wieder anreden werde. Wenn Sie wüßten, wie viel ich leide — Sie würden mir gewiß verzeihen.“

Herr Baron“, stammelte Suschen, „nach r ausdrücklichen Erklärung meiner Tante = = =“

„Es sei. Ich gehorche. Ich schweige. Ich will elend sein. Aber, gnädige Frau, nur für ein einziges Wort noch gönnen Sie mir Gehör. Ich muß mich bei Ihnen wegen meines Verfahrens in dem neuen Prozeß entschuldigen — rechtfertigen. — Frau Baronin, Sie fodern die Scheidung; und auf Gefahr Ihres Hasses hin — ich kann nicht einwilligen. Bei Gott im Himmel, ich kann nicht. Keine Macht der Welt soll mir die Täuschung, die süsse, rauben, daß ich Ihr Gemahl bin. Keine Macht der Welt soll mich von dem Kleinode trennen, was mir, unbewußt was ich empfing, durch die seltsamste Verkettung von Ereignissen zu Theil ward.“

„Herr Baron, Sie sehen meine Verlegenheit. Erklärungen dieser Art wünschte ich am wenigsten mündlich von Ihnen zu vernehmen. Ueberlassen Sie die Sache den Advokaten und Richtern. Ich habe Ihnen nichts zu antworten.

„Aber sagen mußte ichs Ihnen, gnädige Frau. Entscheide nun das Schicksal über mich, wie es will, beharren Sie auf dem Prozeß, und geht er für mich verloren, so geht mein Leben

mit verloren. Ich willige in keine Scheidung. Ich werde tausendmal leichter sterben, als das entsetzliche Ja zur Trennung sprechen. Hassen Sie mich, aber ich bete Sie an; würdigen Sie mich in diesem Leben keines Blickes, keines Gedankens mehr, aber ich bete Sie an. Ich denke doch, sie ward mir vor Gottes Altar zur Gemahlin gegeben; und ich bin in meinen Täuschungen so selig, wie ein Wahnsinniger."

„Ich muß Sie dringend bitten, Herr Baron = ="

„Nun bin ich ruhig, gnädige Frau, denn ich habe mich ausgesprochen. Sie wissen es nun, daß ich Sie liebe. — Ich werde Sie verlassen, aber ich werde Sie lieben; ich werde Ihnen gehorchen, ich werde Ihnen meinen Anblick verbergen, aber ich werde Sie aus der Ferne belauschen, und Sie lieben. — Ach, und wenn Sie mir alles versagen — dann gewähren Sie dem Vater die einzige Wollust nur, daß er zuweilen seinen Sohn sehen dürfe. Ich wage es nicht, gerichtlich zu fodern, aber ich wage es von Ihrer Menschlichkeit zu verlangen."

In diesem Tone sprach er noch lange, und das schüchterne Suschen war menschlich genug,

ihn anzuhören, und ihm sogar zu versprechen, daß er seinen Sohn zuweilen sehen solle.

„Zuweilen!“ rief der Baron mit schmerzlicher Heftigkeit und nassen Augen: „Ach, doch zuweilen! der Vater darf sein Kind zuweilen sehen! Auch dies Almosen nehme ich dankbar von Ihrer Güte. — Zuweilen! — Wenn mich mein Sohn so selten sieht, werde ich nicht immer wie ein Fremdling vor ihm stehen? Ach, gnädige Frau, eine Bitte — ich habe hier beide Taschen voll Zuckerwerk und Spielkram, bleierne Armeen und Seeschiffe, Kugeln und ein Bilderbuch — ich habe es für Pompejus mitgebracht. Ich bitte Sie, um Gotteswillen, gnädige Frau, geben Sie dies meinem Kinde — sagen sie ihm, es komme von seinem Vater.“

Indem er seine Taschen emsig leerte, und Suschens Strickkorb füllte, hätte der gute Baron vor Freuden jauchzen und Suschen ihm im Uebermaas der Wehmuth ans Herz sinken mögen. Aber beide verhüllten sich gegen einander in die Maske des Wohlanständigen, und behielten einen Ton bei, der seltsam mit dem Schrei der Natur in der Brust kontrastirte.

Der Baron griff noch schnell in die Taschen,

und zog in Papier gewickelt sein Bildniß auf Elfenbein gemalt hervor, umgeben von einem goldenen Reif, mit kleinen Perlen besetzt. „Und damit mein Sohn meine Gesichtszüge nicht verlernt, geben Sie ihm auch dies Bild. Lassen Sie es ihn zu seinem Spielzeug thun. Sagen Sie ihm oft: das ist das Bild deines Vaters, der dich so lieb hat. Ach, wenn er mich nur zuweilen sieht, wird er mich nicht lieben lernen. Ich bitte Sie, geben Sie es ihm!“ — Es lag schon bei den andern Dingen im Strickkorb.

So war eine Stunde auf der Flucht verplaudert; jedes hätte einen Eid darauf gethan, es sei nur eine Sekunde gewesen.

„Und wann, gnädige Frau, wann darf ich Pompejus sehen?“ fragte er beim Abschiede.

„Herr Baron, ich muß die Achtung gegen meine Tante beobachten, welche ich ihr schuldig bin. In jedem Falle sollen Sie von Tag und Stunde benachrichtigt wer n.“

So schied man aus einander. Der Baron eilte zu seinem Jäger, am Ende des Parks, schwang sich aufs Roß und jagte den gewohnten Weg nach seinem Schlosse zurück. Suschen trug den Spielkram auf ihr Zimmer, verschloß ihn sorg=

fältig; und beim Nachtessen saß sie träumend still, und ließ die Forellen kalt werden, so dringend auch Herr Säblein und Tantchen Rosmarin zum Essen mahnten.

Neue Chikanen.

Tantchen Rosmarin war fortan gutes Muthes, weil von Zeit zu Zeit hoffnungsvolle Berichte des Herrn Kurzbein einliefen. Nur fand sie Suschens Gleichgültigkeit gegen den Prozeß sehr sonderbar. „Es ist ja nicht mein Prozeß, sondern der deinige“, sagte sie wohl zehnmal des Tages. Und es machte ihr jedesmal Galle, wenn die gutmüthige Nichte sogar wagte, mitunter ein Wörtchen zu sagen, das man als ein mildes Urtheil zu Gunsten des Barons hätte auslegen können.

Aber in Suschens Brust stand es jetzt ganz anders, als sonst. Die bewußte Gespenstererscheinung hatte eine ganz eigene Wirkung auf sie gehabt; und der durchdringende, zärtliche Ton, mit dem man im Wäldchen das ewige „Aber ich bete Sie an“ gesagt hatte, konnte durchaus nicht vergessen werden. Der Ring kam nun keine Nacht

vom Finger, und die Mutter spielte mit dem Bildnisse des Barons weit mehr, als der Sohn, dem es gehören sollte. Ueberhaupt hätte der Herr Gemahl seiner Gemahlin kein gefährlicheres Geschenk machen können, als dies verführerische Portrait; denn es war auch gar zu sprechend ähnlich, und man konnte nicht leicht wieder davon kommen, wenn man es einmal in Händen hatte.

Freilich Tantchen Rosmarin ahnete von dem Unfug nichts, der durch den Baron gestiftet worden war, und sie ließ sich nichts davon träumen, daß Suschen kleine freundschaftlichen Unterredungen mit dem Bilde des gleichen Mannes hielt, gegen welchen Herr Kurzbein auf Tod und Leben zu prozessiren hatte. Sie würde darin die chikanenvollste aller Chikanen entdeckt haben, den jemals einer seinem Gegner im Prozesse angebracht hatte.

Daß der Herr Baron zu solchen raffinirten Gegenstreiten viel Talent besaß, erhellt aus folgendem Umstand, der selbst das Genie des berühmten Advokat Kurzbein in nicht geringe Verlegenheit stürzte.

„Ich muß Ihnen, wohlgeborne Frau Ober-

steuerräthin, eine der sonderbarsten Geschichten melden, die mir jemals in meiner Praxis vorgekommen ist!“ schrieb er. „Dieweil ich, nicht ohne gute Hoffnung in unserer Sache zu reussiren fortschreite, wird mir bekannt gemacht, daß der Herr Baron von Malzen durch einen förmlichen Akt seine Gemahlin, die hochgeborne Frau Baronin von Malzen, und im Fall deren frühern Abscheidens, den jungen Herrn Baron Pompejus von Malzen, welchen er, als seinen rechtmäßigen und erbfähigen Sohn erkennt, zu Universalerben aller seiner Güter und Besitzungen macht, in so fern im vorwaltenden Ehescheidungsprozeß die Trennung seiner Ehe gerichtlich ausgesprochen werden sollte. Obwohl nun besagter seltsamer und mir unbegreiflicher Akt im Gang des Scheidungsprozesses keine wesentliche Störung verursachen kann, scheint doch der Herr Baron den gefährlichen Kunstgriff anzuwenden, um die öffentliche Meinung gegen die hochgeborne Frau Baronin zu richten. Ich bitte mir in dieser Rücksicht Verhaltungsbefehle aus. Und da jener Akt gewissermaßen als eine donatio inter vivos zu betrachten ist, hängt es noch davon ab, ob die Beschenkten geneigt sind, die Schenkung zu accep-

tiren, falls die Ehescheidung vor sich geht und vom Tribunal erkannt wird."

„Das begreife ich nicht. Mir schwindelt der Kopf", sagte Tantchen Rosmarin nach Verlesung dieses Briefes in ihrem geheimen Staatsrath.

„Mir gar nicht!" sagte der Herr Pfarrer, „ich würde die Schenkung annehmen. So etwas schlägt man nicht gern aus."

„Ich bin ganz gehorsamst der Meinung des Herrn Pfarrers", setzte der Herr Verwalter Säblein hinzu.

„Und was meinst du, Suschen?" fragte die Tante: „denn ich glaube, der Herr Baron ist ein Narr, oder dahinter steckt eine neue gottlose List, womit er uns in eine Falle locken will. Denn wie könnte es ihm beikommen, wenn er von dir geschieden wird, sich aller seiner Güter und Besitzungen zu entschlagen?"

Suschen dachte an des Barons Worte im Walde, und ihre Augen wurden naß. Sie erkannte in diesem raschen Entschluß des Barons reine Liebe, und daß er ohne Suschen das Leben verachte. Dies erhob auch ihr Gefühl, und sie hatte die Vergessenheit oder den Muth, der Tante zu sagen: „Mein Mann denkt sehr edel, bei Gott,

höchst edel! Ich will ihn nicht berauben; man sollte lieber den Scheidungsprozeß niederschlagen. Mein Mann verdient Achtung."

Tantchen war bei diesen Worten wie aus den Wolken gefallen. Sie sah den Herrn Pfarrer und Verwalter mit großen, verwundrungsvollen Augen an, dann Suschen, und sagte, nachdem sie sich erholt hatte: „Dein Mann? was? dein Mann? höchst edel? Prozeß niederschlagen? Du bist ein wahres Kind, Suschen."

Der Herr Pfarrer, welcher troß seiner irdischen Kurzsichtigkeit, einen Blick des Geistes in Suschens Herz gesenkt haben mochte, lächelte und sprach: „Du hast recht, Schwester, ein Kind mag Suschen sein, aber es ist ein Kind von tausend Wochen."

„Trifft genau ein!" sagte der Herr Verwalter: tausend Wochen machen neunzehn Jahre zwölf Wochen."

Die Verlobung.

In der That hatte es der Herr Pfarrer besser getroffen, als er selbst glaubte. Suschen war eins von den lieben Kindern, denen ein lieber

Mann unendlich mehr werth ist, als eine Baronie.

Sie erwiederte zwar nichts mehr, widersetzte sich auch der Sentenz des Staatsraths nicht, daß die Frau Baronin an den malzenschen Gütern keinen andern Theil verlange, noch annehmen werde, als welchen die Gesetze ihr oder ihrem Sohn zusprechen würden; nannte auch aus Ehrfurcht gegen die gute Tante den Baron nicht mehr ihren Mann; sprach auch aus gewohntem Gehorsam nicht mehr von Niederschlagung des Ehescheidungsprozesses: aber dafür kniete sie in der Einsamkeit ihres Zimmers vor dem kleinen Pompejus nieder, zeigte ihm des Barons Bild und sagte mit zärtlicher Wärme: „Sieh, dies ist dein lieber, lieber Vater. Ist er dir auch recht lieb?“ — Dafür machte sie auch eine Schnur durch den Ring des Perlenrahmes, und hing das Bild auf ihre Brust, und hatte es recht gern, wenn der kleine Pompejus nach dem Bilde fragte, das ihm gehörte. Sie nannte den Baron in der Stille oft ihren Mann, und als die Tante den folgenden Sonntag nach Waiblingen zum Besuch fuhr, schrieb Suschen dem Baron: „Am Sonntag Abend werden Sie Ihren Sohn im

Park finden.“ Und richtig bekam sie am Sonntag Morgen so heftiges Kopfweh, daß sie unmöglich die Tante nach Waiblingen begleiten konnte.

Der Baron war eben so richtig mit Sonnenuntergang im einsamen Park; und Suschen ging zitternd um die Dämmerungsstunde, den kleinen Pompejus an der Hand, zum vertrauten Wäldchen. Man fand sich; man begrüßte sich; der Baron nahm mit heftiger Bewegung sein Kind auf den Arm, überhäufte es mit Liebkosungen, und gab ihm die zärtlichsten Namen; leerte dann wieder die mit Spielzeug gefüllten Taschen auf einen hölzernen Bank aus, welche mitten im Park die älteste Buche des Lusthains umschloß.

Suschen setzte sich auf die Bank, und half dem Kinde die schönen Sachen ordnen. Der Baron stand mit dem Schweigen stillen Entzückens vor der lieblich jungen Mutter und ihrem Kind.

Endlich erhob diese die Augen zu ihm, und sagte: „Herr Baron, Sie haben, wie ich erfahre, auch mir eine Schenkung zugedacht von größerer Art. Indem ich Ihrer Güte danke, muß ich Sie doch bitten, davon abzustehen. Ich kann ein

solches Geschenk auf keine Weise annehmen, wie Ihnen dies Ihr eigenes Zartgefühl sagen wird."

Der Baron schlug die Augen nieder und schwieg eine Weile, dann sagte er, aber ohne aufzublikken: „Was Sie heut ausschlagen, wird Ihnen, wie auch der Prozeß ende, in jedem Fall mit Recht zufallen. Was soll mir mein Gut ohne mein Leben? — Sie verachten mich — ich habe es verdient. Sie beharren auf die Scheidung, das heißt, Sie beharren auf meinem Untergang. Es möge sein!"

„Nein, Herr Baron", sagte Suschen, „Ihren Untergang kann ich nicht wollen."

„Könnten Sie mir jemals mein Verbrechen verzeihen?" rief er lebhaft, und warf einen brennenden Blick der Hoffnung und Liebe auf sie, und wagte nicht mehr zu athmen, um ihre Antwort zu vernehmen.

Suschen gedachte der Tante, und war mit ihrem Gehorsam wie mit ihrem Herzen in Verlegenheit. Ehe sie noch antworten konnte, sprang der kleine Pompejus zu ihr auf und rief, indem er seinen Spielkram fahren ließ: „Nun lege auch das Bild vom lieben Vater zu den schönen Sachen! gelt Mama?" Und dabei zog ihr der kleine

ohne Umstände an der Schnur das Bild des Barons aus dem Busen.

Die junge Baronin verging vor Scham. „Was machst du auch, Unartiger?“ stammelte sie. Aber der Unartige hielt seine Beute fest, und ruhte nicht; sie mußte ihm das Bild geben, das er nun zwischen seinen bleiernen Kanonen und Husaren aufstellte.

Eine schöne Ahndung durchflog den Baron beim Anblick seines Bildes, wie es aus dem Heiligthum hervorstieg. Seine Knie brachen. Er sank vor Suschen nieder, drückte ihre Hand an seine glühenden Lippen, und sagte: „O Gott, ich bin begnadigt!“

In ihrer rührenden Verwirrung konnte die Baronin kein Wort erwiedern. Der Verrath war geschehen. Sie wußte nicht, wie ihr ward; aber die Natur foderte ihr heiliges Recht, die Liebe den Sieg. Ihre Hand antwortete unwillkührlich dem Druck der seinigen. Und er erhob das Haupt, als wollte er in Suschens Blick die Lösung seiner reizenden Zweifel suchen. Da faltete er stumm die Hände, wie ein Betender; aus seinen Mienen strahlte helle Begeisterung. Aber auch schön, wie eine Heilige, voller Demuth und Würde,

Liebe und Wehmuth saß Suschen vor ihm; die hölzerne Bank war herrlicher wie ein Thron geworden, und die spielenden Zweige der hohen Buchen im Abendsonnenpurpur über ihrem Haupt webten einen grünen Baldachin, wie kein irdischer Künstler für seinen Fürst aus Gold und Seiden webt.

„Sie haben mir vergeben?“ fragte er mit zweifelnder, sehr leiser Stimme, als fürchtete er, ein fremdes Ohr könne ihn belauschen — doch hörte ihn niemand, als Suschen, denn selbst der kleine Pompeius war nicht mehr da, sondern dressirte sein Steckenpferd im Galopp durch den Park.

„Ich glaube an Ihr Herz!“ sagte Suschen eben so leise. Da ergriff er ihre Hände, drückte sie an seine hochschlagende Brust, und rief: „O glauben Sie! glauben Sie ewig! Und daß dies Herz Sie liebt, mit unaussprechlicher Liebe, bis es brechen wird — glauben Sie! — „O ewig!“ sagte er, und schlang beide Arme um sie, und drückte die Zitternde an das Herz, von dem er sprach. Von Empfindungen aufgelöset, die sie nie gekannt hatte, sank sie an ihn hin. Nun gab es keinen Park, keine Erde, keinen Himmel mehr.

Seinen Küssen begegneten ihre süßvergeltenden Lippen; seine Gelübde treuer Liebe die ihrigen.

Wer weiß, wie lange die Entzückten hier im Elysium ihrer Gefühle Schwüre und Seelen getauscht und immer wieder getauscht hätten, wäre Pompejus der Kleine nicht von seiner Galoppade jauchzend zurückgekommen. Da nahmen beide zugleich den hübschen Buben in die Arme, küßten ihm die rothen Wangen röther, während er, wie ein Amor, mit schelmisch-unschuldigem Lächeln beider Nacken mit seinen kleinen Armen umfing, und die Lippen beider Beglückten zum Kusse zusammenführte.

Aber es ward dunkel. Man mußte scheiden. Die Abschiedsfeierlichkeiten nahmen jedoch wieder beinahe eine volle Stunde Zeit hinweg. Denn man ging Arm in Arm den finstern Park auf und ab, und wiederholte sich die schon oft gesagten zärtlichen Zusicherungen, als wenn man das Gedächtniß verloren hätte. Auch wurden Abreden genommen, an welchen Tagen und Stunden man sich im Park sehen, oder wie man bei schlechtem Wetter Bedienten schicken könne, auch treuen Briefwechsel zu führen. Ein hohler Baum, der dem Forstmann ein Greuel ist, hat von Lieben-

den schon oft Segen empfangen. Er ward auch dem Baron und Suschen ein Heiligthum, und zum Verwahrungsort der Zeilen bestimmt, die sie sich einander zu schreiben gedachten.

Bedenkliche Folgen.

Daß nun in der That viel geschrieben, verwahrt und abgeholt ward; daß man sich wöchentlich auch regelmäßig im Park einigemal sah, versteht sich von selbst. Daß man wegen des herannahenden Winters in Sorgen war, wo man auf Abendpromenaden bei aller Glut der Herzen doch Hände, Ohren und Füße zu erfrieren Gefahr zu laufen hatte, läßt sich denken. Daß man auch von Niederschlagung des unseligen Prozesses sprach, der zwei Leutchen trennen sollte, die ohne einander das Leben keiner Handvoll Erde werth achteten; daß man über den Eigensinn der Tante Rosmarin klagte, einerseits sie nicht durch unbeliebige Schritte kränken wollte, anderseits sie durch den Spruch des Tribunals ins rechte Geleis zurückzuführen hoffte, war fast unvermeidlich. Beide Theile erwarteten also den glücklichen Aus-

gang des Scheidungsprozesses, und darauf die lieblichsten „Und so weiter."

Hingegen wars auch eben so natürlich, daß Tantchen Rosmarin allerlei Ungrades witterte, wenn sie entweder Suschen bald im Entzücken schwimmen, bald in düstern Träumen still und weinerlich versunken sah; oder wohl gar zuweilen hören mußte, wie Suschen auf die Gefahr hin, ein „großes Kind" genannt zu werden, von „ihrem Mann" sprach, und das immer mit einem sonderbaren Nachdruck in Stimme und Geberde; wie sie sogar manchmal seine Fürsprecherin zu werden wagte, doch nur ganz leise, gleichsam als sollte Tantchen Rosmarin erst nach und nach an die ungewohnten und unbeliebten Töne gewöhnt werden; oder wenn Tantchen fast alle Abend vernahm, wie Suschen im Park sei, und wenn sie selbst, trotz aller Furcht vor Rheumatismen ihr dann und wann nachschlich, doch Suschen nur allein fand.

Tantchen schüttelte den Kopf, und sagte zu ihrem Bruder: „Ich glaube, Herr Pfarrer, unsere kleine Baronin ist verliebt." — Sie hatte es getroffen, aber an den Baron dachte die scharfsinnige Tante durchaus nicht: „Wir müssen das

wunderliche, geheimnißvolle Kind doch beobachten. Denn mit der Sprache will sie nicht heraus. Das ist nun ein delikates Unterfangen; denn ich selbst bin etwas schwerfällig, um der leichten Springerin alle Tage, die Gott werden läßt, im Park nachzujagen. Und du begreifst, Herr Pfarrer, Domestiken mit solchem Auftrag zu beschäftigen, wäre gegen alle Würde und Ordnung. Und doch muß sie im Park beobachtet werden — denn dieser tägliche Besuch desselben seit vierzehn Tagen muß gute Gründe haben."

„Laß mich machen, Tantchen!" sagte der Herr Pfarrer: „Laß du mich machen. Ich will den Park hüten, wie ein Forstläufer. Das muß heraus. Keiner schickt sich besser dazu, als ich."

Des Pfarrers Abentheuer zu Wasser und zu Land.

Die Pläne wurden mit aller Feinheit entworfen. Man nahm gegen Suschen unbefangene Miene an, und gleich den folgenden Tag um Sonnenuntergang machte sich der Herr Pfarrer auf die Rekognoszirung.

Er traf es in der That sehr glücklich, denn der Baron war wirklich den Tag im Park. Er

traf es noch glücklicher, denn er ging von derjenigen Seite in den Park, wo derselbe an einen langen Hochwald stieß, und von woher der Baron einzukehren pflegte. Gewöhnlich stieg er da vom Pferde, und gab es seinem Jäger zu hüten.

Der Jäger, vermuthlich aus langer Weile, hatte diesmal das Pferd des Barons mit dem Zügel an einen jungen Birkenbaum gebunden, und war andern Geschäften nachgezogen. Der Herr Pfarrer betrachtete das schön gesattelte, prächtige Roß lange von allen Seiten, nickte freundlich mit dem Kopf, band es los, und dachte: „Ich führe es heim in unsern Stall, der Eigenthümer wird sich schon melden, und dann ergiebt sich das Uebrige. Wahrlich, wahrlich, ich sage Euch, der Einfall ist pfiffig!“

Nur ein Umstand war widrig. Das Roß schien mit seinem Herrn in geheimem Einverständniß zu leben. Denn schlechterdings wollte es sich nicht am Zügel vorwärts ziehen lassen; da half kein Streicheln und Schmeicheln, kein Zupfen, kein Rupfen, es stellte die Vorderfüße vor, und zog mit dem Kopf rückwärts.

„Freundchen“, sagte der Herr Pfarrer, „du bist zuletzt doch nur eine Bestie, und hast hinter

den Ohren keine Augen. Ich wette, du gehst gutwillig.“ Sprachs, warf dem Pferde den Zaum über, und kletterte auf des edeln Thiers Rücken, das geduldig alles mit sich thun ließ. Zwar seit dreißig Jahren hatte der gute Pfarrer nie ein Roß bestiegen — das heißt seit den Universitätsjahren — auch waren des Herrn Pfarrers Beine wohl um zwei Zoll zu kurz für die Steigbügel; allein es galt ja nur einen Ritt von wenigen Minuten, und man mußte doch dem Tantchen Rosmarin zeigen, daß man auch, bei aller Theologie, den ritterlichen Künsten keineswegs fremd sei. Zudem war hier Gefahr im Zögern.

Er stieß also dem Pferde die Schuhe in die Seite, und dieses, über eine solche Mißhandlung erschrocken, tanzte sogleich den Waldweg hin, über den Feldweg zur Landstraße nach gewohnter Weise, da es seit mehrern Wochen mit dem Baron keine andere Wege gemacht hatte. Der Pfarrer, in Gefahr das Gleichgewicht zu verlieren, schlug aus billiger Vorsicht anfangs die Finger in die Kammhaare seines Gauls. Da er sich aber plötzlich auf die Landstraße versetzt sah, statt unter Tantchens Fenster, versuchte er des Zaumes mächtig zu werden. Ueber diese Arbeit ver-

lor er um ein Haar beide Steigbügel. Indem er sich derselben wieder versicherte, ließ er dem Zügel wieder Ruhe. Diese abwechselnden Versuche trieb er eine ganze Weile, und zwischenein ermahnte er das feurige Roß mit mancherlei Kosen zum Stillstand. Alles vergebens. Ja, da er in der Verzweifelung den Zügel plötzlich an sich riß, während er mit den Beinen die Rippen des Pferdes fest umklammerte, fing dieses zu seinem großen Entsetzen an, auf den Hinterfüßen umherzugehen, wie ein Mensch, und Courbetten-Kunststücke zu machen, an denen dem Herrn Pfarrer durchaus in diesem Augenblick nichts gelegen war.

Da überließ er sich seinem Schicksal und dem Rosse, an das er mit Händen und Füßen festgeklettet hing, und welches nun im vollsten Galopp davon jagte, daß ihm fast Hören und Sehen verging. „Mein Gott, aus tiefer Noth schrei ich zu dir!“ seufzte er, „das ist ja der eingefleischte Satan! Hätte ich den Drachen stehen lassen, wo er war, o wie wohl wäre mir!“

Indem ereignete es sich, daß der Weg durch ein Gatter versperrt war von den Bauern, dem weidenden Vieh zu Ehren.

„Te deum laudamus!“ rief der Herr Pfarrer: „hier muß also doch Halt gemacht werden.“ Allein das Roß flog wie geflügelt darüber hinweg, daß dem Reuter die Haare zu Berge standen, und sein Hut nebst der Perücke davon gingen. „Ihr habt noch schlechter reiten gelernt, als ich, wenigstens sitze ich noch fest!“ sagte der gute Geistliche mit christlicher Gelassenheit zu den Abgefallenen, und sah sich nur nicht nach ihnen um.

Und immer weiter, hopp, hopp, hopp
Gings fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reuter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

„Wohin denn, in Gottes Namen, wo will die Bestie mit mir hin? Gehts so noch zweimal vierundzwanzig Stunden fort, so habe ich den Ritt um die ganze Erdkugel gemacht, und komme wieder auf der andern Seite bei Nieder-Fahren zum Vorschein.“ Indem er dies bei sich dachte, ging der Flug gegen eine Brücke. Der Pfarrer, in Besorgniß, das Pferd möchte in blinder Wuth die Brücke verfehlen, und in den Fluß mit ihm springen, zupfte mit den Fingern den Zügel seitwärts nach der Brücke. Aber er zupfte zu lange; das seltsame Thier ließ die Brücke daher rechts

liegen und ging ins Wasser. Dem Pfarrer wandelte beinahe eine Ohnmacht an, als er sich zwischen Himmel und Wasser sah, und die Wellen durch die schwarzseidenen Strümpfe, bald darauf durch die sammtnen Beinkleider eindringen fühlte, bis sie seine Hüften umspülten.

Das Pferd, ein trefflicher Schwimmer, erreichte inzwischen glücklich das andere Ufer, fand die Landstraße wieder, und setzte im Trab die Reise eilfertig fort, bis zum Schlosse Malzen, wo es mit dem Pfarrer freudig in den offenen Pferdestall hineinschoß, und vor der geliebten Krippe mit seinem Reuter still hielt.

Die Knechte im Schloßhof, welche dem Reuter zum Stalle nachgelaufen waren, halfen ihm vom Rücken des Gauls, und fragten besorgt, wie er zum Pferde des Herrn Barons gekommen sei?

Saulus wird zum Paulus.

Eine unnennbar anmuthige Empfindung bemächtigte sich des vielgeprüften Geistlichen, als er wieder festes Land unter seinen Sohlen fühlte. Zwar entperückt und enthutet, und die untere

Hälfte des Leibes vom Wasser triefend, fern von der Heimath, die späte Nacht vor sich, und auf Grund und Boden des Erbfeindes von Niederfahren — das waren allerdings Umstände, die keineswegs erfreulich genannt werden konnten; allein das Leben war doch einstweilen gerettet.

Während die Knechte noch den athemlosen Herrn mit ihren Fragen bestürmten, erschien des Barons Verwalter, und nöthigte ihn gast- und menschenfreundlich ins Schloß. Und da man ihm auf sein Bitten versprach, einen Wagen zu schaffen, der ihn nach Nieder-Fahren zurückbringen sollte, ließ er sichs gefallen, einzukehren bis zur Rückreise. — Inzwischen verflossen fast zwei Stunden; es erschien kein Wagen, und der Pfarrer fing an Verdacht zu schöpfen, man behandle ihn als Gefangenen, wegen der Entführung des Pferdes, wiewohl er vielmals versichert hatte, das Pferd habe ihn entführt, da er es aus Muthwillen habe besteigen wollen. Nach langer Ueberlegung beschloß er, die Flucht zu nehmen. Er stand auf, und war im Begriff, die Thür zu öffnen, als der Baron Pompejus von Malzen hereintrat, der auf seines Jägers Pferd angekommen war, während der verzweifelnde Jäger

das entlaufene Roß des Barons in Ober- und Niederfahren zu suchen hatte.

Der Baron, sobald er den ehrwürdigen Oheim seiner Gemahlin erkannte — die Geschichte von der Ankunft des Pferdes mit einem perückenlosen, nassen Geistlichen hatte er schon im Schloßhof vernommen — führte ihn sogleich in ein besseres Zimmer, ließ trockene Kleider und Wäsche herbeischaffen, und dem Herrn Pfarrer Zeit zum Umkleiden. Dann aber war keine Rede mehr vom Heimreisen in der Nacht. Der Baron ließ es sich nicht nehmen, feurige Kohlen auf dem Haupte eines seiner Feinde zu sammeln, ihn köstlich zu bewirthen und mit Artigkeiten zu überhäufen.

Suschens Oheim, von der Güte des Barons überrascht, fühlte sich bald hinter den dampfenden Bratenschüsseln und Burgunderflaschen recht behaglich. Doch war ihm, so fest er auch auf dem weichgepolsterten Lehnstuhl saß, den ganzen Abend zu Muth, als hätte er, wie er sich ausdrückte, „die höllische Bestie“ zwischen den Beinen.

„Indessen weiß ich der guten Bestie nicht Dank genug“, sagte der Baron, „daß sie mir den Oheim meiner geliebten Gemahlin zugeführt hat.

Längst schon wünschte ich mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft, um Ihre Vermittlung anzuflehen. Ich bete meine Gemahlin an, und man will mich von ihr scheiden. Meine Gemahlin hat mir verziehen — noch mehr, sie liebt mich — sie will keine Trennung, und doch = = =“

„Liebt Sie? will keine Trennung?“ rief der Herr Pfarrer, und schüttelte den Kopf, welchen des Barons schönste Baumwollenmütze bedeckte.

„Wollen Sie Beweise?“ sagte der Baron. „Ja, ich kann offen gegen unsern lieben Oheim sein. Er soll alles wissen. Solche Stunde entscheidet über das Glück eines ganzen Lebens.“ Damit ging er, und holte Suschens Briefe.

Der Herr Pfarrer hatte in seinem dankbaren Herzen schon längst mit dem edeln Gastfreund Friede geschlossen, und ihn sogar liebgewonnen. Denn der Baron war so schonend gewesen, ihn nicht einmal um die Ursache zu fragen, weßwegen er sich des Pferdes bemächtigt; er war so gütig, so angenehm unterhaltend, so herzlich, daß man nicht anders konnte, als ihn lieben. Man war bei ihm wie daheim. Man hatte ihm eigentlich vorher nur den Krieg gemacht, als Alliirter von Tantchen Rosmarin und Suschen.

Hatte nun Suschen selbst schon Separatfrieden geschlossen, was blieb den Bundesgenossen übrig?

Und in der That sah der Herr Pfarrer aus den Briefen seiner Nichte, daß zwischen ihr und dem Baron nicht nur ewiger Friede, sondern ewige Liebe stipulirt war. Er las einen Brief um den andern; die reinste Zärtlichkeit athmete in allen, und dabei die schonendste Ehrfurcht gegen Tante und Oheim.

Gerührt legte der Pfarrer die Papiere nieder, streckte die Hand über den Tisch und sagte: „Herr Baron, da, meine Hand darauf — ich für meine Person mache Frieden. Suschen muß Ihnen werden. Mit dem Prozeß ists nichts. Doch müssen wir Tantchen Rosmarin ein wenig glimpflich behandeln. Es ist eine liebe, gute Frau, aber sie hat in manchen Dingen ihr eigenes Köpfchen. Ich war bisher ein wüthender Saulus, nun will ich ein freundlicher Paulus sein, und das Bekehrungswerk mit Tantcheu beginnen.“

Der Baron sprang auf, und umarmte und küßte den wackern Paulus mit Entzücken.

Kopfschütteln.

Erst spät des andern Tages kehrte der Herr Pfarrer, dem man einen Theil der Garderobe aus seinem Pfarrhause hatte herbeiholen müssen, nach Nieder-Fahren zurück. An der Gränze der rosmarinschen Güter verließ er die Equipage des Barons, und ging den übrigen Weg zu Fuß. Auf einem Spaziergange begegnete ihm Suschen, den kleinen Pompejus an der Hand.

„Wo sind Sie gewesen, lieber Onkel?“

„Beim Herrn Baron. Er läßt dich herzlich grüßen durch mich.“

Suschen ward feuerroth und stammelte: „Der Baron von Malzen?“

„Nun freilich. Das ist ein Ehrenmann. Ich verdenke dirs nicht, wenn du ihn so lieb hast, wie ihm deine Briefchen sagen.“

„Meine Briefchen, Onkel?“

„Die du ihm schriebst — die er aus dem hohlen Baum genommen.“

„Ich ihm geschrieben? Was denken Sie auch?“

„Daß du eine kleine, hinterlistige Sünderin bist, die sich gern verstellen möchte.“

Suschen konnte nicht widersprechen. Sie sah

sich verrathen. Sie ergriff ängstlich des Pfarrers Hand, und bat mit rührender Stimme: „Himmlischer Onkel, verrathen Sie mich um Gotteswillen der Tante nicht. Ich will Ihnen ja alles gestehen.“

„Gut. Aber du mußt mich der Tante eben so wenig verrathen. Denn sieh, es ist mir gar sonderbar ergangen. Ich bin mit dem Baron vollkommen ausgesöhnt. Ich bringe dir hier einen Brief von ihm. Lese ihn, aber verrathe der Tante nichts.“

Suschen schüttelte verwundert den Kopf, nahm und las den Brief, und wäre dem Pfarrer gern um den Hals gefallen, und hätte sich freudig satt geweint, wenn nicht zuviel Arbeiter auf dem Felde Zeugen abgegeben haben würden. Sie ging, oder vielmehr schwebte, wie eine Verklärte, an der Seite ihres Oheims zum Hause zurück. Nun hatte sie einen Vertrauten ihrer Empfindungen gefunden, der ihre Liebe billigte. Sie übergab das Kind einer Kammerjungfer, verschloß sich in ihrem Zimmer, kniete nieder, hob die Hände gefaltet zum Himmel, und betete weinend dankbar.

Unterdessen hatte Tantchen Rosmarin von ih-

rem Bruder die Geschichte seines Abentheuers vernommen. — Als er sagte, wie er das Pferd gefunden, glänzten ihre Augen voller Freude über die Entdeckung. Daß er sich aufgesetzt, begleitete sie mit der Bemerkung: „Du kannst ja nicht reiten. Was deines Amts nicht ist, davon lasse deinen Vorwitz.“ Als er aber den Luftsprung über das Gatter, und die Durchschwimmung des Flusses erzählte, sprang sie auf, faßte ängstlich beide Hände ihres Bruders und rief: „Um des Himmels willen, welchen Gefahren hast du dich preisgegeben!“ Sie ward auch nicht ruhig, bis er an der Krippe Halt gemacht hatte. Wie nun aber der Baron erschien, verlängerte sich ihr Gesicht. Je feuriger der Pfarrer die Lobrede desselben machte, je eiskalter ward Tantchen. Als er nun gar hinzusetzte: „Suschen scheint dem Baron nicht abgeneigt zu sein; ich dächte, wir ständen von dem Prozeß ab, und liessen dem Dinge seinen Gang“, schüttelte Tantchen den Kopf, indem sie ihren Bruder vom Wirbel bis zu den Sohlen mit großen Augen musterte.

„Höre, Herr Pfarrer!“ sagte sie, „ich fürchte dein Ritt und die Angst haben dir Schaden gethan. Wenn dich der Baron nicht in die stock-

finstere Nacht hinausstieß, sondern beherbergte, so that er nur, was auch die Heiden und Barbaren thun würden. Für seine Braten und Burgunder gebe ich ihm Suschen noch nicht. Du bist wohl ein schwacher Mann, deine Grundsätze und alle Schande und alle Noth, die der Baron unserm Hause gethan, für ein einziges, armseliges Nachteßen aufzuopfern."

Da ward der Pfarrer voll Unwillens, und sprach: „Ei, Tantchen, ist aus dir denn alle christliche Liebe gewichen? So wollte ich, du hättest statt meiner, das Pferd des Barons geritten, hättest durch alle Lüfte fliegen und durch die brausenden Wellen schwimmen müssen, um die Bekanntschaft des Ehrenmannes zu machen. Dann würdest du anders sprechen."

Tantchen Rosmarin fand in dem seltsamen Wunsch des Bruders eben so viel Indecentes, als Beleidigendes. Sie hielt ihm eine Rede, drei Stunden lang, deren Refrain beständig war: Ich verbitte mir jedes fernere Wort von dir über den Baron. Ich werde künftig allein handeln, Grundsätzen gemäß."

Verschwörung.

Wirklich mußte Tantchen nun **allein** handeln; denn Suschen und der Herr Pfarrer machten Parthie mit einander, und Herr Verwalter Säblein, da er die Spaltung im Staatsrath wahrnahm, suchte sich zu neutralisiren, um keinen zu beleidigen.

Tantchen sprach von Stund an weder mit ihrem Bruder noch mit ihrer Nichte weiter ein Wort über den Baron und den Prozeß. Wollte Suschen davon anfangen, runzelte Tantchen die Stirn und entfernte sich.

Desto kräftiger ward die Sache mit Herrn Advokat Kurzbein verhandelt. Tantchen sparte kein Geld. „Ist einmal die Scheidung vollzogen, so hat alles ein Ende und der Baron ist vergessen!“ dachte sie.

Nach vierzehn Tagen kam für sie ein trostvolles Schreiben von Herrn Kurzb.in. „Unsere Sache ist nahe am Ziel“, schrieb er, „der Sieg ist unser. Künftige Woche wird vom Tribunal die Scheidung ausgesprochen. — Tantchen triumpfirte; doch verbarg sie schlau ihren Sieg vor Bruder und Nichte.

Aber Suschen erfuhr im Park das bevorstehende Unglück. Der Baron war ausser sich vor Schmerz. „Nichts kann uns retten„, sagte er, „denn das schriftliche Verlangen einer Gemahlin liegt vor dem Gericht, die ihrem Gatten nur der Form willen vermählt ward, und auf Trennung von dem Manne beharrt, welcher der Räuber ihrer Ehre geworden. Nichts rettet uns, o Liebe, o Einzige! als dein eigener Widerruf. Die Noth ist vorhanden; der entscheidende Tag da. Oeffne der unerbittlichen Tante dein Herz. Sie wird menschlich empfinden. Du bist mein W e i b, vor Gott und Menschen mein Weib — wer kann dich denn von dieser Brust hinwegreissen, wenn du selbst nicht loslassen willst?“

Suschen schlang beide Arme fest um ihren geliebten Freund und sagte schluchzend: „Nein, ich verlasse dich nicht! „Ich werde noch heut mit der Tante reden; werde ihr bekennen, daß ich dich liebe, daß ich den Prozeß verwünsche, daß ich ihn aufgehoben wissen will.“

„Ist das alles?“

„Was soll ich noch?“

„Suschen, du bist mein Weib! sage der Tante, daß du als Gemahlin des Barons von Malzen

in seinem Schlosse wohnen wollest — daß es deine Pflicht sei, nicht von ihm getrennt zu leben; daß es die Pflicht des Vaters sei, sein Kind zu ernähren und zu erziehen. Warum muß ich einsam leben, ohne dich und unsern Pompejus?"

Die Baronin verbarg ihr Gesicht an der Brust des Geliebten. Ach, was er foderte, hatte sie sich selbst noch nie sagen mögen. Sie hatte kaum Muth genug, es zu denken. Sie drückte ihm die Hand, und versprach mit der Tante zu reden.

„Ich will mit dir vor sie hintreten."

„Nein, Lieber, ich allein; aber begleitet vom Onkel."

„Und wenn sie auf ihrem Willen beharrt? Wie denn, Suschen?"

„Gott weiß es!"

„Morgen Abend empfange ich deine Antwort?"

„Gewiß."

„Und wenn die Tante den Sinn nicht ändert, gibst du mir eigenhändig geschrieben deine Erklärung, daß der Scheidungsprozeß wider deinen Willen geführt worden sei?"

„Nein, aber die schriftliche Erklärung, vor dem Gericht gültig, daß ich mit meinem Gemahl

versöhnt sei, und von dem Verlangen der Scheidung abstehe."

„Auch gut. Allein kannst du nach solcher Erklärung eine Stunde länger in Nieder-Fahren verweilen, ohne deine Handschrift Lügen zu strafen? Wird die Welt nicht sagen: wenn sie mit ihrem Gemahl versöhnt ist, warum wohnt sie getrennt von ihm, und nimmt nicht die Rechte der rechtmäßigen Gemahlin ein?" — Suschen, morgen kommt mein Wagen zum Park; du bringst unsern Sohn mit dir. Von Malzen aus entschuldigst du bei der Tante deinen Schritt. Er ist kein Verbrechen. Wir sind feierlich vermählt. Die Tante wird anfangs vielleicht zürnen; der Oheim wird sie beruhigen."

Suschen konnte nicht widersprechen. Es war zu große Verwirrung in ihr; auch seine Küsse waren glühender, als sonst.

Letzter Kampf.

Suschen verschob die entscheidende Erklärung gegen die Tante bis zum folgenden Morgen: denn der Herr Pfarrer mußte erst belehrt und dann Zeuge sein.

„Kind, mach's kurz!“ sagte der Oheim: „die ganze Geschichte ist mir eine ärgerliche Posse. Du bist des Barons Gemahlin; du willst nicht von ihm geschieden sein? Selah! Setze dich zu ihm in den Wagen, fahre mit ihm und deinem Kinde nach Malzen; dahin gehörst du. Tantchen Rosmarin kann dagegen nichts einwenden. Sie wird freilich argen Lärmen machen; ich werde den ersten Sturm aushalten; dann wird wieder gutes Wetter.“

Suschen und der Herr Pfarrer traten also vor die Tante, beide mit dem besten Willen, recht herzhaft zu reden. Aber wie nun Tantchen da so in ihrer gewöhnlichen Tantenmajestät vor ihnen saß, verloren beide den Muth. Der Herr Pfarrer schnupfte eine Prise um die andere; Suschen spielte mit einer Blume zwischen ihren Fingern.

„Liebes, bestes Tantchen“, fing endlich die Baronin an, und ward ganz blaß, „ich habe Ihnen etwas zu sagen, aber werden Sie nicht böse. Der Prozeß ist mir zuwider. Ich will des Barons Gemahlin bleiben.“

Tantchen Rosmarin verfärbte sich und starrte

Suschen lange an: „Was ist dir? was ficht dich an?“

„Es ist ihr ganzer Ernst“, sagte der Herr Pfarrer, „und ich dächte auch, Tantchen, es wäre das beste Ende vom Liede.“

„So? Dich, mich, uns alle vor der Welt an den Pranger stellen? War das dein Sinn, warum fingst du den Prozeß an, Suschen?“

„Ich wars ja nicht, die ihn begonnen hat, bestes Tantchen.“

„Du hast doch die Scheidungsklage unterschrieben.“

„Weil ich den Baron damals nicht kannte.“

„Gutes Kind, du bildest dir also ein, diesen Menschen jetzt zu kennen?“

„Er liebt mich.“

„Das glaubst du im Ernst?“

„Ich schätze ihn sehr — und er ist ja mein Mann.“

„Dein gewesener, liebes Kind, dein gewesener! — Ich weiß zwar nicht, was deinen Sinn so schnell umgeändert haben mag; aber wenn du Grundsätze, Anstand und Ehre wirklich mit Füßen treten wolltest, es wäre zum Glück für den Namen unsers Hauses zu spät. Ver-

muthlich ist die Scheidung schon vom Gericht erkannt; ich hatte darüber gestern sehr befriedigende Berichte von Herrn Kurzbein.“

„Nein, Tantchen, ich habe noch Zeit zum Widerruf. Ich erkläre meine Aussöhnung mit dem Baron. Ich liebe ihn — ich kann nur mit dem Vater meines Sohnes glücklich sein.“

„Frau Baronin“, sagte die Tante mit einem Ton und Blick voll Ernstes, wie Suschen nie an ihr gesehen: „vermuthlich haben Sie gut gefunden, hinter dem Rücken Ihrer Mutterschwester, Ihrer wahren Mutter, einen Roman zu spielen. Vermuthlich hat mein dienstgefälliger Herr Bruder Ihnen dazu, für ein Abendbrod, hilfreiche Hand geboten. Ich bekenne, Ihre Aeusserungen sind für mich eben so befremdend, als beugend. Gestattet Ihnen Ihre Religion, und Ihr Begriff von Dankbarkeit, mit mir wie mit einem Kinde zu spielen — wie Sie wollen. Sie sind Ihre eigene Herrin. Opfern Sie immerhin Ehre und Lehre Ihrer zweiten Mutter für einen fremden Menschen auf, der Sie erst vor aller Welt entehrte, Sie zum gemeinen Gassenmädchen, Ihren Sohn zum Bastard, mich zu einer Art Kupplerin machte, dann vielleicht Lust

bekam, seine zerrütteten Finanzen wieder durch Ihr Vermögen herzustellen. Ein anderes Mädchen von gutem Hause würde Bedenken getragen haben, ihm die Hand zu geben. Für Sie, Gott sei's geklagt, ist er gut genug. — Also thun Sie, wie Ihnen beliebt, falls die Richter sich gefallen lassen, von Ihnen zum Besten gehalten zu werden. Ich werde meine Grundsätze nie verläugnen, und beweisen, daß mir Ehre theurer, als alles ist."

Sie sagte es und wollte sich entfernen. Aber Suschen, voll tiefen kindlichen Schmerzes, schrie laut auf, und warf sich ihr klagend entgegen an die Brust: „Nein, das sagt meine einzige, theure Tante, das sagt meine liebe Mutter nicht."

„Ich sagte es — ich werde es sagen. Gefällt es dir, unsere Ehre aufzuopfern, so fragst du wenig nach meiner Liebe. Willst du dich nicht vom Baron trennen, so läßt du mich fahren."

„Aber Tantchen, er ist edler, als Sie denken. Er ist der Vater meines Kindes, er ist mein Mann, der mich liebt — Tantchen, Tantchen, den ich unaussprechlich liebe."

„Ich gratulire, Frau Baronin; hätten Sie

mir dies Geheimniß nur drei Tage nach der Hochzeit offenbart."

„Tantchen, wollen Sie mich unglücklich machen durch diesen fremden schrecklichen Ton?"

„Wie kannst du unglücklich sein durch mich, wenn dich der Räuber unserer Ehre, unsers Hausfriedens beglückt? Lasse dich durch ihn für meine Wenigkeit entschädigen."

„Halt!" rief der Herr Pfarrer, dem endlich bei Tantchens Ton und Suschens Leiden das Herz brach: „Halt ein, Suschen! du hast kaum Muth genug, die Liebe einer hartherzigen Tante für die Liebe eines braven Mannes aufzuopfern; aber Tantchen opfert dein Glück und deine Liebe ohne anders für eine Grille ihres ehrgeizigen Eigensinns auf. Es ist ihr mehr um sich, als um dich zu thun. Dein Glück mußte ihrer Eitelkeit nur den Namen leihen. Drum halt ein, Suschen, mit deinem Jammern. Gehe hin, Gott segne dich! Das Weib soll Vater und Mutter verlassen des Mannes willen, um wieviel mehr eine Tante? Gehe hin, Suschen, wohin dich Gott und Natur rufen — und Gott segne dich!"

Tantchen Rosmarin erschrak ob der Rede ihres

Bruders; denn er sprach mit einer Heftigkeit, deren sie ihn nie fähig gehalten haben würde.

„Herr Pfarrer“, sagte sie mit angenommener Hoheit: „deine Trauungsreden spare für die Kirche auf; aber hier verbitte ich sie mir.“

„Nein, Tantchen, hieher gehören sie, und du mußt sie hören! Schlimm genug, daß ihr Leute gewohnt seid, den Gottestempel nur zum Schauspielhaus zu machen, wo ihr bald Zuschauer, bald Mitspieler seid, aber draussen wieder euer Wesen treibt, als wäre ausser der Kirche keine Religion nöthig. — Du hast unrecht, Tantchen, gehe in dich. Lasse Suschen gewähren. Lerne den Baron kennen und ihm verzeihen. Er ist ein Ehrenmann.“

Die Tante wandte sich mit Gleichgültigkeit von ihrem Bruder ab, und sagte: „Suschen, ich hoffe zu dir, du werdest vernünftig sein, und meinem Rath folgen. Ich bin zu alt, meine Grundsätze nach deinen Mädchenlaunen zu ändern. Dies ist mein Ultimatum. Künftig nie wieder zwischen uns über so etwas weiter eine Sylbe. Hörst du?“

Und damit verließ die Tante das Zimmer; der Herr Pfarrer begleitete Suschen auf das ih-

rige. Er wollte sie trösten. Aber sie war ruhig. Die letzten Worte der Tante hatten eine Verwandlung in ihr hervorgebracht, die das Gegentheil von dem war, was Tantchen beabsichtigt hatte.

„Ich bin gefaßt, zu allem gefaßt!" sagte Suschen: „Ich sehe es ein, die Tante weicht von ihrem Willen nicht; dieser Wille macht mich, mein Kind und den Baron unglücklich. Ich bin in dem Alter, da ich über mich zu entscheiden habe. Ich habe nicht zu entscheiden, die Pflichten gegen mein Kind und gegen den Frieden meiner künftigen Tage haben entschieden."

„Vernünftig gesprochen, Suschen!" rief der Herr Pfarrer: „Gehe du zu deinem Mann. Die Tant" mit ihren eisernen Grundsätzen kommt herum, ehe der Winter verstreicht."

Entführung.

Zitternd und weinend verließ Suschen, begleitet von ihrem Oheim und dem Kammermädchen, an der Hand den kleinen Pompejus, in der Dunkelheit des Abends das ihr immer noch theure Haus; denn der Baron wartete im Park. Aber

das Zittern und Weinen verschwand, als sie an der Brust ihres Freundes lag.

Schweigend gingen alle durch den Park, an dessen Ende der Wagen des Barons hielt. Der Herr Pfarrer hob Suschen selbst hinein, nachdem er sie noch einmal mit Herzlichkeit umarmt hatte. „Gott segne dich, liebes Kind!“ sagte er: „ich gehe nun heim, und erzähle unserm Tantchen Rosmarin, wie dich der Herr Baron entführt hat. Morgen oder übermorgen besuche ich dich zu Malzen; aber ich komme diesmal nicht zu Pferde.“

Dankbar schloß der entzückte Baron den guten Oheim an seine Brust, und setzte sich zu der Geliebten; seinen Sohn auf den Schoos. Dem Kammermädchen, welches freudig in den Wagen sprang, hatte die romantische Entführung etwas besonders Pikantes. Lisette rieb sich die Hände, und versicherte, unter solchen Bedingungen liesse sie sich alle Tage entführen, wenn die Reihe an sie käme.

„Tantchen!“ sagte der Herr Pfarrer, als er zu Tantchen Rosmarin ins Zimmer trat: „ich habe dir etwas Neues zu erzählen. Der Herr Baron von Malzen hat Suschen, den kleinen

Pompejus und das Kammermädchen der Baronin entführt.“

„Entführt!“ rief Tantchen mit dem Tone des Entsetzens, und sprang vom Sofa auf, und stand wie versteinert: „Es ist nicht möglich!“

„Das muß ich besser wissen, Tantchen, denn ich selbst habe dem guten Suschen erst vor wenigen Minuten in den Wagen des Barons geholfen.“

„Du, Herr Pfarrer? — Wie? und das wagt der Baron auf meinen Gütern? gegen meine Nichte? du im Komplot bei solcher Gewaltthat?“

„Ich sehe darin keine große Gewaltthat; denn Suschen ging mit Freuden, da es bei dir keine Barmherzigkeit fand.“

Nun sank Tantchen weinend und schluchzend auf das Sofa zurück, und rief: „Solche Schmach habe ich nicht verdient. Was wird die Welt von uns sagen! wir werden das Gespräch und der Spott des ganzen Landes. Aller Anstand, alle Zucht, alle Ehrbarkeit zu Grunde gerichtet. Alles verkehrte Welt. Erst Kindtaufe, dann Hochzeit, dann Liebschaft, dann Entführung — und das mußte meinem Hause widerfahren! — Ich gebe

es nicht zu. Ich mache dem Baron einen neuen Prozeß. Er hat den Landfrieden gebrochen.“

„Nun ja, um den Hausfrieden wieder herzustellen. Prozessire immerzu. Lasse du dich vom Baron scheiden, aber Suschen will von ihm nicht geschieden sein.

Während der Herr Pfarrer mit Tantchen disputirte, hatten die Liebenden das freiherrliche Schloß erreicht. Hier waren alle Zimmer glänzend erleuchtet; alle Bediente des Schlosses umringten in ihren Festkleidern den Wagen, und brachten der neuen Gebieterin ihr Vivat. Vom Dorfe Malzen waren die Vorsteher und Amtleute erschienen, der Baronin Huldigung zu leisten. Suschen war von allen Glückwünschen und Ehrenbezeugnngen so umstürmt, daß sie froh wurde, als sie endlich mit ihrem Gemahl wieder allein sein konnte.

„Jetzt ists meine erste Pflicht“, sagte der Baron, „den kleinen, schläfrigen Engel Pompejus zur Ruh zu bringen.“ Er ließ es sich nicht nehmen, ihn selbst zu entkleiden, und in ein ganz neues, schon längst dazu bestimmtes Bettchen zu legen. „O wie selig bin ich!“ jauchzte er: „heut erst fühle ich die Wollust, Vater zu sein, im

vollen Maas.“ Dann führte er die Baronin durch alle Zimmer, und zeigte ihr diejenigen, welche für sie bestimmt waren; die köstlichsten im ganzen Schlosse, auf das geschmackvollste möblirt, mit tausend kleinen Bequemlichkeiten versehen.

Der Prozeß hat ein Ende.

Suschen wohnte im Schlosse Malzen, wie in einem schönen Traum. Sie konnte kaum glauben, daß an ihrem Glücke Wahrheit sei. Nur der Gedanke an Tantchen Rosmarin machte ihr noch Kummer; das hielt sie aber nicht ab, gleich folgenden Tages durch Eilboten an das Tribunal, wie an Herrn Advokat Kurzbein die Erklärung einzusenden, daß sie bei ihrem Mann lebe, und von jeder Scheidung abstehe.

Nach drei Tagen hielt auch der Herr Pfarrer Wort. Er kam, die Glücklichen zu besuchen. „Kinder, erschreckt nicht“, sagte er, „hinter mir her kommen sieben Wagen voller Kasten, Kisten und Hausgeräth schwer geladen; die Fuhrleute haben alle einen Rausch; vor der Brust Blumensträusser, wie einen Wald, am Hut und Peit-

schenstock Seidenbänder von allen Farben des Regenbogens. Ich selbst habe ein Räuschchen; aber nur von der Freude. Tantchen Rosmarin schickt ihrem Suschen die Aussteuer, und freundliche Grüsse mit saurer Miene.

„Hat mir Tantchen verziehn? liebt sie mich noch?“ rief Suschen, und verhinderte mit ihren Umarmungen und Küssen fast des Onkels Antwort.

„Weißt du nicht, daß ihr Ehre und Grundsätze über alles gehen? Welche Schande für sie, für unser Haus, wenn die Welt glauben würde, diese Verbindung sei wider ihren Willen geschehen? Umgekehrt, Tantchen prangt recht öffentlich mit der Aussöhnung der Partheien; schickte schon vorgestern vor Sonnenaufgang einen Boten an Herrn Kurzbein; Karten nach Waiblingen; sie nimmt Glückwünschungsbesuche an, und alle Welt glaubt, sie habe das gute Werk der Versöhnung gestiftet. Wenn sie aber allein ist, weint sie; und kann sie meiner habhaft werden, schmält sie. Bei allen ihren Schwächen ist sie doch das beste Tantchen Rosmarin unter der Sonne.“

Suschens Augen wurden voll Wasser.

„Und Sie, lieber Baron, geschwind einen Brief voll Liebe an Tantchen geschrieben, um Verzeihung wegen des Frauenraubes gebeten, für die kostbare Aussteuer gedankt, die mütterliche Zärtlichkeit anerkannt, hintennach Klagen, daß man ohne Tantchens Beihilfe unmöglich das neue Hauswesen in Ordnung bringen könne, daß der mütterliche Rath und Beistand für das Ameublement unumgänglich nothwendig sei; daß Sie mit Ihrer Frau morgen auf Niederfahren kommen, ihren Segen erflehen, bei ihr übernachten, sie übermorgen mit sich für einige Wochen auf das Schloß führen würden und dergleichen. Folgen Sie mir! so geht alles gut. Ich stehe dafür. Unsere kleine Baronin läßt unterdessen die Aussteuer abladen und auspacken."

Wie gern gehorchte alles dem lieben Onkel! — Und sein Rath war so übel nicht. Denn kaum hatte Tantchen das rührende, artige Schreiben ihres freiherrlichen Neffen empfangen, so heiterte sich ihr Wesen auf; sie ordnete mächtige Zurüstungen zur Bewirthung des jungen Ehepaars an, und sagte mehr als einmal im Tage zum Herrn Verwalter Säblein: „Ich dachte es ja wohl, daß es so kommen würde. Nun ist Noth

in allen Ecken, und guter Rath theuer; die jungen Leute wissen sich nicht zu helfen; da fehlt es hier, da hinkt es da, da kommen sie wieder bei der Tante betteln. Was soll ich machen? Ich bin zu gut, viel zu gut! Ich muß ja wohl hin, und ein wenig Ordnung bei ihnen machen. Das geht so, wenn man was hinter meinem Rücken anfängt. Da wird alles verkehrt.“

Sie empfing andern Tages den Baron und die Baronin hochgeputzt — anfangs etwas kalt und steif. Als aber der Baron ihre Hand küßte, und um ihren Segen bat, sein Glück zu krönen, das er eigentlich nur aus ihren Mutterhänden empfangen wollte; als Suschen schluchzend an ihrem Halse hing — da ward sie wieder die gute Tante Rosmarin wie sonst; gab Verzeihung und Liebe, und versprach einige Wochen im Schlosse Malzen zu residiren. Aber mitten in den Freuden stieß es ihr wieder bitter auf, und sie schüttelte den Kopf und sprach: „Alles recht, alles gut; aber, Kinder, ich kann es nicht vergessen, es ist verkehrte Ordnung; erst Kindtaufe, dann Hochzeit, dann Verlobung und hintennach Entführung! Wo ist das einmal in der Welt jemals

erhört? — Ich bin nun einmal so; ich kann von meinen Grundsätzen nicht lassen."

Doch trotz ihrer Grundsätze blieb sie in Nieder-Fahren wie in Malzen das beste Tantchen Rosmarin.

Die Freundschaft mit dem Leben.

Rom in den letzten Tagen des Dez. 1811.

Der Jahre größester Moment
Ist der, wann was die Zeit uns brachte,
Was man sich einst als fernes Unbekannte dachte,
Nun als bekanntes Ganze friedlich von uns trennt.
Dann freut man sich dem Leben nachzugehen,
Mit dem Gedanken da und dort,
Wär's auch bei einem kleinen Wort,
Das uns Bedeutung hatte, still zu stehen.
Das Herz hat seine eigne Poesie;
Ein Nichts führt es in ferne Weiten;
Ein Laut erweckt ihm Einklangsmelodie
Und hell rer Ton entklingt den tiefern Saiten.

So geht es zu dir, mir Unbekannte,
Ob niemand je mir deinen Namen nannte,
Dies kleine Blatt, das dir zu Lieb'
Ein Freund des stillen Denkens schrieb.

Von dem und jenem, was man denkt,
Wann sich der Blick auf jüngst Entflohnes lenkt,
Soll es dir diese Sylben bringen;
Vielleicht wird eine Freude dir bescheert!
Und sollte dies „Vielleicht“ gelingen,
So war dies Blatt doch etwas werth.

Bekannter dünket, wann ein Jahr entflieht,
Uns jede Menschenbrust, und in der eignen sieht
Man vieles, was uns je die Zeit gegeben,
In hellerm Licht; — und wohl uns, wann das Leben
Mit allem seinem Unbestand
Uns lieber wird, und wenn wir uns gestehen
Daß meistens bei der Klage über Schmerz und Wehen
Wir seine beste Seite nicht gekannt.

Wann wir, zu den entflohnen Tagen
Zurückekehrend, das Vergangne fragen,
Wie anders sehen wir alsdann
Das Einzelne im Kreis des Ganzen an!
Wie vieles Glückliche und Gute
Verlieh die scheinbar friedliche Minute;
Dagegen wie so viel zerrann
In leeren Dunst, das Großes uns verhieß,

Als sich davon die erste Ansicht wies:
„Nicht trau'n dem ersten Blick, nicht fürchten was uns schreckt!"
Das ist's, was sich aus allen Zeiten
Dem Denkenden empfiehlt. Meist führt zu einer Leere,
Was schnell uns lockt, indeß die Schwere,
Das Mühe bringt, die Kräfte weckt
Und uns des Glückes schönsten Quell entdeckt:
„Die inn're Kraft, die ihre Freiheit kennt",
Sobald sie sich, von aussen her gedrängt,
Mit kühnem Muth von allem trennt,
Was lastend sich ans innre Leben hängt.
In Freiheit gehn dahin, zur reinsten Freiheit streben,
Wie sie im Geist der Geist erkennt,
Dies und nur dies heißt seinem Glücke leben,
Denn wer sich diese Kraft erhält,
Dem wird in allem und zu aller Zeit gegeben,
Wodurch ihm lieb und lieber wird die Welt.

Ein reiner Muth, der fest in sich besteht,
Führt dann uns in des Lebens Schranken,
Wo alles sich dem Wechsel dreht.
Statt müssig mit der Welt zu zanken,

In der nun einmal doch nach unserm Kopf nichts
geht,
Entschliessen wir uns männlich frei
Bei allem, was es immer wäre,
— Und oben an steh' stets das Schwere —
Zu denken, daß es uns das Beste sei.
Nicht irren wir, dafern wir uns befreit
Vom bösen Geisterreich des Wahns der Grübelei
Uns halten an der schlichten Wirklichkeit.

In ihr liegt immer neuer Boden da,
Die Keime neuen Glücks emporzutreiben,
Indeß die Dinge, die man blos im Kopfe sah,
Stets in den Lüften hängen bleiben.
Was thuts, daß der und jener Uebel von mir
spricht!
Weiß ich mein gutes Streben besser zu erfassen,
Behalt ich stets' ein froh Gesicht
„Das Maul muß man ja doch den Leuten lassen." *)
Was thut es, daß ich da und dort beraubt
Mich sehe, wo ich einst an Dank und Lohn ge-
glaubt?
Ich irrte mich, und lerne nun: „das Gute

*) Ein Schauspiel in der Schweiz.

Trägt sein Lohn in sich, im schönern Lebens-
muthe.“
Und fehlte mir auch manches, was zum Glück
Des Lebens Andre rechnen: traun! Ein Blick
Auf Aermere lehrt mich zufrieden denken:
„Reich ist nur der, der weiß sich zu beschränken.“
Ja, selbst den Fall gesetzt,
Daß ich, was mir das Liebste war, verlöre,
Mehr gilt fürwahr die goldne Lebenslehre
Des Weisen, der nur mäßig schätzt,
Was man verlieren kann, obs eine Laune wäre.

So lehrt denn, in sich feiern, jeder Augenblick,
Wo ruht des Lebens einz'ge sichre Glück.
Der Weise fliehet, was den Geist erschlafft;
Ihm ist die höchste Wissenschaft
Zu sein in Allem, stets sich zu erziehen
Zur reinern Freundschaft mit dem Leben.
Von selbst muß dann die schwarze Sorge fliehn,
Denn wo das Herz Vertrauen hat gegeben,
Das Wille gründete und Zeit,
Da schließt, und oft gerade eben,
Was sonst wohl trennt, den Bund der Ewigkeit.

Ein altes Wort — den Sinn des Wahren
Hört man dem schönen Worte an —

Nennt vielbedeutend, vielerfahren
Das Leben einen Ehrenmann. *)
Mit einem solchen kann man sich befassen,
Denn das Verdienst wird treu von ihm geehrt,
Und wie sich auch das Loos des äussern Glückes kehrt,
Darf man sich doch auf ihn verlassen.

Wer nicht vom Leben allzuviel begehrt,
Und jedes Augenblickes Werth
In richt'gen Anschlag bringt, muß dies bekennen,
Daß jedem Tag ein Strahl der Sonne scheint,
Und selbst von Zeiten, die wir böse Zeiten nennen,
Gesteht man, wenn nach manchem Schritt,
Das, was uns plagte, aus dem Wege tritt;
Im großern Abschnitt der Moment erscheint:
Das Leben hab' es gut mit uns gemeint
Und ew'gen Dank verdient in unsern goldnen Tagen.
Und wär' auch da und dort ein Wort zu sagen,
Von Zeiten, da uns alles Licht

---

*) Das italienische Sprüchwort sagt: *il tempo e un galantuomo quodo viene il Sabbato, sono pagati tutti*, wann der Sonnabend kommt, sind alle ausbezahlt.

Verloschen schien am Horizonte,
So greift man in die eigne Brust und spricht:
„An meines Freundes Willen lag es nicht,
Er gab mir, was er geben konnte.“

Daß von den Tausenden, die klagend gehn,
Sich über Zeit und Welt beschweren,
Neunhundert nicht das Uebel sehn,
Wo sie's zu finden sicher wären, *)
Bei ihrer Wünsche ungemeßnem Ziel
Liegt hell am Tage. Diese nehmen
Das Leben wie ein Lottospiel,
Und überlassen sich dem Grämen,
Wann für den Thorheitseinsatz eine Niete fiel;
Und jene, die zwar mühn und sorgen,
Daß hin und her ihr Geist in Unruh fliegt,
Vergessen, daß in stiller Brust verborgen
Des Glückes heil'ge Quelle liegt;
Daß wir nur dann dem Mißgeschick entfliehen,
Wann wir zu höherem Gewinn
Mit stillem, reinen schönen Sinn
Des Lebens schön're Feude an uns ziehen.

---

*) Ein altes Volkswort heißt: *non ce miserio senza cagione*. Kein Elend ohne Grund, d. h. ohne eigenes Verschulden.

Da ist das Leben unser. Da, nur da
Bleibt stets, auch das entflohne Leben
In schönem Bild, in heiterm Glanz uns nah.
Das heit're Neue gibt uns reich're Lust
Und das, was kommt, um Mühe uns zu bringen,
Erweckt in der gestählten Brust
Den Muth dem Uebel größers Gute abzuringen.

Wen die Erfahrung dahin hat gebracht, *)
Dem Leben zu vertraun, der fürchtet nicht
Ob dann und wann auch ein Gespenst der Nacht
In Schreckensformeln zu ihm spricht.
Er geht der Zeit getrost entgegen;
So still er kann, lebt jeder Pflicht
Getreu, und alles bringt ihm Segen.

Dies schöne Loos sei dir verliehn,
Du, der dies Blatt sich gerne weihte;
Sanft möge stets dein Leben fliehn!
Stets milder Ton entklingen jeder Saite
Des Herzens! und es steht bei dir.
Reich ist die Welt! Viel Herrlichs liegt in ihr,

---

*) Sinnvoll sagt ein neapolitanisches Erfahrungswort: *augurati bene e bene avrai.* Gutes weissage dir, Gutes wirst du finden.

Aus allem läßt sich Gutes spriessen;
Uns liegt es ob zu jeder Zeit
In Kraft der Freiheit mit der Wirklichkeit
Den Bund der Freundschaft treu zu schliessen.

Karl Graß.

Legende aus Jerusalem.

Titus lag mit seinen Heeresschaaren
Vor den Mauern von Jerusalem.
Was geweissagt war vor vierzig Jahren
Dort von dem Prophet aus Betlehem,
Das erfüllte sich,
Schnell und fürchterlich;
Wehe! Wehe dir, Jerusalem!

Ja, du warest reif des Richters Wage;
Unaufhaltsam eilt des Herrn Gericht!
Und schon nahen sich die Schreckenstage,
Dich zu tilgen von der Sonne Licht.
Ja, es muß geschehn!
Erd' und Meer vergehn,
Alles, nur Jehova's Worte nicht.

Klagen, wie sie nimmer noch erhöret,
Seit die Erd' geschaffen war, geschah'n.
Und von Seuchen ward die Stadt verheeret,
Schrecklich wüthete des Hungers Zahn.

Glücklich, wen der Tod,
Bald entriß der Noth,
Dessen Augen nicht die Gräuel sahn.

Selig pries das Weib sich, dessen Schoße
Noch kein Kind zum Leben sich entwand;
Denn zum schrecklichsten der Loose
Ward die Unschuld an das Licht gesandt.
Wo das Elend dringt,
Wo Verzweiflung zwingt,
Da zerreißt der Pflichten heil'ges Band.

Und fünf düstre, bange Monden waren
Unter Qual und Angst nun hingebracht;
Endlich stürmten der Belagrer Schaaren,
Unaufhaltbar war der Römer Macht.
Durch der Juden Trutz,
Auf Jehova's Schutz
Ward die Wuth der Sieger angefacht.

Thoren ihr! von eitlem Wahn geblendet,
Hoffet auf die Hilfe dessen nicht,
Welchem ihr verstockt euch abgewendet,
Als er euch berief zu seinem Licht.
Einer Mutter gleich,
Sucht er liebend euch
Zu vereinen — doch ihr wolltet nicht.

Keine Schonung, kein Erbarmen kannten
Die Eroberer, voll Siegeswuth.
Alle Häuser, alle Straßen brannten,
Und in Strömen rings ergoß sich Blut.
Denn noch kämpften all'
Auf der Leichen Wall,
Wild mit der Verzweiflung letztem Muth.

Flüchtend drängten nach des Tempels Hallen
Die Besiegten nun im Wahn sich hin,
Nimmer könne dies Gebäude fallen,
Denn Jehovah wohne selbst darin.
Doch kein heil'ger Ort
Hält zurück den Mord
Raubbegierger Krieger wilden Sinn.

Und so sank, ein unerhört Exempel,
In der ungeheuren Flamme Brand
Der erhabne, gottgeweihte Tempel,
Der ein ganz Jahrtausend stand.
Aber nun zurück
Wendet still den Blick,
Und erkennt, wo waltet Gottes Hand.

Sieh', ein Krieger, mord- und racheschnaubend,
Naht der Wohnung einer Gläubigen,

Welche Jesum einst bewirthet, glaubend
An die Sendung dieses Göttlichen.
„Flieh zum Tempel, flieh!
Fleht ihr Mann, die Knie
Ihr umfassend, eilig laß uns gehn!“

Doch sie nimmt an ihre Brust den Säugling:
„Fliehe! Gott ist dort, und Gott ist hier;
Geh zum Tempel denn, du bist ein Weichling!
Gottes Hand allein ist über mir!“
Sprichts, und bleibt zurück,
Und mit Wuth im Blick
Tritt der Krieger ein und naht sich ihr.

„Hier, Soldat, ist meine Brust! ich flehe
Nicht um Schonung“, ruft sie. Doch es streckt
Schnell das Kind die Händchen in die Höhe,
Und umschmiegend hält es sie bedeckt.
Da umfließt ein Glanz
Kind und Mutter ganz,
Und der Mörder steht zurückgeschreckt.

Ihm entsinkt das Schwerd, und auf die Knie
Sinkt der Römer hin, und betet an.

Vor ihm stand die heilige Marie,
Und sein Herz ward vor ihr aufgethan.
„Du allein bist Gott,
Sprach er, Zebaoth!
Nimm, o nimm auch mich zu Gnaden an!“

Burckhardt.

Aus- und Einreden.

„Ich lasse mir es nicht einreden“, sagte Franz zu seinem Kameraden, „daß du heute zu mir kommen wolltest.“ — „Und ich lasse mir es nicht ausreden“, antwortete dieser, „daß du ein argwöhnischer, mißtrauischer Mensch bist.“

Muß denn der Mensch sich immer ein- und ausreden lassen? Als wenn die Rede alles machen könnte? Lasse die Leute reden. Das Reden ist ihr Element. Die wenigsten denken daran, daß man sich nach ihren Reden richten soll. Viele kommen sogar darüber in Verlegenheit, wenn man ihren Worten Glauben beimißt. Das war nicht so gemeint, sagen sie, als wenn es ausgemacht wäre, daß man etwas anders reden und etwas anders denken könnte. Gleichwohl haben wir uns angewöhnt, in den meisten Fällen die Menschen nach ihren Reden zu beurtheilen. Und doch sind die Reden selten etwas anderes, als die Wiederholung von dem, was andere uns vor-

gesagt haben. Solche Repetizionen machen, daß man am Ende, wie der selige Münchhausen, seine selbsterfundene Lügen für baare Wahrheit annimmt, weil man den eigenen Zusatz von der Sache nicht mehr zu unterscheiden im Stande ist. Lips hört alle Tage sagen, daß er ein elender Mensch sei. Er lernt' es nachsprechen, wie die Beichtenden, und wird davon zuletzt so überzeugt, daß ihm keiner mehr das Gegentheil beweisen kann.

Jener Bauer hatte sich ein Paar schwarze Schuhe auf dem Markte gekauft. Einige leichtfertige Menschen beredeten sich, es ihm auszureden, daß er wirklich ein Paar Schuhe sich gekauft habe.

„Was kosten die Raben?“ fragt ihn der Eine, der ihm zuerst entgegen tritt. Der Bauer gafft ihn an und geht vorüber. Gleich kommt der Andere herbei. „Wo habt Ihr die schönen Raben her, Landsmann?“ und faßt mit den Fingern die Schuhe an. — „Seid Ihr ein Narr?“ sagt der Bauer, „sind denn das Raben?“ — „Was sind es denn?“ antwortete ihm der Fragende sehr ernsthaft. Der Bauer lacht und geht weiter. — Jetzt kommt der Dritte, wie er um die

Straßenecke dreht. „Was wollt Ihr mit den Raben machen, guter Freund?“ — Der Bauer sieht ihn versteinert an. — „Wie theuer die Raben?“ ruft der Vierte ihm entgegen. — „Was für Raben meint Ihr?“ — „Diese da, die Ihr in der Hand traget. — Dem Bauer wird es zu bunt. Er geht in den nächsten Kramladen und sagt zum Ladendiener: „Sagt mir aufrichtig, Herr, sind das ein Paar Raben, oder ein Paar Schuhe?“ — Vor Lachen kann dieser kaum antworten. „Wie kommt Ihr dazu, Eure Raben für ein Paar Schuhe zu halten?“ Spornstreichs lauft nun der Bauer zu seinem Schuster auf dem Markte. „Spitzbube du! habe ich dir nicht ein Paar Schuhe abkaufen wollen? Was gibst du mir denn ein Paar Raben dafür?“

Welche alberne Geschichte! hörte ich schon manchen bei dieser Erzählung sagen.

„Einfältiger du, erinnere dich nur an deinen ersten Schulunterricht, hast du dir nicht hundertmal einreden lassen, daß deine Schuhe ein Paar schwarze Raben wären?“

H.

Wanderers Morgenlied.

Auf einem Spaziergang von Rom zu Montecaro, im September.

Komm Lüftchen aus dem Morgen,
Und weh' hinweg die Sorgen,
Weh' kühl vom Berge her;
Ob Wolken um mich treiben,
Die Sonne muß mir bleiben,
Sei noch so schwarz das Meer.

Komm Lüftchen, das mich herzte,
Als mich der Lenz umscherzte
In goldner Knabenzeit;
Was Frohes mir geschehen,
Will stets ich um mich sehen,
Nie in Vergangenheit.

Komm Lüftchen, das mich kühlte,
Als ich die Liebe fühlte,
Die mir die Holde gab;
Längst ist sie fortgegangen!
Weh' Glut in meine Wangen,
Noch selbst von ihrem Grab!

Komm Lüftchen, das sich weihte,
Als fröhlich im Geleite
Die Müh' und Ruhe ging;
Als an dem Halmenhute,
Bei frohem Lebensmuthe
Der Aehrenbüschel hing.

Komm Lüftchen aus dem Morgen!
Und weh' hinweg die Sorgen,
Weh' frisch vom Berge her!
Die Wolken fliehn, o Wonne!
Am Himmel strahlt die Sonne,
Und Glanz liegt auf dem Meer!

Karl Graß.

Aphorismen.

1.

Jedes Menschenherz hat seine Ebbe und Fluth, im beständigen, wenn auch nicht so regelmäßigen Wechsel. Zur Zeit der Ebbe, ach! da ist es leer, auch in dem besten Herzen; und der Weise und der Edle erhebt sich nicht über den Haufen gewöhnlicher Menschen. Die Zeit der Fluth hingegen ist der Probirstein, an dem ihr sie unterscheiden könnt. Da werden Gedanken geboren; da reifen Entschlüsse zur That. Das Gute theilt sich mit; eine Welle trägt es der andern zu, und die ganze Welt um uns her wird der Kreis unseres Wirkens. Aber auch der Thor und der Bösewicht handeln alsdann; der Spielraum ihrer Thätigkeit ist geöffnet. Hier lernet sie kennen!

2.

Es ist ein schöner Glaube, der uns eine durchgängige Harmonie der physischen Welt mit der

moralischen ahnden läßt. Mag immerhin der Zweifler sagen, daß wir Eigenschaften und Gesetze der Natur andichten, die nur höhern Wesen zukommen. Sie sind da; sie sprechen sich deutlich aus. Unser Blick erfaßt sie freilich nicht, die große Kette, deren letzte Glieder von einer ewigen Hand gehalten werden. Aber, o wieviel ist auch noch unserm innern Auge unsichtbar; und dennoch bauen wir ganze Systeme, nachdem wir nur Fragmente davon erblickt haben! Die Metaphysik irrt so wenig, als die bildende Kunst, die ohne Modell dennoch ihre Schöpfung richtig auszuführen im Stande ist.

3.

Nein, es zerrinnt nicht Alles gleich einem Traume! Was wir dachten, empfanden und glaubten, es kann Früchte tragen, tausendfältig und ewig neu. Jüngling! nicht umsonst spricht die Stimme der Vorwelt dir zu, und erfüllt dein Herz mit unbekannten Gefühlen. Laß die Blüthen, die dich umgaukeln, welken; in ihrem Schoße reift dennoch ein edler Saame, der Keim zur neuen Pflanze, zu neuen Geschlechtern. Aber

die Blumen, die du muthwillig abreissest, um in ihrem flüchtigen Dufte zu schwelgen, die sind verloren. Genieße, aber berausche dich nicht! Wo die Sinnen schwelgen, da stumpft sich durch ein unmerkbares langsam tödtendes Gift die Kraft der Seele ab. Darum sinkt gewöhnlich das neuere Zeitalter unter die Würde des vorigen herab, und die geträumte Vollendung wird zum Fantom. Wie durch die trübe umwölkte Nacht nur hie und da einzelne Sterne schimmern, so erhellen wohl noch einzelne Lichter den Horizont der Zukunft — aber, großer Genius der Menschheit! was weissagt mir dein ernster Blick, dein ahnungsvolles Schweigen?

Burckhardt.

Sprüche des weisen Sulzer.

Man spricht denen nach, die das Richteramt auf sich genommen.

Fort mit den Regeln! durch Beobachtung der mechanischen Regeln wird ein schlechtes Stück nie gut, und durch deren Uebertretung ein gutes Stück nie schlecht.

Wer ist so einfältig, einen Wegweiser anzunehmen, wo er den Weg selbst weiß?

Nur die haben Vorgänger in der Kritik nöthig, die zu gleichgültig sind, ihrem Urtheil etwas anzutrauen.

Eine Kritik, die nützen soll, muß in dem Ton der höchsten Redlichkeit geschrieben sein.

Mir kommt die deutsche Welt (1774), die sich mit Werken des Geschmacks abgibt, wie eine Heerde Schaafe vor, die über Felder und Fluren ohne Zweck herumirrt, bis hie und da ein Dux gregis auf einmal, einer dahin, der andere dorthin läuft, da dann jedem ein Theil der Heerde, ohne zu wissen warum, entläuft, und da still steht, wo er selbst aufhört zu laufen.

Man muß schlechterdings etwas stürmisch sein, stürmisch gegen die Einbildungskraft, oder gegen die Empfindung, wenn man den Deutschen gefallen soll.

Die Zeiten sind vorbei, da man den Menschen alles weiß machen konnte, was man wollte.

In der Kritik, wie in der Theologie, gibt es Wahrheiten, die man nicht laut sagen darf, weil sie Aergerniß verursachen, und ohne Noth Verfolgung nach sich ziehen.

Anekdote.

A. führte einen vornehmen Fremden seiner Bekanntschaft in das — (die Anwendung ist leicht) Theater, dessen Parterre, besonders an gewissen Tagen, sich durch Stampfen, Schreien, Toben, Drängen u. s. w. furchtbar auszeichnete — und — Ruf bekommen hatte. Der Gast, zum erstenmal hier, erschrickt bis zum Erblassen, denn er glaubt, es sei Feuer. Sein Freund beruhigte ihn mit Mühe. Endlich bricht der Fremde, sich erholend, in den Stoßseufzer aus: „Aber, um aller Musen willen, wie kommt solches Gebrüll in einen Tempel und zum Altar des guten Geschmacks?"

„Es sind die Opferthiere!" antwortete sein Freund trocken.

Das hölzerne Haus.

Eine psychologische Geschichte, als Seitenstück zu der Erzählung: „Die alte Brücke."

Daß der Mensch, damit sich Reinmenschliches leichter in ihm entwickele, nicht für Paläste geboren sei, scheint eben so wahr zu sein, als es ausgemacht zu sein scheint, daß nach seiner ganzen Organisation der Mensch vorzugsweise zum Pflanzengeschlecht gehöre, so wie auch Vegetabilien zu seiner gesündesten Nahrung gehören. Wer läugnet deßwegen, daß er nicht auch in Palästen und Schlössern gedeihen könne? oder wer möchte läugnen, daß auch eine Natur in dem Menschen liegt, nach welcher er füglich zu den Raubthieren gerechnet werden kann, ja ganz herrlich dazu paßt, je nachdem seine Anlagen durch Gewöhnung diese oder jene Richtung erhalten?

In der nachfolgenden, nicht erdichteten Schilderung ist auf jene, im Menschen liegende, unverkennbare Liebe angespielt, die ihn zu dem allem, was seiner weichern und humanern Natur analog ist, hinzieht. In diesem Sinn

gehört er auch, abgesehen von der Idee des Vergänglichen, ganz eigentlich zu den Blumen des Feldes.

Erstes Kapitel.

Weit abgelegen von Städten und vornehmen Häusern lag auf freundlichem grünem Hügel eine von hohen luftigen Bäumen umgebene ländliche Wohnung, aus Foren eines ehmaligen alten Kernwaldes erbaut. Da war Wilhelm, von dem in dieser Erzählung die Rede ist, geboren.

Es ging ihm wie es fast allen Menschen geht, die harmlos in das Leben treten; er lebte glücklich, ohne eine Anschauung davon zu haben; er schloß mit allem, was ihn umgab, immer neue Freundschaften, aber er wußte es nicht, daß er liebte; so setzte er sich jeden Tag fröhlich an den Tisch, wo immer auch für ihn gedeckt war, ohne auch nur den kleinsten Gedanken daran zu haben, daß das jemals anders sein könne, und eben so wollte er seinen guten Eltern wohl, ohne nur je daran zu denken, daß er ihnen wohl wolle, oder ihnen Dankbarkeit schuldig sei, was auch niemand von ihm forderte. Er wußte nur, daß er Wil-

helm heiße und auf den Ruf seines Vaters sich zu stellen habe. Sein Name gehörte zu dem Hause, denn ausserdem, daß des Namens Klang ihn als ein Mitbewohner des Hauses nannte und gleichsam vorführte, so wußte er, daß in einem großen grünen Buche mit großen Buchstaben Wilhelm geschrieben stand. Sobald er daher Buchstaben zu zeichnen verstand, hatte er nichts angelegentlicheres zu thun, als mit eigener Hand den Namen einer Wand einzudrücken. Dies war Wilhelms erste Bekanntschaft mit dem Hause selbst.

Beneidenswerthe Augenblicke! da man in kindlich herrschendem Gefühl — das von dem frühesten Gebieten eines jungen verzogenen Prinzen dennoch ganz verschieden ist — das Leben wie einen Tribut fordert, und so die Freude empfängt, nur der, dem ihr einmal zu Theil wurdet, hat einmal gelebt. Denn so wie der Zustand der Gesundheit derjenige ist, da man den Körper gar nicht fühlt, so ist das eigentliche Leben dasjenige, da man in Freude da ist, ohne sichs einfallen zu lassen, das für etwas zu halten.

Das Haus, in welchem Wilhelm seine Kinder- und Knabenjahre lebte, war nach alter Art,

ohne große Kunst, aber solide erbaut, und zwar von einem Baumeister, den Wilhelms Vater noch gekannt hatte und der alte Weinbrenner genannt wurde. Wilhelm faßte aus verschiedenen Gründen eine in seinem Innern sich ganz besonders auszeichnende Ehrfurcht für diesen Namen, hauptsächlich weil ihm das Haus doch ein gar großes Werk zu sein schien, und weil er den Vater den Namen des alten Weinbrenners mit besonderm Nachdruck hatte nennen gehört, wenn er von der ausdauernden Beschaffenheit der alten Wohnung sprach.

Das Haus hatte ein hohes Fundament, und auf der eigentlichen Eingangsseite eine hohe Treppe, die mit einer durchbrochenen Lehne versehen und mit runden oder zugespitzten Pfostenköpfen geziert war. Zur Sommerzeit, wenn die von der ganzen Länge des Hauses stehenden Bäume ihre Zweige ausstreckten, und gleichsam ein leichtes Dach bildeten, hatte diese Treppe das Ansehen eines offenen Zimmers, und wurde bei etwanigen Anläßen auch so gebraucht. Uebrigens hatte das Haus selbst nur eines Stockwerks Höhe, das aber geräumig war. Ueber alle Stuben und Kammern lief ein flacher Boden hin. Auf diesem

Boden war eine Lücke, eine dem Ausgang aus dem Hause korrespondirende Oeffnung, die dazu diente, Sachen bequem hinaufzuziehen oder herabzulassen. In dem Dache aber befand sich ein enges Dachfenster, durch welches man auf einen waldigen Berg hinaus und auf einen unter ihm liegenden See hinab sah. Dies war die wesentliche Beschaffenheit des Hauses, in so fern es vornämlich den Wilhelm anging. Thüren und Fenster waren schlecht verwahrt, und ausserdem gab es noch manches Schlupfloch, wo etwa ein kleines Fenster hätte eingesetzt werden sollen, durch das, wer es konnte und nicht groß und breit war, hinein und hinaus kommen konnte. Dies hatte wenigstens in jener Zeit und Gegend nichts mit der Sicherheit des Hauses zu thun, ja man schlief wohl manche Nacht, selbst bei unverriegelten Thüren, sicher und ruhig.

Wilhelm hatte von Kindheit auf mit dem alten Hause viel zu schaffen. Er betrachtete es wie etwas auf eine besondere Weise beseeltes, und hatte für das hohe Große und Mannigfaltige des großen Körpers einen eigenen Respekt. Mit aller Anstrengung seiner Kraft konnte er keinen Stein über das hohe unzugängliche Dach hinaus

werfen, und manchen Pfeil seines Schnellbogens hatte es ihm entzogen. Bei allem dem aber war das alte Haus sein bester Freund. Es ließ sich von ihm tausenderlei Dinge gefallen, war immer auf die gleiche Weise da, und nahm ihn gegen allen fremden Angriff, z. B. des vorbeiziehenden, die junge Brut führenden Geflügels, in Schutz; es war ihm zu allerlei Spielen, die er sich selbst ersann, behülflich, indem es aus der Fundamentmauer Steine hergab, und besonders schien es zu thätig mit ihm einverstanden, als er es schon gelernt hatte, auf seinem eigenen Wege ins Haus hinein und hinauszuschlüpfen. Immer blieb es ihm neu und eine Fundgrube neuer Entdeckungen. Das war hauptsächlich auf dem Dachboden der Fall, wo es nie recht helle wurde. Dort war er wie in einer mystisch feierlichen Region. Er fürchtete das Dunkel, das durch die Mauer des Küchenschornsteins vermehrt wurde; er scheute die Oeffnung der Lücke, auch wenn sie verschlossen war, weil er gehört hatte, daß seine Wärterin einst bei Abendzeit durch die Lücke herabgefallen war; daneben aber reizten ihn einige verschlossene Kasten mit eingebrannten Blumenverzierungen, und in dem Sande des Dachbodens fanden sich

allerlei Abfallstücke von kleinen Leisten, spitzigen Pflöcken und manches andere, was Symmetrie hatte. Was ihn aber dort am stärksten anzog, war das kleine Dachfenster, nachdem es ihm gelungen war, mittelst eines erbauten Gerüstes hinauf zu gelangen. Dort sah er wie in eine andere Gegend, ja wie in eine ihm neue Welt. Tiefes, Fernes, Hohes übten zum ersten Male ihre magische Gewalt über ihn aus. Alles das ging in der Stille seines Lebens vor. Niemand beobachtete ihn, und er wußte es am allerwenigsten, was er trieb.

Welchen Einfluß alles Genannte, so sehr es als unbedeutende Kleinigkeit erscheinen mag, auf den Geist Wilhelms, auf seine erste und seine schönste Geistesrichtung hatte, begreift nur der, der es weiß, daß in der Welt der Mensch ganz anders gebildet und erzogen wird, als in einer Schulstube, in einem Philantropin, oder in einer methodischen Erziehungsanstalt. Wenn Wilhelm in der Folge seines Lebens an allem, was ihm sich zeigte, eine unermüdliche Unterhaltung hatte, oder wenn er von Höhen der Berge herabschaute oder an dem jähen Rand steiler Felsen mit vorsichtiger Scheu hinging, oder

wenn er sich aus der einengenden Stadt in die freie Landgegend gleichsam hinausstahl, oder wenn er zu gewissen Lieblingsorten immer mit neuer Liebe zurückkehrte, so war es ihm, als wäre er noch immer in dem Hause des Vaters und der Mutter. Das eigentliche Schema zur Identität aller seiner Ideen und Gefühle war, der wesentlichen Form nach, ihm dort in unscheinbaren Kleinigkeiten gegeben. Es ist gewiß, hätte Wilhelm nicht in jenem, sondern in einem andern Hause seine erste Jugend gelebt, er wäre sicher ein ganz anderer Mensch geworden. Seine früheste Art zu sein konnte er selbst in den höhern Beziehungen seines Geistes nicht verläugnen. Er war in seinem Innern gedrungen, auf der einen Seite allem Fesselnden zu entfliehen, auf der andern aber zu allem Liebe und zu allem Freude zu haben, wie er es in den frühesten Jahren erhalten hatte.

So verknüpfte sich mit dem, was sein erstes Glück ausmachte, seine nachmalige Zufriedenheit, ja seine ganze Religiosität, und er hatte es, ohne zu wissen, wie das geschehen war, zu einer großen Fertigkeit darin gebracht, gleichsam über das Erscheinungsleben emporzusteigen, und wie

aus einem hellen isolirenden Dachfenster auf die Dinge, auf das Leben und Treiben der Menschen herabzusehen.

Nach dieser ersten Bekanntschaft mit dem Hause, worin Wilhelm zu leben angefangen hatte, forschen wir nun weiter, was in jener Wohnung sonst bemerkenswerthes statt fand, oder auf Wilhelms Seele besondern Eindruck machte, und welche Sitte und Lebensweise daselbst daheim war.

Zweites Kapitel.

Wilhelms Eltern waren gute Menschen, und das wichtigste, was sie für des Knaben Erziehung thaten, war, daß sie zufrieden, still, thätig, fromm und heiter in dem Alter lebten, gerade so, wie Wilhelm in dem seinigen, das heißt, auch sie wußten es nicht, daß sie etwas Lobenswerthes thaten, am wenigsten, daß sie ein schönmenschliches Leben führten in Einfachheit, Wahrheit, Treue, Anspruchlosigkeit, dabei fromm in Liebe, nicht in scheinheiliger oder petantischer Frömmelei. Der alten Hausordnung wegen wurde Morgens und Abends Gebet gehalten, so wenn man zu Tische ging oder vom Essen auf-

stand, eine Danksagung gesprochen, des Sonntags aber eine Predigt gelesen. Daß Wilhelm, der immer mit zugegen sein mußte, keine Idee davon hatte, warum das geschehe, versteht sich von selbst, aber da er in der ganzen übrigen Zeit des Tages seine Eltern heiter sah, und aus ihrem Leben, ohne es zu wissen, den Geist ihres Gebetes abfaßte, so versah er sein Amt, die Gebetbücher herbei und fortzutragen, sehr pünktlich, und unterhielt sich, wenn ihn nicht der Schlaf überfiel, während der Andachtsstunde selbst, mit den Wänden des alten Hauses und den alten Bildern, die an der Wand hingen.

Unter den letztern war ein Christusbild, das den Ausdruck eines erhabenen Leidens hatte. Vor diesem Bilde hatte er, ohne es zu wissen warum? eine kindliche Ehrfurcht. Das alte Christusbild war ein uraltes Erbstück in der Familie, und ein wahrer Wächter des Hauses, auch pflegte der Vater, wenn in einem alten Kirchenliede die Worte vorkamen: „Vor dem Bösen uns bewahr", zu dem gedachten Bilde über die Thür hinzublicken. In Wilhelms Seele erregte das unaufhörende des Leidens in dem Bilde ein gewisses unwillkührliches Mitleid.

Nächst diesem zog das immerwährende Leben und Regen einer langen Wanduhr seine Aufmerksamkeit auf sich. Durch dieses oft wiederholte Verweilen bei denselben Gegenständen bekam Wilhelm ein stillbeachtendes Auge, besonders für fremden Schmerz und für alles Regen lebendiger Thätigkeit, und so war die Gebetsstunde doch auch für ihn nicht verloren.

Wilhelms Vater unterrichtete ihn in mancherlei Dingen, die nach seinen Begriffen den Grund zu des Knaben Erziehung legen sollten. Das Beßte war, daß er, ohne es planmäßig zu beabsichtigen, das Gedächtniß des Knaben übte, und ihm in den Feierstunden viele Freiheit ließ. Dieser ging daher in aller Unbekümmertheit den Eingebungen seines Herzens nach, und nur auf den lauten Ruf seines Namens stellte er sich wieder zu dem Hause.

Wilhelms eigentlicher Lehrmeister, dem er in jenen Jahren in mancher Hinsicht mehr, als selbst dem Vater verdankte, war ein Hauskater, den Wilhelm bereits im Hause vorgefunden hatte. Dieses Thier war der eigentliche Besitzer des ganzen Hauses. Ueberall strich es umher, ja selbst zum Dachfenster hinaus aufs Dach, von wo es

öfters in aller Ruhe, in furchtloser beneidenswerther Abgeschiedenheit auf die unten liegende Umgebung und in die blaue Luft hinaus nach den vorbei fliegenden Vögeln schaute.

Dieser Murr, wie er genannt wurde, war öfters Wilhelms Gesellschafter, aber nie ließ er sich lange durch etwas, am wenigsten durch bloße Liebkosungen fesseln. Er ging immer eignen Wegen nach, und kannte vor allen Dingen jedes Schlupfloch, durch welches man in das Haus hinein oder hinaus kommen konnte. Wilhelm lernte von ihm jeden Winkel durchsuchen, rasch sich auf und davon machen, und besonders aus dem Hause hinaus zu kommen, auf Wegen, die kein anderer machte. So kam er endlich selbst auf das Dach und auf die hohen Bäume. Alles dies, was den Grund zu seiner Regsamkeit und seinem Muth, auch gefährliches zu wagen, legte, und auf die Ausbildung seiner physischen Kräfte, ohne Gymnastik, den größten Einfluß hatte, hätte er von dem Vater sicher nicht gelernt, und ohne jene Schlupflöcher, bei deren Anlegung der alte Weinbrenner wohl schwerlich dachte, wozu sie einst dienen würden, hätte auch Wilhelms Lehrmeister nicht das genialische Beispiel geben können.

Auf ähnliche Weise gehörte noch manches andere zu dem alten Hause, das auf Wilhelms Geist und Sinn den entscheidensten Einfluß hatte. Wann Leute aus dem Volke oder sonst arme Menschen in diese gar nicht vornehm aussehende Wohnung traten, war es ihnen dort ganz anders zu Muth, als etwa in einem Palast. Eine alte hölzerne Bank, die im Gemach beim Eingang von der Rückseite stand, lud jeden zum Sitzen ein, denn dazu war sie da. Wilhelm ließ sich mit allen ins Haus Kommenden in ein trauliches Gespräch ein, er lernte selbst gegen die Aermsten ein natürliches Wohlwollen haben; denn er kannte von Kindheit auf in allen nur Seinesgleichen, d. h. Menschen, nur mit dem Unterschied, daß bei einigen mehr als bei andern sein Mitleid rege wurde. Solche zu trösten, ihr Leid zu erforschen, und ihnen hilfreich zu sein, lernte er von der Mutter, die eine wahrhaft hilfreiche Seele hatte.

Mit allen Personen, die für längere Zeit, um irgend ein Geschäft zu treiben, ins Haus kamen, schloß Wilhelm eine nähere Freundschaft, und lernte von allem, was sie trieben. Dies war z. B. der Fall, wenn Handwerker ins Haus ge-

nommen wurden. Er half und diente allen, wo er konnte, und alle suchten ihrerseits ihm auch eine Freude zu machen. So lernte er Bücher einbinden, allerlei Tischlerarbeiten verfertigen, glühendem Eisen Form geben u. s. w.

Alle Handwerker waren in der alten Wohnung, wo man ihnen Wohlwollen erzeigte und das Rechte gab, geschweige den Lohn ihrer Arbeit entzog, gern, und da wie zu Hause. Die hölzernen Wände gestatteten jedem nach seiner Weise seine Einrichtung zu machen. In die Spalten zwängte der eine Pflocke, sein Handwerkszeug aufzuhängen, der andere errichtete ein Wandbrett u. s. w. Alles das ahmte Wilhelm nach, und lernte jede Sache an ihren gehörigen Ort hinthun. Die größte Freude gewährte ihm ein Wandbrett, das er seinem Bette zur Seite errichtete. Daß er daselbst sein eigenes Feuerzeug hatte, war ihm ein Talismann gegen alle Gespenster, die ihm — seit er sie aus Volkserzählungen kannte — höchst zuwider waren, übrigens konnte ihm kein ehrenvollerer Auftrag von der Mutter gegeben werden, als etwa in der Nacht Feuer anzuschlagen.

Auf diese Weise spielte das alte hölzerne Haus

in Wilhelms Leben eine immer bedeutendere Rolle. Er fand von Tag zu Tag mehr zu thun, hatte an vieles zu denken, und lebte immer wie im Einverständniß mit dem alten, wie für ihn gemachten Hause. Das wußte er in der Empfindung zu schätzen; denn wenn ihn seine Eltern bei irgend einem Besuch in ein vornehmes oder auch nur in ein steinernes Haus brachten, fühlte er sich dort wie eingemauert, wie verloren, und ohne Herz, wenn er die glatten Wände ansah, und das Abgemessene, den Spielraum des freien Geisteslebens Beschränkende, dort vor Augen hatte.

Ob Wilhelm aus Neugierde wohl hie und da ein hohes Schloß, an dem der Weg vorbeiführte, zu sehen verlangt hatte, so war ihm doch nur in dem natürlichen Hause wohl — denn da hatte er eben dadurch seine Heimath, daß es ihm dort wohler war, als an jedem andern Orte. Selbst das viele Bildliche des alten Hauses; die verschossene alte rothe Farbe, mit der es vor vielen Jahren angestrichen gewesen war; die auf den Balken und an mancher Thür eingegrabenen Zeichen von Namen und Jahren, waren ihm etwas Bedeutendes. An die Namen knüpften

sich ihm das Andenken an solche, die er gekannt hatte, zumal an solche, die ihm vorzugsweise werth gewesen waren. So trug das alte Haus auch dazu bei, ihm das Vergangene zu bewahren und Interesse dafür einzuflößen, wozu insonderheit auch Erzählungen des Vaters, die ihm absichtlos bei diesem und jenem einfielen, mitwirkten.

Selbst das Morschwerden vieler Balken, insonderheit an den Ecken, wo der Regen hineingedrungen war, ging nicht ohne Eindruck an Wilhelms Seele vorüber, und manche Stelle, die er in den Lehrstunden in der Bibel las, wurde ihm bildlich anschaulich, wenn er die Würmer in den Balken bei ihrer verborgenen Arbeit belauschte.

Einst geschah es, daß eine große Reparatur vorgenommen werden mußte. Eine ganze Seite des Hauses wurde mittelst großer Balken in die Höhe geschwungen, und statt der durch Fäulniß beschädigten wurden frische eingesetzt. Wilhelm empfand eine wahre Seelenangst, als er das so fest und sicher geglaubte Menschennest so auf der Wippe sah. Daher kam es ihm vor, als er bald darauf in eine Fieberkrank-

heit fiel, als würde die alte Wohnung mit schweren Bäumen und Mauerbrechern gestürmt. Er sprang im bloßen Hemde aus dem Bette davon, um dem Wald zuzueilen, wurde aber von einem alten Stallknecht aufgehalten und ins Haus zurückgeführt. Helle schien die Morgensonne, und Wilhelm genas vor Freude, daß dem Hause nichts geschehen sei.

Auf die gleiche Art hatte er früher mit den Zimmerleuten sich wieder ausgesöhnt, weil alles wieder in die alte Ordnung zurückgekehrt war, und es ging ihm nichts über das Werk eines Zimmermanns. Dazu trug auch das nicht wenig bei, daß von dem Ausbesserungsbau eine Menge Ueberbleibsel von Balkenenden und Brettern u. s. w. zurückgeblieben waren. Wilhelm fing an, da er überdies so glücklich gewesen, durch Hilfe der Mutter ein eigenes Beil zu besitzen, ein eigenes kleines Haus zu bauen, und dies führte ihn zu immer größerer Geschicklichkeit, so daß er bald darauf wagte, selbst im Wasser zu bauen, Fischbehälter u. s. w. zu errichten, ja selbst Kähne zu zimmern. Doch wir bleiben bei dem, was am unmittelbarsten mit dem Hause zusammenhing.

Drittes Kapitel.

Wie bei einem Kunstwerke viel auf den Stoff ankommt, an oder in welchem es sich darstellen soll, so hängt auch bei den Empfindungen unendlich viel davon ab, wo eine Szene oder Handlung spielt. Es gibt Orte, wo die Begebenheiten, die vor unsern Augen vorübergingen, gar nie verschwinden. Sie stellen sich mit dem Orte der Handlung immer wieder vor Augen, während in andern, und dies gilt besonders von den das Leben und Empfinden gleichsam ausstoßenden Zimmern eines Palastes, wo mit dem Augenblicke alles vergangen zu sein scheint. In Wilhelms väterlichem Hause schien auch das Todte mitzuleben, und die Empfindung der Lebenden zu theilen. Der Wochentag und der Sonntag, das Fest und die Jahreszeit hatten dort ihren bestimmten Karakter. Vor allem war der Frühling ein alter Freund des Hauses. Junge Birken und andere Bäume, die in einer Ecke der größten Stube in einem Gefäß mit Wasser gestellt wurden, trieben dort früher, als es im Freien geschah, Knospen, Blätter und Blüthen. Zauberischer malte sich,

wenn der Sommer begann, glänzendes Sonnenlicht, und die Schatten der bewegten Zweige an dem Hause auf dem Boden der südlich gelegenen Zimmer. Kam nun gar das Pfingstfest oder der St. Johannestag, dann schmückten die Hausknechte auf eigenen Antrieb die Pfosten der hohen Treppe, und flochten eine grünende Laube über dieselbe. Da wurde dann auf irgend eine ausgezeichnetere Weise das Frühstück genossen, da eine glückliche Abendstunde gefeiert, indeß die Nachtigallen von dem nahen Berge her sangen, oder irgendwo in der Nähe ein Nachtfeuer emporflammte.

Wilhelm gewöhnte sich, ohne daß er es wußte, alles, was im Hause geschah, mit einem bleibenden Interesse zu beachten. Das Leben des Vaters und der Mutter entgingen ihm nicht, ohne daß er den Zuschauer machte. Er wußte es ausserdem beim ersten Blick, welche Menschen zu dem Hause paßten und gerne da waren, und welche nicht dahin gehörten. Zu den letztern rechnete er alles, was im Soldatenrock erschien, vornehme Herren, stolze Fräulein, unruhige, allzu lebhafte Menschen. Kam aber ein alter Mann, ein guter alter Nachbar, jemand der des

Weges verfehlt hatte, oder jemand der Freude an irgend einem Instrument hatte, namentlich ein Harfenspieler, der, so oft er kam, ein altes Klavier stimmte: dann war Wilhelm glücklich.

Unter den vielen Erinnerungsbildern, die sich in Wilhelms Seele mit dem Bilde des alten Hauses bewahrten, gehörte eine Szene, die vor seinen Augen vorüberging, so wie alles, worin sich ihm Liebe abdrückte.

Jene Szene hatte statt, als durch unglückliche Blattereinimpfung Wilhelm aller seiner Geschwister beraubt wurde. Es war jenes das erstemal, da das Haus der harmlosesten Freude in ein Trauerhaus verwandelt worden war. Zwar hatte sich Wilhelm nie viel aus seinen Geschwistern gemacht, weil sie jünger waren, als er, und er sie zu dem, was ihm Unterhaltung gab, wenig brauchen konnte, als er sie aber bewegungslos mit Blumen geschmückt da liegen sah, gingen ihm die Augen über, und er vergaß es nie, wie der Vater vor den todten Kindern stehend die Hände gen Himmel hob, und während ihm die Thränen strömten, die Worte sprach: „Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen; der Name des Herrn sei gelobet."

Eben so unvergeßlich war ihm das Erscheinen zweier weiblichen Gestalten, die ihm Engel des Himmels zu sein schienen. Eine derselben, die Louise Ulrike hieß, hatte ihn mit Leidenschaft in die Höhe gehoben, und ihm einen Kuß auf die Wangen gedrückt; eine andere ein Kinderspiel mit ihm gespielt, worin sie ihn zu ihrem Mann wählte und sagte, Wilhelm sei ihr der liebste Name.

Zu diesen Erinnerungen kam noch die eines feierlichen Augenblicks, als Wilhelms Vater in einer Stube, die in der Regel nicht bewohnt wurde, den zwölfjährigen Knaben, nachdem er ihn selber in aller Treue und Liebe in der Religion unterrichtet hatte, mit ihm auf die Knie sank, und ihn segnend an sein Herz schloß.

Nach den Knabenjahren änderte sich alles. Wilhelm mußte in andere Verhältnisse übergehen, auch wurde viel von dem Bau eines neuen Hauses gesprochen. Das letzte söhnte ihn mit dem ersten aus. Er wollte lieber das alte Haus für immer verlassen, als den Ort seiner theuersten Lebenserinnerungen zerstört sehen.

Die Sache hatte große Schwierigkeiten und konnte nicht so leicht geschehen, als davon ge-

sprochen wurde. Wilhelm sah die väterliche Wohnung noch öfters wieder, und sah drei Jahre hinter einander am Weihnachtsabend, an dem er zu dem Haus der Eltern zurückzukehren pflegte, die dreiarmigten Weihnachtsjahre brennen, und erneuerte jedesmal die alte Freundschaft mit dem Hause.

Endlich wurde Wilhelm für mehrere Jahre von der Heimath entfernt. Er pilgerte bis zu den Pyrenäe., und war im Begriff nach Amerika zu gehen, als ihn ein Traum so heftig erschütterte, daß er beschloß, sich der Heimath wieder zuzuwenden, um seine Mutter aufzusuchen.

In dem Traum war es ihm vorgekommen, als sei sein Vater gestorben. Er sah ihn aus dem Hause zu Grabe tragen, er sah, daß er dem Hause und den Menschen fremd geworden war, und versank in Reue über sein langes Ausbleiben. Als er erwachte, war sein ganzes Gesicht von Thränen überlaufen.

Sein Herz ließ ihm kaum Ruhe; er wandte sich der alten Heimath zu, und erreichte die geliebte alte Wohnung, die noch stand, an einem Abend des Julius. Geschwister, die in seiner Abwesenheit groß geworden waren, fielen ihm auf

der alten Treppe, unter den blühenden Bäumen, selber blühend, um den Hals. Er flog in die alte Stube. Das Christusbild hing noch auf der alten Stelle und ganz so, wie er vormals unzähligemal den Vater am Schreibtische gesehen hatte, sah er ihn jetzt wieder.

Dies war Wilhelms seligster Lebenstag. Nun traten alle Bilder seines vorigen Lebens in bewußter Empfindung ihm vor Augen — aber er fühlte auch, daß von da an mit jeglichem Tage die Zeit alles ausstoßen werde, was bisher sich ihm in einer goldenen Welt gegeben und vollendet hatte.

Er entsetzte sich vor dem Gedanken, sich selbst in dem alten Hause zu überleben. Daher ordnete er sein ganzes Verhältniß und alles, was die Kindespflicht von ihm fordern konnte; Zufall und Glück waren ihm dabei hilfreich, und er beschloß aufs neue in die Ferne zu gehen, und ein seinem ehemaligen beschränktern Sein entgegengesetztes Leben zu umfassen, und gleichsam in das große Vaterhaus, „die Welt“, überzugehen.

Viertes Kapitel.

Ehe Wilhelm von seinen Eltern schied, die ihm in Ruhe seine Einwilligung gegeben hatten, hatte er nichts angelegentlicheres zu thun, als von dem alten Hause Abschied zu nehmen. Er erneuerte noch einmal sein ganzes Knabenalter und alle Eindrücke, die ihm aus jener Zeit geblieben waren, dann begab er sich auf den der alten Wohnung nahe liegenden Berg, der höher war, als das Haus, und von da man die ganze Gegend übersehen konnte. Von dort aus rief er seiner vorigen Welt das Lebewohl und wischte sich die Augen.

Er fühlte plötzlich, wie viel er dem alten Hause, wie viel er dem Umstand, in einem hölzernen und zwar in diesem Hause geboren zu sein, zu verdanken habe.

Er erinnerte sich an viele Menschen, die er fast gleichzeitig mit ihm hatte aufwachsen gesehen. Er beneidete keinen; er bemitleidete diejenigen, die als Edelknaben oder als die Kinder vornehmer Häuser sich in dem Strom des gemeinsten Lebens verloren hatten.

Zwar war er mit seiner eigenen Erziehung

nicht zufrieden, er erkannte, was darin vernachläßigt worden war, was er wohl anders gewünscht hätte; dennoch, wenn er an das alte Haus dachte, und an alles, was er dort gesehen und empfangen hatte, konnte er nicht anders, als sich mit dem Loos seines Lebens aussöhnen.

Er umfaßte im Geist die alte trockene Wand, an der sein Bett gestanden hatte. Vielleicht habe ich es ihr zu danken, daß kein die Gesundheit untergrabender Luftstoff in meinen Körper drang. In Kraft der Gesundheit entließ mich das alte Haus, und dieses Geschenk des Himmels ist mir immer geblieben.

Wilhelm empfand nun das hohe seltene Glück, eine an unschuldsvollen Freuden reiche, in harmloser Thätigkeit gelebte Kindheit gehabt zu haben, und wußte es im voraus, daß er überall Freude finden würde, weil ihm die Kunst und Gabe zu Theil geworden war, sie sich selber und ohne Aufwand von künstlichen Mitteln zu verschaffen.

Er hatte in jenem Hause der Menschenwelt lieben und in einfacher Beziehung zu den simpelsten Menschen glücklich zu sein gelernt, durfte er je fürchten, in der Welt seine Welt zu ver-

lieren? Natur, Liebe und Sonne, sagte er zu sich, sind überall, wo man fern bleibt von steinernen Häusern, vornehmen Palästen und dem Nachtleben der alles wahre Empfinden ausstoßenden Verfeinerung.

Mit dem Gedanken, das alte Haus auf immer verlassen zu wollen, erhob sich in Wilhelms Seele der Entschluß, in jedem Sinn frei zu sein und frei zu bleiben. „Wolle keine Sache besitzen — sagte ihm sein Geist — die heute oder morgen dich verläßt und von sich stößt. Sei froh in einer langen Freundschaft, welche von deiner Empfindung unbedauert wurde, glücklich gewesen zu sein, so wirst du immer und überall in der Welt, wie einst im väterlichen Hause, des Lebens Freude finden.“

Er drückte in diesem Augenblick mit tiefer Empfindung die Worte des Evangeliums in sein Herz: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“ So verließ er den Berg und das Haus seiner Kindheit.

Wilhelm änderte seine letzten Ueberzeugungen nie. Er wurde dem Hause seines Vaters nirgends

fremd, und freute sich immer, daß er von allen seinen schmerzlichern Erfahrungen seines nachfolgenden Lebens keine in einem hölzernen Hause gemacht hatte.

Rom, im Januar 1812.

Karl Graß.

Burkhard Zingg von Memmingen.

(Ein altdeutsches Geschichtchen.)

Manche unserer Leser und Leserinnen haben über die Geschichte vom Feuergeist allerlei glossirt, und sogar die Aechtheit derselben bezweifeln wollen, als sei sie erdichtet, und nicht im alten Deutsch des sechszehnten Jahrhunderts geschrieben worden.

Zur Strafe geben wir ihnen abermals eine altdeutsche Geschichte, und zwar diesmal getreulich in der ganz alten Schreibart. So mögen sie nun selbst die Mühe des Uebersetzens haben. Und damit niemand zweifle, daß auch am Ende diese Erzählung und die altdeutsche Sprache dazu bloße Dichtung sei, rathen wir diesen Zweiflern und Zweiflerinnen, sich von irgend einer großen Bibliothek einen Folianten bringen zu lassen, genannt Rerum boicarum scriptores vom Andreas Felix Oefilius, wo sie im ersten Theil, Seite

245 die ganze Geschichte ausführlich abgedruckt finden.

Wie der Feuergeist ein Gemälde von Denkart und Sitte Italiens im sechszehnten Jahrhundert gewährt, gibt uns die Geschichte Burkhard Zinggs ein ähnlichen Gemälde von den Sitten der Deutschen im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts.

Aber nun erzähle Burkhard Zingg selbst.

Wie ich nu mein leben gefuert und verzert hab, und wie ich gelebt hab, und was ich mich genietet hab von meinen jungen tagen bis uff den gegenwertigen tag meines alters das ist 70 jar, wil ich ungefarlich schreyben.

So bin ich geborn worden in dem jar, als man zalt von Christi unnsers Herrn geburt 1396.

Mein liebe Muetter starb an ainem kind da man zalt nach Christi unsers lieben Herrn gepurt 1401 jar, Gott Herr erbarm dich uber sy, Amen. Da was ich 4 jar alt, und hett 3 geschwistergit, 2 brueder Jochem, Conraden und Margrethen unser schwester, und ist zewissen das unser vater ist genant Burckhard Zingg, und was auf das selb mal ein gewerbig man und arbait auf der

Steurmarck, und hett eer und gutt, und was besessen zu Memmingen, nachet auf des Mangolts graben ze nechst an der Beckin die was ein wittibin und nam darnach ein andern man hieß der Kypffenberger, dasselb unsers vatters haus hat seid kaufft ein Huoffschmid und sitzen noch heut bey tag vil Schmid an derselben gassen. Ich gedenck sein wol das wir darinnen waren.

Item darnach da man zalt 1409 da nam unser vatter ein ander weib, der vatter was genant hanns schmid von Krumbach und was auch ein schmid, ein fromer man, die was auch ein junge stolze frau, die was uns kinden nit gunstig und helt uns hert und tett uns ubel, und geviel unsern vatter wol und was im lieb, als noch oft altenmannen junge weib wol gefallen; dem sey als im ist.

Item darnach als man zalt 1407 jar, da was ich ein jungling bei 11 jaren, schied ich aus von Memmingen von vatter und allen meinen freunden und gieng mit ainem schuoller, ich was auch ein schuoler, und was bey 4 jaren in die schuol gangen, und giengen also miteinander in Krainland gen Windisch landen in einen marckt, heist Reisnitz, das ist ein marckt, leut in Kronland

hinder Labach, 6 meyll gegen Kraat, in dem land plib ich 7 jar, und gieng da gen schuoll, dan mein vatter hett ein leiplichen bruoder der was Pfarrer in ainem dorff genant an der Riegg.

Als ich nu bey meinen herrn in der Reusniz gewesen was 7 jar, sicher er hett mich gern zu eern pracht und tett mir guetlich wol und wolt mich gen Wien schicken auf die hohen schuol da wolt ich nit, und zoch von im wider sein willen und wolt nit bleiben, also gab er mir nichts nit. Da was ich nu ein schuoler bey 18 jaren und kam gen Memingen und vermaint ich solt da bleiben bey meinen vatter und ein junckher sein, da het sich die sach gar fast und frembdiglich verkert, dan mein vatter und stieffmuetter waren voneinander, mein bruder war tod, meiner schwester hett man ein man geben und was ich solt han von muetterlich erb das hett mein vatter und ander mein freund alls meiner schwester geben, dan wir kind hetten unser aigen gutt und warn taylt von unsern vatter mit unsern muetterlich erbgutt, als unser vatter sein weib nam, als ich bey meinen vetter in windischen Landen was, meinten mein freund ich kem nit mer von meinem herrn er wurd mich versorgen, und das sy mein schwester

dester das mochten setzen gaben sie ihr dester mer.

Und da ich nu kumen was da hett ich gern vil gehabt als dann ander jung gesellen, und da mocht mir nichts werden, und was niemand mein fro; sicher da hett es mich gerawen das ich nit bey meinen herrn beliben was, und huob mich auf und lieff von stund an wider in das Land hinein; und da ich einkam, da kam ich gleich als der schaur an die helm schlug, mein herr was tod, und hett all sein gut verschafft seinen kinden und andern leutten, er hett 4 kind. Also war ich umsonst hinein gelauffen und miede bain gemacht, und ward mir ein hallerwerts gut nit. Mir geschach recht, wer ich bey im beliben, es wer mir alles worden ꝛc.

Item als ich nu mied bain umsunst gemacht hett da hueb ich mich wieder auf die fieß, und kam wider gen Memingen, da was der wirt vor dahaim, niemand was mein fro, all mein freund achtet mein nit, also kam ich zu ainem biderman was aus ainem dorff in die statt zogen, dem fuert ich 2 knaben in schuol, und bey dem blib ich 1 jar und lernt im die knaben. Sicher da ward ich ainem döchterlein hold und ward ie

lenger ie ungerner gen schuol zegan, und hindenach wolt ich nimer gen schuol gan, und wolt ain handwerck lernen, dann mein schwester die hett ein weber, was ein frumen und reicher weber, da gieng ich aus und ein, da gedacht ich mich, wie sein Knecht so gut leben hett und ward mir dasselb handwerck als wolgefallen, das ich es je lernen wolt, und ließ ganz von der schuol. Mein schwager het mich auch gern gelert, aber die ander mein freund die wolten michs nit lernen lassen, da wolt ich ein handwerck lernen, also rietten mir meine freund, so ie anders nit wolt, das ich das kirsner handwerck lernet, das wer gar ain gut und erlich handwerck, darzu wolten sy mir ratten. Also ließ ich mich überreden und zu ainen kirsner dingen zu Memingen, ward darnach ein wachter auf dem Kempter-torr, und als ich nu bey dem maister was, bey 14 tagen, da hett ich sein gnug, es tett mir im ruggen wee und was im niendart recht, also gien ich zu meiner schwester und sagt ir, ich wolt ie nitmer bey dem kirsner bleiben, ich wolt aber wider in die schuol gan, das sach mein schwester gern und auch ir man, dan mein schwager hett gern ein pfaffen aus mir gemacht rc.

Item also hueb ich mich auf und nam mein schuolbuoch und batt mein schwester und iren man um ein zerrung, sy gaben mir 6 ß. Heller und nit mer, und mit dem gieng ich denselben tag gen Welse, da lag ich die nacht in dem Spital, dan ich hett nit vil zerung, und ist zuwissen, als ich von den kirsner komen was da miesten mir mein freund geben 7 tt. H. die hett man mir gehaissen von mir zelernen ꝛc. Und als ich zu Welse in dem spital die nacht lag, da stund ich des morgens fruo auf und lief uberhin gen Biberbach, da kam ich von stund an zu ainem frummen man, was gar reich und was ein schuoster gewesen, aber er tryb das handwerck nit, der wolt mich um gotteswillen behalten han 1 jar oder lenger, und das ich in die schuol wer gangen. Doch solt ich dos prott selb han, also gieng ich da in die schuol bey 14 tagen und schemet mich ze pettelen und wen ich von schuol gieng so kauft ich ein laib prott um 1 pf. und schneid stucken daraus und wen ich heim kam so fragt mich mein herr, ob ich in der stat wer gewesen nach prott, so sprach ich ja: da sprach er dan zu mir man geit gar gern hie den armen schuolern. Biß ich in mir das hett ich mocht aber ie nit pettelen, und sagt mir ain

schuoler wie das gar ein gutte schuol zu Ehingen wer, und wolt ich mit im ziehen, das ichs tett: also gieng ich mit im gen Ehingen, da waren groß Bachanten die lieffen all in die statt nach prott. Da ich das sach, das die alten und grossen schuoller nach dem prott lieffen und sungen, da lieff ich mit in, und kam an, ich wolt mir selb viert gnug gebettelt han und schamet mich fürbas nit mer, und gwang mir gnug das ich gnug zu essent hett ꝛc.

Item als ich nu zu Ehingen was, und gieng da in die schuol 1/2 jar, da kam ein grosser Student zu mir, und sprach, ob ich mit im wolt ziehen gen Ballingen, da wer gar ein guette schuol, da wolt er mir helffen zu ainem guten dienst da mir blonung wurd, und wolt mir helffen und ratten, und pracht mich mit im auff mit seinen guten worten, das ich mit ihm zoch nach Ballingen, das ist ein klain statt, ligt 1 meyl von Hohenzöll, und als wir nu gen Ballingen kamen, da bliben wir da wol 1 jar, da gieng ich gen schuol, und mein gesell verließ mich, und tett mir weder hilff noch ratt. Also kam ich zu ainem armen man was ein schmid, was genant Spilbenz, bey dem was ich ain zeit, und fuert im

ain knaben gen schuol. Darnah kam ich zu einem gastgeben, der gab mir ganze kost, das nit bettlens bedorfft.

Danach zog ich von dannen, und kam gen Ulm, da blib ich 1 jar, und was bei einem pfeiffer, der was der statt pfeiffer genannt Heuslin von Bibrach, sicher der tett mir guetlich. Ich fuort im ein knaben gen schuol, ist seider auch ein pfeiffer worden. Ich petlet das prot ꝛc.

············

Der arme Burkhard lief noch durch manche Schule bis er im J. 1419 zu einem reichen Mann in Augsburg kam, der Handel nach Venedig trieb. Dieser nahm ihn in Dienst, und Burkhard sich ein Weib.

Sie was ainer armen Frawen, einer Witwen tochter von Möringen genant die Storcklin, was ain frume arme fraw und gab mir nicht mer dan ein klein petlin und ein kuelin und sunst arm dinglach als pfannen ꝛc. was alles nit 10 tt. pf. wert, so hett ich sicher auch nitt vill, ich hett gutt gewand und nitt vil berait pf. (phenning), das was ich ein wenig bericht das ich wol dienen kund und tett das williglich und gern, und mein

Herr was mir hold, das war all unser guett, das wir zesammen brachten. Mein weib hieß Elizabeth, und was uf dasmal meins herrn magd, so was ich auch sein diener als dan oben berurt ist, und nomen einander also in guter freundschaft, geschah als man zalt 1420 jar, und als wir nu Hochzeit miteinander hetten gehapt, da west ich sicher nit, was ich thun solt, dan ich hett nichts, so hett ich meins herrns huld gar nit, und hett die huld verlorn, dan es was im laid, das ich mein weib genomen hett, und ich darub nit rat gefragt, und wolt mir weder rathen noch helffen, also west ich nit, was ich anfahen solt, doch was mir das Weyb lieb und was gern bey ihr, und bedacht mich mit meiner hausfrawen, die was mir auch hold, die trost mich und sprach: Mein Burckhard gehab dich wol und verzag nit, laß uns einander helffen, wir wollen wol auskomen, ich wil an dem rad spinnen, und wil all wochen wol 4 ſ. woll verspunnen, das ist 32 pf. und als die Fraw als trostlich was, da erkecket ich auch und gedacht, nun kan ich ein wenig schreyben, ich wil besehen ob ich mög einen Pfaffen haben, der mir zu schreyben geb, wie wenig du verdienst, so gewint dein

Weib 32 pfenning, so ist doch wolfail; villeucht geit Gott zu, das wir wol auskummen. Also was ein Pfaff zu unser Lieben Frawen genannt Dominus Conradus Seyboldus de Memingen, der was Gesell zu unser Lieben Frawen uff der pfarr, und was mir auch gunstig, wan er was auch von Memmingen, und was schuolmeister da gewesen, und was ich auch zu derselben zeit zu Memingen sein schuoler. Zu dem gieng ich, und sagt im, ich hett ein Weib genomen, und west nit, was ich thon solt: ich wollt gern um lon schreiben, so hett ich nicht ze schreyben, der gutt Herr was fro, das ich gern schreyben wolt, dan er hett gern ainen gehapt der im geschriben hett, und sprach, wilt du mir schreyben, ich wil dir ein jar zu schreiben geben, und wil dir wol lonen, und also pracht er mir ein grosses buoch in bergamen, was maister Rudolffs, der was desselben Chorherr und Pfarer zu unser Lieben Frawen, und was ein Docktor, das buoch ist genant Compendium S. Thomae; das buoch ließ mich der Herr mit mit haim tragen, und gab mir 1 f. also bar, das ich papier kaufet, und fast schryb, und also kam ich haim zu meiner Hausfrau, und sagt ir was ich geworben hett, sy was fro, und also

huob ich an zeschryben, und schryb in derselben wochen 4 sextern des grossen papiers karia regal, und pracht die 4 sextern dem Herrn, das geviel im so wol das ich so bald angefangen hett, und geviel im auch die schrifft wol, und verhieß mir 4 groß von einem sextern. Also schryb ich im bei 50 sextern, und gewon gelts gnug, und mein Weib und ich sassen zusamen, ich schryb, mein Weib span, und gewonnen oft und dick 3 tt. pf. in einer wochen, doch seyen wir bei einander gesessen die ganzen Nacht, und gieng uns gantz wol, und gewonnen, was wir bedorfften.

Burkhard kam nun wieder zu seinem vorigen Herrn, und machte für ihn viele Reisen nach Frankfurt, Venedig, und selbst nach Ungarn zum König Sigismund und dem Herzog Ludwig von Baiern. Von den Abentheuern auf dieser Reise nach Ungarn erzählt er folgendes:

Da fuer ich auf der Thona bis gen Wien, da kauft ich ain pferd und reitt gen Ungern, und als ich kam zu den Tottis, das ist gar ein groß dorff, da was der Römisch Kunig Sigmund zu dem ich geschickt was, aber ich kund nit für sein gnad komen, dan es was so grosse Herrschaft da,

das es nicht gesein mocht. Es was Herzog Ludwig von Bairn der Großgraff von Ungern, der Bischoff von Passaw der Bischoff von Grann, der Graff von Cili und vil groß Herrn von Ungern das mir ainer sagt, es weren mer dan 8000 mann da. Er sagt mir das unser Herr der Kunig nach bey 4 tagen solt gen Offenn komen, und riett mir das ich dahin ritt mit guette gmach, das wer mir pesser dan das ich mit den Kunig ritt mit grossem ungemach, der mir das sagt was ein Edelman, hies Howinger, der raitt den Kunig nach, wan er was im vil schuldig ꝛc., also reit ich desselben tags von dannen, dan ich mocht kain herberg han die mir geviel, kam in das vorgenant dorff Banhide, da belib ich uber nacht, und hett ein gutt herberg, und als ich des morgens noch am pett lag, da hort ich ein groß getresch mit faren und gan: ich stund auf, da sach ich vil volck reiten und vil wagen faren, nacheinander je länger je mer, ich fragt was das wer, man sprach, der Kunig kam, und das was war, also ließ ich mir angeheißen machen, und aß und tranck, und gab meinen pfard auch ein fuotter, darnach saß ich auf und reitt den Leuten nach, und fragte nit vill darnach, dan ich reitt

mit den Leutten der was vil hinder und vor mir. Als ich nu als lang geritten was das mich bedaucht es wer mittag, ich hett gern geessen, auch mein pferdlin getrenckt. Es war aber nit zeit, nu kam ich an ein wegscheidin was ein getribner gutter weg ging auf die linggen hannd, ich maint der weg solt sich wider her schicken zu diesen weg, und reitt also denselben weg. Als ich villeich 1/4 meil geritten war, da ward mir die weyl lang, und ward mir grausen und zweifelt ab den weg, und gedacht, ich solt wider umkeren, und tett es doch nit, dan es ritten 2 vor mir, die waren auch am ersten vor mir, und ritten denselben weg, und ich raitt in nach, und waren sy allwegen ein ackerlenge. weg von mir das ich sy fur sich in meinen gesicht hett, und ich gedacht sy weren Landleutt und kunden die weg wol, darumb raitt ich in nach, und ward der weg abnemen je lenger je fester, und ward schier das ich zu in kam gesehen mocht. Dazu was es im abent werden, nu ward mir grausen, wan ich was allein in den grossen ungeheuren wald, und west nit wahin oder wa aus, und ward Gott anrueffen, und seine liebe muotter und gesegnet mich, und batt Gott, das er mir

hulff, das ich zu Leutten komen möcht. Dan mir ward fast grausen, das ich mich meins lebens schier verwegen hett, und in dem als ich Gott anruff, da verschwunden die 2 den ich den ganzen tag nachgeritten bin und gesach ihr nit mer, und als ich nu also in angsten was, und west nit wo aus da bedaucht mich ich sech ein Schlos vor mir stehen auf ainem schroffen, ich forcht mir und gedacht mir ob das untrew leutt darain weren sy mochten dich erwirgen, und was ein feindlich gestreuß und ein heggen mit rauchen dorn um das Schlos und sach niemand kain Thor daran, und als ich nu das Schlos also ansach, so plickt ich also nider vor mich da sach ich 2 grosse hauende Schwein vor mir steen mit aufgethonen rueslen, ich erschrack und ruefft Gott an um hilff und mit den sach ich neben mein ein tieffen weg, also nam ich mein pferdlein bey dem zigel und gurtt ab meine sporn roslett die staig bis ich kam an den weg und zoch mein pferdlin mit mir, und als ich nu auf den weg kam, also saß ich auf und raitt den weg nach und sach furbas weder Schlos noch wilde Schwein, und raitt also dem weg nach bis ich kam aus dem Holz, und darnach kam ich an die Horb da ich

am morgen ausgeritten war und kannt der Herberg nit und was den ganzen tag von morgen frue bis in die Nacht geritten in dem Wald ungessen und untruncken, ich und mein pferdlin, aber Gott hat uns behuett und beholfen und als ich nu gen nacht solt essen und ob tisch saß, ich mocht weder essen noch trincken. Der wiert fragt ob ich mein potschaft hett ausgericht und wer auf der widerfart, ich sprach lieber her wiert, ich hab den Kunig nie gesehen und sagt im wie ich den tag in den wald umgeritten wer und was mir begegnet wer, das wundert sich der wirt und sprach, lieber freund, ir seid heut am morgen aus meinen haus ausgeritten und habt zu morgen hie gessen, wie ir aber umgeritten oder wa ir gewesen seind, das wais ich nit und dacht den wiert ain groß ding sein rc. Und des morgens fruo stund ich auf und richtetet mich auf den weg in den Wald und fragt des wegs, der wiert zaigt mir den weg, ich raitt hindan ein klain, ich kam wider in das dorff, also fragt ich aber wo ich anhin reitten solt gen Offen, man zeigt mir und sagt mir aigentlich gnug auf den weg, auf welchen land ich raitten solt, ich raitt hin und kam aber in das dorff also sach ich nu wol und erkant

das ich betrogen was und das es ein gespenst was gewesen als ich den 2 nachgeritten in den wald, und auch die 2 schwein die vor mir stunden, wan als ich Gott anrueffit und mich gesegnet da verschwand das gespenst alles vor meiner und gesah es fürbas nit mer. Also gewan ich ainen man der mit mir solt gan durch den wald ich was sicher halb unwissend von der trugnuß worden und was die forcht noch ains tails in mir. Darumb so kam ich so hart auf den rechten weg, der mann gieng mit mir durch den wald bis zu zu einem weyller, warn bei 3 oder 4 Heuser, hieß Sara, was in dem wald, da fand ich den Kunig und Herzog Ludwigen bey im in einen armen hauß. Also hatt ich den Thurhietter, was ein Edlman, das er mir hulff für des Kunigs gnad, ich wer ein pott von Augspurg ꝛc., also sprach er der Kunig wurd zur stund aussergan, dan man het geessen, ich solt ein klein weyl warten ꝛc., also zestund gieng der Kunig zu der tür heraus, und Herzog Ludwig nach im, und ich was hie und knieget fur sein gnad nider, er hieß mich aufſten; was ich wolt: ich pracht ein glaubs brief den las er selb und darnach sprach er, ich solt gen Offen reitten, da wolt er mir antwurten und

genediglich verhoren. Also blib der Kunig daselben wol 3 tag, und jagten und warn frolich, und ich raitt gen Offen und wartet bis der Kunig kam, und ward gnediglich ausgericht, Gott sey gedanckt, amen.

****

Burkhard ward bei seinen Geschäften zuletzt ein wohlhabender Mann, kaufte sich in Augsburg ein eigenes Haus um 200 Gulden, trieb Kaufmannschaft und führte Ballen von Venedig heraus, daß er viel Geld gewann. Aber seine liebe Hausfran Elisabeth, die zwanzig Jahre lang mit ihm des Lebens Lust und Leid getragen, und manches Kind geboren hatte, starb. Da nahm er sich eine andere Gattin, Namens Dorothea Külenbek. Sie lebte als Witwe mit ihren Kindern schon geraume Zeit bei ihrem Bruder zu Moringen.

Da er starb da fuelen die gelter uber die fromen Frawen und namen was da was und also plib der Frawen und iren Kinden nichts uber, dann ir man was vil schuldig und miest die lieb Frau von irer Not wegen zu irem bruoder gen Moringen, dan sy nichts hatt, so hett sy auch

kein zugehor das sy mocht beleiben, dan bey dem bruoder der hett ein Weib die was aine von Westernach ain scharpffe zornige Frau, die hett die liebe Frawen ungern, und griesset sie zu aller zeit ubel und verschmeht sy und ire kind ein sun und ain tochter, nu ward mir gar vil gesagt von ir wie das sy wer ein schone grade Fraw so frum und so tugenthafft das man irs gleichen kam finden mocht, also ward ich bewegt in barmherzigkait von ir schon, und frumkait und tugentwegen und schickt nach ir gen Moringen. Also kam sie zu fuß als ain arme Frawe, als ich sy sach, geviel sie mir wol und redt mit ir, ob sy mich wolt nemen, das ward sy von herzen fro und sprach sy wolt mich gern haben und wolt alles thun das ich wolt, und wolt mir unterthenig und gehorsam sein une nichts von mir begeren, dan was mein freyer und gutter will wer, und wolt mich und alle mein kind in Eren haben und ir sy lassen empfolchen sein, als ir aigne Kind ꝛc. Und als ich das hort, das die Fraw so guetwillig was, da geviel sie mir noch bas dan vor und nam sy, doch warn dabey erber leut genug und als ich sy genommen hett do was sy frum und schlecht nnd ie lenger ie besser, und

alles das man mir gesagt hett von ir, das was war, sy was from, tugenthafft, heuslich, und span vast, hett mir meine kind gar schon, so hett ich sy auch schon und in Eren, und kauft ir was sy bedorfft, röck und mentel kirsen und belz, das sy auch wol beniegt und also lepten wir in freundschafft miteinander 7 jar, Gott von Himmel bis ir genedig.

Und ist zewissen, das sy mir nichts zupracht dan 2 beth an zich, und ein truben on fueß und ein fizin deck, und hett weder mentl noch schlair, dan ain sun und tochter, die waren auch nacket, die beschleffet ich von fuß auf und auch mein hausfraw. Die tochter ist seit in St. Catarina Chloster komen, und ist ein schone Chlosterfraw, und lept noch auf das 66 jar, und ist jung und stolz, Gott behuett sy und uns vor ubel, amen.

••••••••••

Er mochte mit seiner Dorothea etwa acht Jahre gehauset haben, starb sie. — Nun legte er sich ein Fräulein zu, Margarethe Segesser von Walhaupten, mit der er in wilder Ehe lebte. Das erzählt er selbst also:

Als nu mein Weib die Edlfrau starb, da

belib ich ein Witwer 4 1/2 jar, und lept sicher elendiglich, und hett mich eins torrenden Frewlins unterwunden, das was mir sicher lieb, daran ich nit vil gewan, sy thet mir schier mer schaden wan guots ꝛc., als villeucht ainem toreten man oft geschicht. Also bedacht ich mich, wie ich so ellend lebt und in sünden und niemand mir trew was noch ich ze gut thett dan um das mein und das Frewlein was mir gar gefar und stall mir das mein, wa es mocht, das verdroß mich, wan ich macht sein nit mer. Da es vernam das es solt urlaub han, da gefliß es sich vil poshait, aber es mocht nit mer, dan es erdacht sich ains sins und meint es wolt mir gelt abschrecken, und lud mich auf das Korgericht und clagt mich an umb die Ee, daran sy mir warlich unrecht thet, und hett gern gesehen, das ich mit ir getedingt hett, aber ich wolt nit anderst dan Recht, also was ich von ir ledig on gelt, das hab ich ain brief von dem Korgericht, kost mich 1 f. 20 pf. damit bin ich ledig von ir, das Frewlein hat 2 kindlach bey mir gehapt ꝛc.

****

Aller guten Dinge sind drei, dachte Burkhard, und machte zum drittenmal Hochzeit mit

der Tochter einer „Krämerin“. Auch mit ihr lebte er glücklich. Sie starb, da er 59 Jahr alt war, und hinterließ ihm mehrere Kinder. Nun hätte er sich sollen begnügen lassen. Aber schon 64 Jahr alt, plagte ihn der alte Adam noch, und er heirathete zum viertenmal. Daran that er übel, wie wir aus den Seufzern bemerken, mit denen er seine Lebensgeschichte schließt:

In der zeit hab ich mich mer unliebs und ubels geniettet dan darvor ie von allen meinen tagen, von jugent uff bis uff abgenant zeit, besonder meinem zornlichen tratzlichen Weib.

Als las ich das Weib leben und thon was sy wil, und hab mich gar darein ergeben von meiner kind wegen.

Zufalls Launen.

(Eine wahre Anekdote.)

„Der hat sein Glück gemacht“, pflegen wir zu sagen, wenn wir einen wackern Mann emporsteigen sehen. Allerdings mag er es verdient haben, doch war das der Grund seines Glückes? — Höchst selten! Tausend brave Männer gehen unter mit allen ihren Verdiensten, wenn nicht ein Zufall sie an das Licht zieht. Es sind Goldkörner, die der Weltstrom reichlich mit sich führt, aber selten gibt sich einer die Mühe, sie heraus zu waschen; nur was der Zufall an das Ufer warf, das wird gesammelt und verarbeitet. Darum sollte keiner auch des verdienten Glückes sich überheben, denn er wird, beim Lichte besehen, fast immer finden, daß Fortuna, gleich einer Spinne, den Anfang ihres Fadens an das erste, was ihr in den Wurf kommt, heftet. Das bekennen wir eitle Menschen freilich uns nicht gern; wir mö-

gen lieber alles Schöne und Gute, das uns widerfährt, auf die mit doppelter Kreide geschriebene Rechnung unsere eigenen Verdienste setzen.

Von dieser Bemerkung machten einst ein halbes Dutzend Männer eine Ausnahme, die A, B, C, D, E, F heißen mögen. Sie hatten miteinander studiert, und sämtlich wahre Verdienste erworben. Nach mehrern Jahren, als sie schon Alle wohlbehaltene Staatsmänner waren, stifteten sie ein Kränzchen unter sich, kamen wöchentlich einmal zusammen, erneuerten bei altem Wein die alte Freundschaft, und erfreuten sich des wechselseitigen Wohlstandes.

„Das würde nun wohl anders sein", begann eines Abends der muntere A, „wenn wir, gleich vielen unserer damaligen Gefährten, die akademischen Jahre verschleudert, und nicht Schätze gesammelt hätten, die uns nun Zinsen tragen."

„Herr Bruder", antwortete B, „ich will dir wohl zugeben, daß keiner von uns eines dauerhaften Glückes genießen würde, wenn er die sittliche und wissenschaftliche Bildung damals versäumt hätte; aber — die Hand aufs Herz — verdanken wir eigentlich dem unsern jetzigen Wohlstand? Ich wenigstens nicht, und so manche

Erfahrung läßt mich zweifeln, daß es Euch besser ergangen." Die Freunde stutzten. „Ich", fuhr B. fort, „bin jetzt Kriminalrath; dazu hat eine Spinne mich gemacht."

„Eine Spinne!" riefen alle.

„Ja, ja, eine Spinne. Ihr wißt, ich habe etwas Rechtschaffenes gelernt, und im Examen nicht gestammelt. Man gab mir das beste Zeugniß, aber kein Amt. Es hieß oft, der B. ist ein tüchtiger Kriminalist, man muß ihn gelegentlich versorgen; aber die Versorgung blieb aus. Der Kranken waren zu viele, die zum Teiche Betesda hinkten, und jeder hatte eine Krücke, die mir fehlte. So oft ich springen wollte, war schon ein Vetter, ein Schwager oder ein Günstling von irgend einer bedeutenden Person vor mir hineingesprungen. Sie kommen zu spät, war immer die höflich kühle Antwort des Herrn Präsidenten."

„Als nun die Kriminalrathsstelle erledigt wurde, meldete ich mich abermals mit geringer Hoffnung, denn ich hatte schon erfahren, daß ein Verwandter der Frau Präsidentin, ein dummer Teufel aus der Provinz, angelangt sei, um die Stelle wegzuschnappen. Ich fand auch richtig

meinen Mitbewerber bei seiner mächtigen Frau Muhme auf dem Sofa sitzend, und ein vornehm mitleidiger Blick, den er auf mich warf, ließ mich ahnen, was ich zu erwarten hatte. Der Herr Präsident ging im Zimmer auf und nieder, und schien verlegen, wie er mit guter Manier mich abermals abfertigen sollte. Plötzlich fing seine Frau Gemahlin aus Leibeskräften an zu schreien, Arme und Finger aus einander breitend. Eine große Kreuzspinne kroch ganz gemächlich auf ihrem Busen, nach der Seite zu, an welcher ihr Vetter saß. — Weg damit! weg damit! schrie sie mit ängstlicher Heiserkeit. Der Präsident, der sich vor Spinnen nicht minder fürchtete, als seine Frau, wich einen Schritt zurück. Weg damit! keuchte sie dem Vetter zu, der ganz bescheiden mit seinem Hute der Spinne entgegen zu wedeln begann, wodurch diese bewogen wurde, umzukehren, und die schöne Laufbahn aufs neue nach der entgegengesetzten Seite anzutreten. Die Frau Präsidentin war einer Ohnmacht nahe. Jetzt sprang ich zu, ergriff die Spinne, schleuderte sie auf den Boden, und zertrat sie."

„Hätte ich der gnädigen Frau ein verunglücktes Kind aus dem Wasser gezogen, sie hätte mir

nicht feuriger danken können. Ich wurde zum Essen behalten, saß bei der Tafel neben ihr, und hatte Gelegenheit mit einer zierlichen Wendung den Busen zu rühmen, mit dem ich so unverhofft durch die Spinne in vertraute Berührung gerathen war. Wenige Tage nachher wurde ich Kriminalrath, und die ganze Stadt erzeigte mir die Ehre zu sagen, man habe meinen Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Ich aber ließ mir eine goldene Spinne machen, die ich, wie Ihr seht, als Brustnadel trage, und insgeheim als meinen Fetisch verehre." — „Nun Freunde, ich bin aufrichtig gewesen. Vivat sequens!"

Die Freunde sahen einander an. „Er hat Recht", murmelte der Hauptmann A, „ohne meinen Rosenstock hätte ich noch immer keine Kompagnie."

„Er hat Recht", nickte der Hofprediger C, „ohne ein paar Dutzend Kirschkerne säße ich noch immer auf meiner Dorfpfarre."

Der Kaufmann D. bekannte, daß sein großes Handlungshaus auf eine Stecknadel sich gründe. E. verdankte eine reiche Erbschaft einem Pferdehuf, und F. eine reiche Erbschaft einem verlornen Papierschnitzel.

Nach dieser allgemeinen Beichte foderte B. die Freunde auf, sich näher zu erklären.

„Ich habe in drei Feldzügen mich brav gehalten", sagte der Hauptmann, „dennoch blieb ich immer Herr Lieutenant, und mußte manchen vornehmen Junker, der hinter dem Ofen gesessen, mir vorziehen sehen. Zum Glück verliebte sich ein alter General in ein schönes junges Mädchen, das er heirathen wollte, und dem zu Liebe er allerlei jugendliche Thorheiten beging. Unter anderm wurde er auch empfindsam, weil sie es war. Wer ihn des Morgens vor der Fronte fluchen und toben hörte, der traute seinen Ohren nicht, wenn Abends die Zaubermacht den rauhen General in einen girrenden Schäfer verwandelte. Trotz der Ungleichheit der Jahre wurde das schöne Mädchen seine Braut, doch mit dem Vorbehalt, für das Opfer ihrer Jugend ihn zu tyrannisiren. Das that sie denn auch nach Herzenslust. Alle Schweißtropfen, die er auf der Parade seinem Regiment abpreßte, schienen sich auf seiner Stirn zu sammeln, wenn die Grillen der Braut vor ihm aufmarschirten, und wehe ihm, wenn er ihre Launen nicht befriedigen konnte."

„Wir hatten damals unser Quartier in mei-

ner Vaterstadt, ein kleiner unbedeutender Ort, wie Ihr wißt. Der Weinachtsabend rückte heran. Das Fräulein begehrte von ihrem geschmeidigen Verehrer einen Rosenstock. Anfangs schien der Wunsch ihr wenig am Herzen zu liegen, als sie aber hörte, es sei im ganzen Städtchen kein blühender Rosenstock zu finden, bestand sie mit kindischer Unart darauf, und brachte durch ihr Maulen den General zur Verzweifelung. Er sandte reitende Boten in die nächsten großen Städte, die ihm auch wirklich Rosenstöcke brachten; aber der eine war geknickt, der andere erfroren, und das Fräulein warf sie aus dem Fenster. Das Schneegestöber, welches damals drei Tage lang uns heimsuchte, war nicht so ungestüm als ihre Laune."

In dieser Noth ritt der General am Weihnachtsmorgen zufällig an meiner Wohnung vorbei, und — erblickte an meinem Fenster einen blühenden Rosenstock, den ich selbst mit großer Sorgfalt für den nahen Geburtstag meiner Mutter gezogen hatte. Kein hungriger Habicht kann so schnell auf die erste Lerche herabstürzen, als er, vom Pferde springend, in mein Zimmer brach, und mit gierigen Blicken zu dem Rosenstocke eilte.

Ich war nicht wenig erstaunt über den unerwarteten Besuch, noch mehr über die ungewohnte Freundlichkeit, mit der er mich anredete: Lieber Herr Lieutenant, wollen Sie mir wohl diesen Rosenstock überlassen? — Ich hatte nicht die mindeste Lust dazu, und entschuldigte mich höflich mit dem Verlangen, meiner alten Mutter eine kleine Freude zu machen. Als er fortfuhr, mit ungestümen Bitten in mich zu dringen, nahm ich mir die Freiheit, ihm zu sagen: er habe es nicht um mich verdient, daß ich nun ein solches Opfer ihm bringen solle. Ich erinnerte ihn bescheiden an die Kränkungen, die ich erlitten, obgleich er selbst mir oft bezeugt habe, daß ich im Felde mich brav gehalten. Diese Erinnerungen, die er sonst sehr unwillig aufzunehmen pflegte, fanden diesmal ein geneigtes Gehör; wir fingen an zu handeln, und kurz, er packte meinen Rosenstock auf, gegen das billige Versprechen, mir die nächste erledigte Kompagnie zu verleihen. Er hat Wort gehalten. Mein Blut hatte ich vergebens vergossen, aber nicht das Wasser, mit dem ich meinen Rosenstock tränkte."

Der Hofprediger nahm nun das Wort: „Das Beste an meiner kleinen Dorfpfarre war ein

Kirschengarten. Vielleicht erinnert Ihr Euch noch, daß ich immer ein großer Liebhaber von Kirschen war, und sie stets mit solcher Begierde verzehrte, daß ich mir nie die Zeit nahm, die Kerne abzusondern, die ich alle mit verschluckte. Niemals hatte ich eine Unbequemlichkeit davon empfunden, aber nun, da ich die schönsten Kirschen aus der ersten Hand hatte, und mir allzu gütlich that, wäre es mir fast ergangen wie dem braven Gellert, der, wie man sagt, an einer Verstopfung von Kirschkernen starb. Ich wurde kränklich, Hypochonder, ohne den Grund meines Uebels zu errathen. Den Aerzten ging es nicht besser als mir; sie meinten es sei eine gelehrte Krankheit, die ich durch vieles studieren mir zugezogen. Ich sollte ins Bad reisen, und da meine Umstände das nicht erlaubten, so mußte ich mir Pyrmonterwasser verschreiben. Glücklicherweise war ich schon gesund, als es ankam. Ich stellte es in meinen Keller und dachte nicht weiter daran."

„Bald nachher wurde ein neuer, strenger Zolltarif publizirt, in welchem, unter andern verbotenen Waaren, auch von sämtlichen mineralischen Wassern die Einfuhr nicht gestattet wurde. Das war ein Donnerschlag für den Herrn Con-

sistorial=Präsidenten, dem die Aerzte im Monat Januar rund heraus erklärt hatten, er werde im Frühjahr vor dem großen Consistorium der Engel erscheinen müssen, wenn er nicht eilig Pyrmonterwasser tränke. Das war nirgends zu haben. Um es zu verschreiben, bedurfte es einer allerhöchsten Erlaubniß; diese zu erlangen war Zeit vonnöthen, und da Pyrmont ziemlich weit entlegen ist, so konnte der Präsident leicht berechnen, daß die Hilfe nicht früher, als an seinem Todestage eintreffen würde. Darüber jammerte er laut. Ich war eben in der Residenz, wo ich um eine bessere Pfarre mich zu spät beworben hatte. Flugs ließ ich meine fast vergessene Kiste kommen, brachte sie dem kranken Mäcen, und empfing vier Wochen nachher den unerwarteten Ruf als Hofprediger."

„Mir" hub der Banquier an, „ging es anfangs übel. Fleißig war ich und pünktlich, aber es mangelte mir Kredit. Einst bot sich mir eine vortheilhafte Gelegenheit dar, bei der ich hundert Prozent gewinnen konnte, wenn ich nur ein Kapital von 5000 Thaler in Händen gehabt hätte. Ich entschloß mich, einen reichen Sonderling um dieses Kapital anzusprechen. Er empfing mich

sehr kühl. Vergebens setzte ich ihm die Vortheile auseinander, die ich zu erlangen hoffte. Er foderte Sicherheit, die zu leisten ich ausser Stande war. Schon hatte ich seufzend abgebrochen. Wir gingen mit einander stumm auf und nieder. Da fiel mir eine Stecknadel in die Augen, die ich vom Boden aufhub, und auf meinen Rockermel steckte, weil ich von Jugend auf gewohnt war, auch das Kleinste nicht umkommen zu lassen. Der Sonderling blieb stehen, sah mir einen Augenblick ins Gesicht, und sagte ganz unvermuthet; Sie sollen die 5000 Thaler haben."

„Auf der Stelle zahlte er mir sie aus, ohne irgend eine Sicherheit zu verlangen. Ich ahnte damals nicht, warum er seine Gesinnungen so plötzlich geändert hatte. Doch als ich das Geld ihm wiederbrachte, welches mir großen Gewinn abgeworfen, da erklärte er mir: das Aufheben der Stecknadel habe ihm Vertrauen zu mir eingeflößt, er habe daraus auf meine Wirthschaftlichkeit geschlossen. Ohne jene Stecknadel würde ich keinen Heller von ihm empfangen haben, und vielleicht noch immer ein armer Teufel sein."

„So wie ich ohne die Pferdehufe", sagte E, der reiche Erbe. „Mein alter Oheim, der

in Indien Schätze gesammelt hatte, war sehr unfreundlich gegen meine arme Mutter, seine einzige Schwester, und wollte von mir nichts wissen, weil sie vor fünfundzwanzig Jahren, aus Liebe zu meinem Vater, die Hand eines seiner Freunde verschmäht hatte. Vergebens boten wir alle Mittel auf, ihn zu besänftigen; der sonst edle Mann blieb hartnäckig, unversöhnlich, und hatte bereits durch ein förmliches Testament alle seine Güter den Armen vermacht. Ich durfte ihm gar nicht vor die Augen kommen, und hatte auch keine Lust dazu."

„Eines Tages hielt der Fürst Heerschau auf einer großen Wiese, dicht neben dem prächtigen Landhause meines Oheims, bei dem er sich zum Frühstück angemeldet hatte. Um dieser Ehre sich noch würdiger zu zeigen, bestieg der Alte, wider seine Neigung, einen schönen Gaul, und mischte sich bei der Heerschau unter das Gefolge des Fürsten, konnte jedoch nicht immer so schnell folgen, als die verschiedenen Evolutionen der Kavallerie es erfoderten. Einmal wäre er fast überritten worden. Er entging zwar diesem Unglück, aber sein Pferd wurde scheu, rennte mit ihm unter den dicksten Haufen der Zuschauer, bäumte sich,

schlug hinten und vorn hinaus. Mehrere der Umstehenden griffen nach dem Zügel, auch ich, der ich eben einer der nächsten war; der Gaul hieb mit dem Vorderfuß nach mir, und traf mich so unsanft in die Seite, daß ich ohne Besinnung niederstürzte.“

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einem schönen Zimmer auf einem weichen Bette; Aerzte und Wundärzte waren um mich beschäftigt, und vor allen mein Oheim mit der zärtlichsten Sorgfalt. Er kannte mich nicht, und nur der Gedanke, daß sein Pferd mich vielleicht zum Krüppel gemacht, war die Quelle seiner menschenfreundlichen Bemühungen. Erst am andern Tage, als ich mich ein wenig erholt hatte, fragte er nach meinem Namen, den ich noch verschwieg, und mich für einen Fremden ausgab. Es ging sehr langsam mit meiner Heilung. Täglich brachte der Alte einige Stunden, und zuletzt ganze Tage an meinem Bette zu, denn ich bot alles auf, ihn zu gewinnen, und es gelang über meine Erwartung. Als ich genesen war, that er mir den Vorschlag, mich nicht mehr von ihm zu trennen, und ließ mich hoffen, daß er mich an Sohnes Statt annehmen werde. Ich küßte dem Greise

gerührt die Hand, und äusserte die Furcht, er werde mich verstoßen, sobald er meinen wahren Namen höre. Er stutzte — ich nannte mich — die Entdeckung erschütterte ihn — es trat eine Thräne in sein Auge — er umarmte mich und schickte nach meiner Mutter. Zwei Jahre lebten wir nun noch in der liebevollsten Eintracht. Nach kurzem ist er gestorben. Mir hinterließ er seine Reichthümer, und auch den Gaul, dessen Huf ich sie verdanke, und dem ich selbst täglich das Futter bringe."

Jetzt war F. noch übrig, der unter allen der Glücklichste sich dünkte, und wohl mit Recht, denn er besaß eine der liebenswürdigsten Frauen, die ihm nebenher ein ansehnliches Vermögen zugebracht hatte. „Julie N**," hub er an, hatte längst meinen Augen wohl gefallen, aber sie war viel zu reich, ihre Mutter viel zu vornehm, und vor allen Dingen sie selbst viel zu gleichgültig gegen mich, als daß ich mir erlaubt hätte, irgend eine Hoffnung aufkeimen zu lassen. Auch wären wir, ohne den Papierschnitzel, sicher nie ein Paar geworden."

„Einst auf einem Balle stand ich im Tanz nicht weit von ihr. Noch figurirte sie die Reihe

hinauf, und verlor bei dieser Gelegenheit, an mir vorüber walzend, einen kleinen dreieckigten Zettel aus ihrem Busen. Ein junger Laffe, der neben mir stand, ein Etourdi, von dem jedermann fürchtete, daß er über seinen eigenen Witz sich zu Tode lachen würde, sprang zu, hob das Papierchen auf, las es, lachte überlaut, hüpfte zu Julien, hinter der so eben ihre Mutter lauerte, und rief: „Mein gnädiges Fräulein, Sie haben hier ein Zettelchen verloren, das zwar nur klein aber Inhalts schwer ist, und dessen ich Sie nicht berauben will.“

„Ich sah Julien hoch erröthen, ich sah das Auge der Mutter funkeln; mein Instinkt sagte mir, ich müsse das arme Mädchen, obschon ich nie ein Wort mit ihr wechselte, aus einer grausamen Verlegenheit retten; ich trat rasch hinzu, und eben als die knöcherne Hand der Mutter sich schon ausgestreckt hatte, um den Zettel zu empfangen, riß ich ihr die Beute zwischen den Fingern weg, und sagte unwillig: „Mein Herr, ich habe das Papier verloren.“

Er sah mich mit großen Augen an, und stotterte: „Sie? Erlauben Sie, ich habe selbst gesehen —“

„Es wäre anständiger gewesen“, fiel ich ihm ins Wort, wenn Sie nichts gesehen hätten. Der Zettel enthält ein kleines Geheimniß, welches niemanden interessirt, als mich.“

„Wirklich?“ meinte der Laffe, und sah dabei nach seiner Art recht pfiffig aus, „ei so verrathen Sie mir nur das erste Wörtchen, damit ich höre, ob Sie in der That ein Recht an diesem Zettel haben.“

„Morgen früh um sechs Uhr“, sagte ich ihm halb laut ins Ohr, „will ich Ihnen vor dem neuen Thore den ganzen Zettel vorlesen, wenn es ihnen beliebt.“

Mit diesen Worten wandte ich ihm den Rükken, und er hatte nicht den Muth, die Szene weiter fortzuspinnen. Halbe Blicke, die ich nachher auf Julien und ihre Mutter warf, verriethen mir, daß ich meinen Zweck erreicht hatte. Die Mutter schien beruhigt, und der Tochter Augen suchten mich oft, um mir freundlich zu danken.

„Ich war doch neugierig auf den Inhalt des Zettels, schlich in ein Nebenzimmer und las die mit Bleistift geschriebenen Worte: „Um eilf Uhr, auf der Treppe, die in den Garten führt, das letzte Lebewohl. — Ein Ren-

dezvous, dachte ich, wie wird das ablaufen? Wird die Mutter sie aus den Augen lassen? und wird nicht vielleicht gar der junge Laffe, der diese Worte zuerst gelesen, unverschämt genug sein, sich auf der Gartentreppe zum dritten Manne aufzudringen? — Der Zufall hat mich nun einmal zum Ritter des schönen Mädchens erkohren; ich muß schon sehen, wie ich die Klippen ihr aus dem Wege räume."

„Die Uhr ging schon stark auf eilf. Ich begab mich in den Saal zurück, die Mutter suchend, von der ich nichts weiter wußte, als daß sie eine leidenschaftliche Spielerin war, mit der aber niemand spielen mochte, weil sie unausstehlich zankte. Ich sah sie neben Julien sitzen, und sah in den Augen der letztern eine ängstliche Verwirrung. Mit erkünstelter Unbefangenheit trat ich hinzu, und fragte die gnädige Frau, ob ihr eine Parthie l'Hombre gefällig sei? — O ja, war die freundliche Antwort. Es fehlte nur noch der dritte Mann, dazu wählte ich den jungen Herrn, den ich richtig schon lauernd an der Thür fand, die in den Garten führte. Er wollte nicht spielen; als ich ihm aber die Hand sehr bedeutend drückte, und ihm sagte, er werde mir einen

Gefallen erzeigen, so folgte er mir zum Nebentisch, an dem ich einige langweilige Stunden zubrachte, und die Mutter mit der größten Artigkeit gewinnen ließ."

„Erst nach Mitternacht standen wir auf, und ich schickte mich an, nach Hause zu fahren, als mich jemand leise auf die Achsel klopfte. Es war ein junger, mir unbekannter Offizier, der mich heftig bat, ihm noch einige Augenblicke zu schenken. Ich folgte ihm in den Garten. Da umarmte er mich herzlich und sagte: „Sie haben durch Ihr edles Benehmen mein ganzes Vertrauen gewonnen. Ich habe den Zettel geschrieben. Ich liebe Julien von N**, und werde von ihr geliebt. Aber ich bin arm, und ihre Mutter hat mich schnöde abgewiesen. Morgen gehe ich zur Armee, mit dem festen Vorsatz, mir Julien zu verdienen oder den Tod zu finden. Daß ich ihr heute das letzte Lebewohl sagen konnte, verdanke ich Ihnen. Vollenden Sie das Werk Ihrer Großmuth, gewähren Sie mir noch eine Bitte."

„Mit Vergnügen", antwortete ich dem interessanten, jungen Mann, dessen tiefe Rührung auch mich ergriff. Seine Bitte war: die Briefe, die er an Julien schreiben wollte, an mich addres-

siren zu dürfen, weil er keinen Freund habe, auf den er sich verlassen könne. Ich versprach es gern, begleitete ihn auch noch am andern Morgen zwei Meilen weit, und ließ mich unterrichten, wie ich es anzufangen hätte, die Briefe sicher in Juliens Hände zu spielen. Er drückte mich noch einmal schluchzend an seine Brust und eilte auf die Heldenbahn."

„Bei Juliens Mutter hatte mich das liberale l'Hombre, welches ich mit ihr auf dem Balle gespielt, so in Gunst gesetzt, daß sie nun in allen Gesellschaften mich aufsuchte, um ihre Parthie zu machen, und es währte nicht lange, so lud sie mich auch in ihr Haus; folglich hatte ich immer die beste Gelegenheit, Julien die Briefe ihres Geliebten verstohlen einzuhändigen, leider aber auch Gelegenheit, ihre Reize täglich zu bewundern, die Eigenschaften ihres Geistes und Herzens täglich höher schätzen zu lernen. Anfangs war sie schüchtern gegen mich, aber nach und nach wurde sie so zutraulich, wie eine Schwester gegen ihren Bruder, und erlaubte sich kleine Freiheiten mit mir, die meiner eigenen Freiheit einen schmählichen Untergang drohten. Sie empfing mich z. B. oft im Neglige, sie legte im Gespräch

bisweilen ihre Hand auf die meinige, und mehr dergleichen, was gegen den Vertrauten ihrer Liebe ihr nicht unanständig schien, mir aber nach und nach ein solches Herzklopfen verursachte, daß ich wohl merkte, es werde am Ende mit meiner Rolle übel ablaufen.“

„Vier Monate lang hatte dies geheime Verständniß gewährt, der Feldzug nahte seinem Ende. Der Geliebte war zum Hauptmann ernannt, und schwärmte schon in allen Briefen von der Seligkeit, die seine Zurückkunft ihm verhieß. Ich hatte mir vorgenommen, diesen peinlichen Augenblick nicht abzuwarten, sondern den Tag vor seiner Ankunft eine Reise anzutreten, um in der Entfernung den ungebetenen Gast los zu werden, der sich immer tiefer bei mir einstellte. — Da lief plötzlich die Nachricht ein, der Hauptmann W* sei in einem der letzten Scharmützel geblieben. Diese Trauerbotschaft Julien zu hinterbringen, war das schwerste Geschäft, das mir in meinem Leben zu Theil geworden. Ihren Schmerz, ihre Verzweifelung zu beschreiben, werdet Ihr mir erlassen. Ich versuchte nicht, sie zu trösten, ich weinte nur mit ihr, ließ von dem geliebten Todten mir erzählen, und immer wieder dasselbe

erzählen, las seine Briefe zwanzigmal mit ihr durch, und stimmte warm in sein Lob. So fand ich den Weg zu ihrem Herzen. Das währte fast ein Jahr. Nach und nach versiegten die Thränen, die Briefe wurden seltener gelesen, die Verzweifelung machte endlich der Schwermuth, die Schwermuth einer sanften Ruhe Platz, und nur die süße Gewohnheit, mich als einen sichern, liebevollen Freund zu betrachten, wurde mit jedem Tage inniger. Ich war Julien nothwendig geworden. Ich wagte endlich leise Winke, halbe Worte, die anfangs nur durch Seufzer, dann durch freundlich wehmüthige Blicke beantwortet wurden, und kurz, der selige Tag erschien, an dem Juliens Vertrauter die Stelle ihres Geliebten einnahm, die er nun seit drei Jahren als der glücklichste Gatte behauptet. Dank sei es dem verlornen Papierschnitzel!“

Die Freunde griffen zu den Gläsern und stießen fröhlich an. „Ich glaube fast“, meinte B, „wenn jeder, dem es wohl geht, auf den Ursprung seines Glückes zurückgehen wollte oder könnte, so würde er, gleich uns, auf Spinnen und Stecknadeln stoßen.“

Kotzebue.

Das früheste Glück.

Gleich der Sehnsucht, die aus weiter Ferne
Wehmuthsvoll zur theuern Heimath führt,
Die in stillen Stunden immer gerne
In verlorne Himmel sich verliert:
Eilt mein Geist zurück zu den Gestaden,
Wo der Kindheit süßer Traum verschwand,
Wo im Silberspiegel der Najaden
Hell das Bild des Lebens vor uns stand.

Gleich dem Quellgeräusch war dort die Klage,
Freude sang der Lerche Frühgesang;
Alles Sein glich einem Frühlingstage,
Kummer flog wie leichter Wolkengang.
Damals tauchte Hofnung ihre Flügel
In die Fluthen reiner Phantasie,
Goldne Sonnen barg uns jeder Hügel,
Und des Lebens Mühen sahn wir nie.

Freundlich kam auf halbem Weg entgegen,
Uns die Freundschaft mit dem Engelblick,

Unschuld lächelte mit ihrem Segen
Immer neu blieb treues Freudenglück;
Denn des Herzens Sehnsucht ging nicht weiter,
Als zur grünen Flur, zum Kinderspiel,
Frohsinn, als ein himmlischer Begleiter,
Wies dem kleinen Wunsche sichres Ziel.

Goldne Zeit! wer von dem Blumenlande
Seiner Kindheit dich ins Leben bringt,
Und mit immer grünem Freudenbande
Seines Lebens schönste Zeit umschlingt:
Sieht gelassen Sonnen untergehen
In des Lebens trüben Ozean,
Blickt von der Erinnrung Uferhöhen
Ueber Nacht und Dunkel himmelan.

Die beiden Harfner.

(Aus dem Taschenbuch einer Dichterin aus der Schweiz E. S.)

Es saß mit Rittern bei stattlichem Mahl,
Im Kreise der Jungfraun Helene —
Ihr Ruhm war auf Höhen, ihr Lob im Thal,
Alles sie nannte die Schöne —
Den Rittern, die saßen im Kreise herum,
Vergingen die Worte, als wären sie stumm.

Als man nun kredenzt den goldensten Wein,
Den Felsen in Tiefen verschlossen,
Erhebt sich ein Ritter und schenket ein,
So sprechend: „Ihr edlen Genossen!
Weiß niemand von allen erweckenden Sang,
Zu wecken das Leben bei fröhlichem Klang?“

Und sieh! es treten zwei Sänger herein,
Es rauschen erweckende Töne;
Auch diesen schenkt jetzt der Ritter ein,
Zu wecken ein Loblied der Schöne;

Dem, welchem die Weihe am beßten gelang,
Dem werde der Ring meines Fingers zum Dank.

Der Braune der Sänger begann den Sang,
Zu Ehren der himmlischen Schöne,
Und sagte: „Begehret noch andern Dank,
Wem wurde ein Blick auf Helene?
Wer würdig ihr Lob zu verkündigen wagt,
Wohl allem, was bietet die Erde, entsagt.“

Als nun von dem Blonden man heischt Gesang,
Rührt wundersam mild er die Saiten,
Und schwebt von neuem den Saiten entlang,
Doch Worte den Klang nicht begleiten:
Da murren die Ritter und sprechen: „Woher
Entstammtest du Sänger, an Liedern so leer?“

„Begeistert das Schönst' auf Erden dich nicht?“
Sanft spricht dann bescheiden der Sänger:
„Dem Schönsten verstummt des Sängers Gedicht,
Hier bleib ich, ihr Ritter! nicht länger;
Denn mir ist's geschehen, wie einem geschieht,
Der lange in leuchtenden Sonnenglanz sieht.

Nun rufen die Ritter: „Entscheide du,
Ertheile den Lohn, o du Schöne!

Wem fällt dieser Ring als Würdigung zu?“
Erröthend spricht dieses Helene:
„Ich ehre, was schweigend zu Herzen mir spricht,
Das Lob, welches schweiget, beschämet mich nicht.“

Der Schafhirt und der Philosoph,
oder
die Quelle der Fabeln.

Frei nach dem Englischen des Gay.

Einsam, heiter und zufrieden,
Von der Städte Prunk geschieden,
Lebt' auf seiner stillen Au,
Einst ein Schafhirt, alt und grau.

Vieles hatt' in vielen Jahren
Er bedächtiglich erfahren,
Und so ward im ganzen Land
Weis' und klug er jetzt genannt.

Hold dem Guten, gram dem Bösen,
Trieb er sinnig all sein Wesen,
Und versäumte spät und früh
Seiner Heerden Pflege nie.

Und ein Philosoph der Schule
Hört erstaunt auf hohem Stuhle,

Daß der arme, schlichte Hirt
Weis' und klug gepriesen wird.

Rasch hinaus von seiner Zelle
Fliegt er prüfend hin zur Stelle,
Sucht des seltnen Mannes Spur,
Und erblickt ihn auf der Flur.

„Vater!“ hebt er an zu sagen,
„Seid gegrüßt, und laßt mich fragen,
Euer Ruhm im Land ist groß,
Sprecht, aus welchem Quell er floß!“

„Ließt Ihr einst in frischer Jugend
Roms und Hellas alte Tugend
Nächtlich bei der Lampe Schein
Eures Herzens Lehrer sein?“

„Wagtet Ihr Euch zu versenken
Tief in Platos tiefes Denken,
Oder ward der klare Sinn
Seines Meisters Euch Gewinn?“

„Zogt Ihr von der Heimath Strande
Forschend in entlegne Lande,
Stieg durch ihres Musters Kraft,
Weisheit Euch und Wissenschaft?“

„Nein!“ versetzt der Hirt bescheiden,
„Nimmer riß von diesen Weiden
Hochgelehrter Männer Wort,
Oder fremde Kunst mich fort.

„Was auch sollt' ich weiter schweifen
Und in ferne Länder streiffen,
Wußt ich nicht, daß Heuchelei
Aller Menschen Sünde sei?“

„Oder sollt' ich thöricht hoffen,
Andre spiegeln mir sich offen,
Wenn mich selbst ob eignem Trug
Strafend mein Gewissen schlug?“

„Daß ich aber Wahrheit fasse,
Daß ich Wahn und Bosheit hasse,
Denkt mein Herz in Einfalt nur
Treuem Winken der Natur.“

„Immerdar, mit offnen Sinnen
Sucht' ich Rath mir zu gewinnen
Aus dem Leben um mich her,
Und so hört ich Lehr' auf Lehr'.“

„Eifrig mahnte mich die Biene,
Daß ich Andern nützlich diene;

Und es rief der Emse *) Fleiß:
Sammle vor des Winters Eis!"

Wie die Wachsamkeit, die Treue,
Wie die Dankbarkeit erfreue,
Fühlt ich ob dem Rüden hier,
Der die Heerde schützt mit mir."

„Ohne Falsch die Gattin lieben,
Nimmer quälend sie betrüben,
Lehrt des Täubers Zärtlichkeit,
Die das Täubchen süß erfreut."

„Aus der Henne klugem Sorgen
Ihre schwache Brut zu borgen
Vor des wilden Sperbers Wuth,
Sah ich Vaterpflicht und Muth."

„Auch das Böse lernt' ich meiden,
Und nicht eigne Thorheit leiden,
Weil ich treu blieb auf der Spur
Ernstlich warnender Natur."

„Konnt ich mich voll Dünkel blähen,
Als ich Eul' und Kautz gesehen,

---

*) Ameise.

Wie hochaufgeblasen dumm
Spott sie wecken um und um?"

„Mocht an läppisch-eitlem Schwätzen
Thöricht ich mein Herz ergötzen,
Da der Elster Plauderei'n
All zum Eckel uns umschrei'n?"

„Durft' ich wider Treu und Glauben
Meines Bruders Gut berauben?
Wußt' ich nicht den Wolf gehaßt,
Der von frevelm Raube praßt?"

„Oder sollt' ich schlau mit Ränken
Auf Betrug und Bosheit denken,
Wenn verwünscht des Fuchses List,
Und verfolgt, verworfen ist?"

„Neid, Verläumdung, hämisch Schelten
Konnte nie für Recht mir gelten,
Alldieweil der Kröte Gift
Und die Natter Abscheu trifft."

„Rings in meiner Triften Runde
Ruft mich so mit lautem Munde
Was da lebt zu meiner Pflicht,
Und ich geh' — und grüble nicht."

Also sprach der Hirt, und schweigend,
Ehrerbietig still sich neigend,
Steht der Philosoph — und Preis
Zollt er herzlich jetzt dem Greis.

„Vater", sagt er, „wohl gewonnen,
Nicht aus trübem Quell geronnen
Ist das Lob, das weit und breit
Alt und Jung Euch freudig weiht!"

„Edle Weisheit, die dem Leben
Ziel und Maas versteht zu geben,
Keiner Schule todter Kram
Ist, was Euer Herz vernahm."

„Menschenlehre täuscht und irret,
Und der Schriften Zahl verwirret;
Wahrheit, Tugend, Klugheit, Recht,
Lehrt Natur allein uns ächt."

J. R. Wyß.

Anekdoten aus dem Mittelalter.

Nasred-Dyn-Khodscheh.

Bekanntlich hatten die Großen der Welt sonst gern Zwerge, auf die sie mehr, als auf verdienstvolle Männer hielten — auch Hofnarren hatten sie gern, die aber klüger sein mußten, als gewöhnliche Hofräthe. Nicht nur in Europa, sondern auch im Orient galt diese Sitte des Mittelalters lange Zeit.

Als Tamerlan oder Timur-Leng, der unbarmherzige Verwüster des Morgenlandes, im vierzehnten Jahrhundert vor die Stadt Yenischehr in Kleinasien rückte, waren die Einwohner natürlich in der größten Verzweifelung; denn sie kannten die Grausamkeit dieses Großkhans, der oft zu sagen pflegte: der Fürstenthron ist nur sicher, wenn ihn ein breiter Blutstrom umrauscht. Das Volk von Yenischehr glaubte, es müsse nun auch seinen Tropfen Blut zum Strom zinsen, und machte sich zur tapfersten Gegenwehr gefaßt.

Einer von den Bürgern der Stadt rieth davon ab. Er hieß Nasred-Dyn-Khodscheh, der sonst für einen sehr guten Kopf galt, aber den man diesmal nicht begriff. „Wehren wir uns“, sagte er, „so erbittern wir den Tieger noch mehr, und wir alle müssen mit Weib und Kind über die Klinge springen.“ — Die Bürger sagten: „Es mag sein; wir werden ohnedem springen müssen.“ — „So laßt mich wenigstens zu ihm hinaus gehen ins Lager“, sagte Nasred, „vielleicht bringe ich ihn auf andere Gedanken; denn Timur-Leng ist bei alle dem ein witziger Kopf, und hat noch Ohren für die Wahrheit.“ Die Bürgerschaft ließ es sich gefallen, und Nasred machte Anstalten zur Abreise.

Nun aber widersetzte sich seine Frau. „Laß es gut sein“, sagte er zu ihr: „Timur-Leng ist nicht halb so böse, als ihr Leutchen euch einbildet. Ich denke immer an Hamed, den persischen Dichter.“ — „Und warum denkst du an den?“ fragte die Frau. — „Hamed saß eines Tages beim Großkhan im Bade, und mußte ihn mit Witzspielen unterhalten“, antwortete Nasred: „da fiels dem Großkhan ein, die verfängliche Frage zu thun: Hamed, was ist meine Person

werth? — Ungefähr dreißig Asper, entgegnete der Dichter. — Tropf du, versetzte der Fürst, das Handtuch hier, mit dem ich mich abtrockne, ist schon allein so viel werth. — Ja, erwiederte der Dichter, ich habe es auch wirklich mit in Anschlag gebracht. — Der Großkhan lachte, und Hameds Spaß ward nicht übel genommen. Laß du mich nur gehen. Es kommt darauf an, in welcher Laune ich den gnädigen Herrn finde. Da ich aber nicht ohne Geschenke vor seinem Angesicht erscheinen darf, was für Früchte meinst du, könnten ihm das meiste Vergnügen machen, Feigen oder Melonen?"

„Ohne Zweifel Melonen; denn es ist heiß, und der Herr bekommt sie weit umher nicht so schön, wie die unsrigen."

„Ich dachte wirklich auch das; aber weil du mir den Rath giebst, will ich ihn nicht befolgen; denn Weiberrath gibt in großen Dingen selten Glück. Ich nehme also statt der Melonen Feigen."

Nasred ging hinaus ins feindliche Lager. Tamerlan ließ den Abgesandten vor sich bringen. Er kannte ihn schon durch den Ruf als einen geistreichen Mann. Wie aber Nasred ihm das Geschenk überreichte, und ehrerbietig mit seinem

Kahlkopf vor dem Eroberer Asiens stand, beliebte es diesem, die Unterhandlungen damit anzufangen, daß er allergnädigst geruhte, eine Feige um die andere gegen Nasreds kahlen Kopf zu schleudern.

„Diese seltsame Zeremonie brachte den Gesandten gar nicht aus der Fassung. Bei jedem Wurf, der ihn traf, sagte er ganz trocken: „Gott sei Lob und Dank! — Vortrefflich! — Der Himmel sei gepriesen!“ — Tamerlan ward doch neugierig, und fragte ihn um die Ursache dieser Ausrufungen.

Der Gesandte antwortete ganz kaltblütig: „Ich danke Gott, daß ich auch diesmal nicht dem Rath meiner Frau folgte. Denn hätte ich Ew. Majestät, wie sie vorschlug, Melonen gebracht, statt der Feigen, so wäre mein Kopf schon längst vom Rumpf weg.“ — Tamerlan lachte, behielt den Spaßvogel, oder vielmehr diesen türkischen Aesop, drei Tage bei sich im Lager, um sich mit ihm zu unterhalten, und — verschonte die Stadt Venischehr mit der Plünderung.

Christliche Frömmigkeit.

St. Eloi, ein Heiliger des siebenten Jahrhunderts in Frankreich, dessen theologische Schriften noch heutiges Tages reichen Stoff zur Geschichte der Sitten seines Zeitalters liefern, hat uns in seinen Homilien einen Begriff von dem gegeben, was er, als Bischof von Noyon, für wahres Christenthum hielt. Wir wollen unsern Lesern zur Erbauung eine Stelle aus seinen Predigten mittheilen.

„Wahrlich, ich sage euch!“ sagte der Heilige, „nur der ist ein guter Christ, der fleißig in die Kirche geht; der seine Gabe reichlich auf den Altar des Herrn niederlegt; der von den Früchten seines Fleißes nichts genießt, bis er einen Theil derselben mit kindlichem Gemüthe seinem Gott zum Opfer dargebracht; der bei der Annäherung der heiligen Festtage keusch und züchtig lebt, selbst mit seiner Frau, und zwar mehrere Tage lang, damit er sich dem Altar nahen könne mit reinem Gewissen, und endlich, der das Credo und Paternoster hersagen kann. So kaufet denn eure Sünden von der ewigen Verdammniß los, so lange ihr noch die Mittel dazu habet; bringet

der Geistlichkeit eure Gaben und Zehnten; eilet ohne Unterlaß in die Kirchen; rufet demüthiglich den Schutz der Heiligen an; dann, meine andächtigen Freunde und Zuhörer, ja dann könnet ihr mit Zuversicht treten vor den Stuhl des ewigen Richters; dann könnet ihr sagen: Gieb uns, Herr, denn wir haben dir auch gegeben!" *)

Zufolge dieser Maximen sagte der fromme Mann auch eines Tages zum König Dagobert von Frankreich ganz bescheiden: „Gebet mir doch, mein Fürst, das Ländchen Solignac. Es gäbe gar gute Materialien für Euch und mich, eine Leiter daraus zu machen, auf welcher wir in den Himmel steigen könnten." Das geschah denn auch. Die Leiter bestand aus einem großen Kloster, worin 150 Mönche wohnten.

Bücherpreise.

Man klagt doch heutiges Tages wohl mit Unrecht gegen die Buchhändler und ihre hohen Bücherpreise, um die Diebereien der Nachdrucker zu entschuldigen. — Vor Zeiten war das anders,

---

*) DACHER. *Specil. vet. script. Vol. 2, p. 94.*

da noch keine Buchdruckerei erfunden war. Erst im eilften Jahrhundert erfand man das Papiermachen.

Um sich einen Begriff von ehemaligen Preisen der Bücher zu machen, nur zwei Beispiele.

Eine Gräfin von Anjou, die gern eine Abschrift von Haimons Homilien gekauft hätte, zahlte für diese Predigten des Bischofs von Halberstadt zweihundert Stück Schafe, fünf Viertel Waizen, eben soviel Roggen und eben soviel Hirse.

Noch im fünfzehnten Jahrhundert, da König Ludwig XI von Frankreich von der medizinischen Fakultät in Paris die Werke des arabischen Arztes Rases leihen wollte, mußte er ihr nicht nur eine beträchtliche Menge Silbergeschirr zum Unterpfand geben, sondern er war genöthigt, noch einen reichen Herrn mit Hab und Gut als Bürgen zu stellen, daß er das Buch wieder zurückgeben werde.

Ermuthigung.

(Aus Liedern des Herzens.)

Erstes Lied.

Dich traurender Mann mit dem finstern Gesicht,
Und dich, die in Nächten still weinet,
Euch suchet in Liebe des Sängers Gedicht,
Das liebendem Sinne sich einet.
Es möchte euch weihen ein einziges Wort,
Sanft nimmt es den Kummer des Trauernden fort,
Erhebet die Seele zu höherem Schwung,
Vernehmt es, es heißet: „Ermuthigung."

Was gebt ihr dem Grame den brütenden Sinn,
Als wäre der Himmel verloren,
Nicht sehend, wie reinerer Lebensgewinn
Allein ist dem Schmerze erkohren,
Wie dann nur sich aufthut die innere Welt,
Wann Hoffnung und Muth in der äussern zerfällt;

Vernehmt, kehrt die Seele zurücke in sich,
Das Wort aus dem Innern: ermuthige dich!

Ermuthige dich! ja, wer dieses vernahm,
Dem ist auch sein Schutzgeist gegeben;
Es beut ihm Erheitrung wohl selber der Gram,
Und führt ihn zurücke in's Leben.
Er findet wie nimmer Zerstörbares blüht,
In reinem, geläuterten, hohen Gemüth,
Wie kommt von den Sternen der freudige Muth,
Wann stille der Blick auf Versunkenem ruht.

Und mächtiger dringt aus dem Herzen hervor
Der Wille, das Rechte zu fassen,
Der Glaube, der nimmer die Hoffnung verlor,
Und nirgends sich wähnet verlassen;
Der fest an der alten Erfahrung sich hält:
Daß nimmer versiegen die Kräfte der Welt,
Daß immer und ewig Verborgnes geschieht,
Das erst wann es blühet, das Auge ersieht.

Vertraue dem Leben! vertraue der Welt!
Dem Willen des Guten! dem Schönen!
So lange ein Strahl aus dem Aether noch fällt,
Laß Freude dein Herz dir versöhnen;

Nimm Gutes, nimm Böses, wie bringt es die Zeit,
Besiege in Kraft und in Milde das Leid!
Und werde in liebendem Hoffen stets jung,
Dann weißt du was heißet: Ermuthigung.

Zweites Lied.

Ob selbst es auch schiene, als hätt' ein Geschick
Sich gegen dich feindlich verschworen,
Als brächte dir Unstern, was andern bringt Glück,
Als wäre die Liebe verloren.
Doch lasse nicht ab zu vertrauen der Huld
Der Götter, und hoffe in Treu und Geduld!
Ein Genius sei dir dein besseres Ich,
Dir sprechend in Nächten: ermuthige dich!

Nicht unter geht Liebe! wie feindlich auch droht
Die Fluth am Gestade der Zeiten,
Dem findet sich immer ein Freund in der Noth
Den Unschuld und Tugend begleiten.

Jetzt, da du noch klagest, beut dir sich
das Gold!
Die helleren Sterne — blick' auf! —
sind dir hold!
Der Gute trägt Götter und Schicksal
in sich,
Ermuthige dich! ermuthige dich!

Rom, im Januar 1812.

Karl Graß.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Auswahl kleiner Romane und Gedichte für Freunde einer aufheiternden Lektü
re

Bd.: 4

Aarau 1812

P.o.germ. 63 d-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10104922-8